Merkwürdige
Bekehrungsgeschichten.

Gesammelt

und

als Supplement des kathol. Exempelbuches

herausgegeben

von

Dr. Ferdinand Ignaz Herbst,
Pfarrer in Obergiesing.

Regensburg, 1845.
Verlag von Georg Joseph Manz.

Merkwürdige

Bekehrungsgeschichten.

Gesammelt

und

als Supplement des kathol. Exempelbuches

herausgegeben

von

Dr. Ferdinand Ignaz Herbst,
Pfarrer in Obergiesing.

Regensburg, 1845.
Verlag von Georg Joseph Manz.

Erste Abtheilung.

Bekehrung von Sünden der Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens.

Die Bekehrung des Sünders, sofern sie durch Buße zur Rechtfertigung wird, ist das Werk göttlicher und menschlicher Thätigkeit zugleich. Der nähere Hergang ist dieser. Der Mensch, der durch die Sünde von Gott und seinem Reiche sich getrennt hat, wird, ohne irgend einen Anspruch auf Begnadigung machen zu können, zu dem göttlichen Reiche zurückgerufen. Der göttliche an ihn um Christi willen ergehende Ruf kündigt sich äußerlich und innerlich zugleich an: äußerlich durch das Wort des Evangeliums, die Predigt, bisweilen auch durch außerordentliche, den Sünder erschütternde Ereignisse; innerlich durch die Thätigkeit des heiligen Geistes, der die schlummernden Kräfte des geistig todten Menschen erweckt und denselben antreibt, den alten Menschen auszuziehen, d. h. alle Werke der Finsterniß abzulegen und in Christo Jesu ein ganz neuer Mensch zu werden, geschaffen nach Gerechtigkeit und Heiligkeit. Mit diesem Rufe kommt die Gnade dem Menschen stets zuvor; aber damit es zur Erneuerung im Geiste, zur Rechtfertigung durch Buße mit ihm komme, muß er die Gnade ergreifen und mit ihr wirken. Hört nun der Sünder auf den an ihn ergangenen Ruf, so ist der Glaube an Gottes Wort die

erste Wirkung des heiligen Geistes im Menschen. Nun vernimmt er, wie groß das Verderben der Welt, wie furchtbar, in Folge der Sünde, die Verfinsterung des Geistes, die Verderbtheit des Herzens sei; zugleich aber lernt er die überfließende Gnade und Barmherzigkeit Gottes kennen. Denn „so sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, damit Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben" Joh. 3, 16: Die Kunde von solcher Liebe erschüttert den Sünder. Indem er das, was er ist, mit dem vergleicht, was er nach dem geoffenbarten Willen Gottes seyn sollte; indem er erfährt, so groß sei das Verderben der Welt, daß es nur durch die Dazwischenkunft des Sohnes Gottes getilgt werden konnte, gelangt er zur wahren Selbsterkenntniß und wird zugleich mit heilsamer Furcht vor den Strafgerichten Gottes erfüllt. Da wendet er sich an die göttliche Barmherzigkeit in Christo Jesu, und faßt die vertrauensvolle Hoffnung, daß auch ihm um der Verdienste Christi willen Vergebung der Sünden zu Theil werden möge. In dieser Hoffnung geht ihm die unendliche Menschenfreundlichkeit Gottes auf. Aus Dank beginnt er die Liebe des Allbarmherzigen zu erwiedern: er thut Buße. So hebt die Rechtfertigung des Menschen vor Gott an. Bleibt er nur dem mit ihm angefangenen guten Werke treu, so theilt sich ihm der heilige Geist in immer reicherer Fülle mit und gießt die heilige Liebe in seinem Herzen aus, so daß der Mensch, von der Sünde befreit, ein neues Leben anfängt, vor Gott wirklich gerecht ist, gute Werke als Früchte der erneuerten Gesinnung wirkt und von Gerechtigkeit zu Gerechtigkeit fortschreitet, bis er zuletzt als Lohn die ewige Seligkeit davonträgt.

Die meisten Sünden begeht der irdisch gesinnte Mensch aus Genußsucht, Habsucht und Ehrsucht, nach der bekannten Stelle 1 Joh. 2, 15 ff. „Habet nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist . . . denn alles, was in der Welt ist, das ist die Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens. Und die Welt vergeht mit ihrer

Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit." Nach diesem apostolischen Wort sind zunächst die von uns gesammelten Bekehrungsgeschichten geordnet.

I. Bekehrung von Sünden der Fleischeslust.

1. Eudoxia.

Eudoxia oder Eudokia, gebürtig aus Samaria, lebte zur Zeit des Kaisers Trajan im Anfange des zweiten Jahrhunderts. Sie besaß viel Verstand, ein heiteres Gemüth und war reizend schön. Aber diese Gaben Gottes wurden ihr, wie Allen, die bei großen Naturanlagen ohne Glauben, ohne Demuth und Zucht leben, nur zum größern Falle und Verderben ihrer Seele. Sie ward eitel, leichtfertig in Geberden, gefallsüchtig. Auf Kleiderpracht und glänzende Gesellschaft, auf die vergänglichen Freuden dieser Welt war all ihr Sinnen und Trachten gerichtet, denn, wie der Apostel sagt Röm. 8, 5, die fleischlich sind, trachten nach dem, was des Fleisches ist.

So befangen in der Weltlust verließ sie Samaria und ging nach Heliopolis, einer großen Stadt Ciliziens, um im fremden Lande, den Augen der Eltern und Verwandten entzogen, desto freier und ausgelassener leben zu können. Der Reiz ihrer Schönheit, die freien einnehmenden Geberden, die weichliche und kostbare Kleidung, der Glanz ihrer Wohnung, und ihr Bestreben, bei den Großen und Reichen Bekanntschaft zu machen, verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht; sie gewann viele Liebhaber und Sklaven ihrer Reize, und so trieb sie mit der Sünde ein Gewerbe. Sie galt in der Stadt als das schönste, reichste, aber auch leichtfertigste Weibsbild, und ward dadurch Vielen zum Falle und Verderben.

Während nun Eudoxia im Sündendienste zum allgemeinen Aergernisse fort lebte, und das Sündenmaaß anfüllte, gefiel es Gott nach dem Uebermaaße seiner Barmherzigkeit auf diese Sünderin, wie einst auf jene Samariterin beim Jakobsbrunnen,

mit Gnade herabzusehen und ihr das Quellwasser des ewigen Lebens zu öffnen; denn Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Die Bekehrung geschah auf folgende Weise:

Ein Mönch, Germanus mit Namen, reiste durch Heliopolis, und kehrte bei seinem hier wohnenden Verwandten ein, der ein Christ war. Dieser Mönch stand nach Mitternacht auf, um die Metten zu beten, und nachher las er, um den Schlaf zu vertreiben, mit lauter Stimme von den schrecklichen Peinen der Hölle und den unaussprechlichen Freuden des Himmels. Da des Christen Haus an jenes der Eudoxia so nahe angrenzte, daß ihre Schlafkammer nur durch eine dünne Scheidewand gesondert war, so erwachte sie von dem Beten und Lesen des frommen Mönches, hörte ihm zu, und aus Neugierde ließ sie ihn früh Morgens zu sich bitten, um von ihm die Bedeutung solcher Lebensweise und seiner Andacht zu vernehmen. Germanus, der die Sünderin nicht kannte, aber gutmüthig war, ging hin. Eudoxia fragte ihn: „Was führst du für ein Leben? was für einen Stand? ich weiß nicht, was du diese Nacht gethan, und warum du im Reden so laut gewesen, da du doch allein warst.“ Der fromme Diener Gottes gab ihr Aufschluß über seine Lebensweise, seine Andachten, legte ihr den Grund davon vor Augen, und redete ganz ernst und eindringlich von dem Ausgange eines frommen und eines bösen Lebens, von Himmel und Hölle, weil ihm das Herz von seiner Betrachtung ganz voll und warm war.

Die Rede traf wie ein Blitz die Sünderin. Weinend und händeringend rief sie: „so bin ich denn eine Verdammte, und auf ewig verloren!“ Germanus fragte sie, was sie denn glaube, und wie sie gelebt habe? Sie sagte: „Ich bin zwar des Samariter-Glaubens, lebe aber ganz nach Trieb und Lust der Natur; ach, sieh doch zu, ob ich der Höllenstrafe noch entgehen könne!“ Germanus antwortete: „Wenn du dich von ganzem Herzen zu Gott bekehrest, so ist er gnädig und vergibt dir deine Sünden in Jesu Christo seinem Sohne; denn Ihn

hat er zum Heile der Sünder dargegeben." „Was soll ich denn thun?" fragte jetzt Eudoxia. Der Diener Gottes sagte ihr: „Um zum Heil zu gelangen, ist dir vor Allem nöthig die Buße, der Glaube und die Taufe; höre also auf zu sündigen, laß einen katholischen Priester kommen, vernimm von ihm das Wort des Lebens, die Anleitung zur Buße und zur Heiligkeit, und wenn du glaubest und treu folgest, so wird dir die Taufe zur Vergebung der Sünden ertheilt werden." „O ja, vom Herzen gerne," versetzte sie, und ließ durch einen Diener einen Priester zu sich bitten.

Der Priester kömmt, aber wie erstaunt er, da er die bekannte Sünderin vor sich sieht! Sie aber fällt ihm zu Füßen, bittet mit weinenden Augen um das Wort des Lebens und um die Taufe, bekennet, sie sei eine große Sünderin; aber sie höre, die Gnade Gottes in Jesu Christo sei größer, als ihre Sünden, und das flöße ihr Muth ein. Der Priester lobt Gott wegen seiner unendlichen Gnade und Barmherzigkeit, und sagt zur Büßerin: „Der Bußfertige betrachtet Gottes Heiligkeit, und dagegen seine eigne Unwürdigkeit; Gottes Gerechtigkeit, und seine Verdammungswürdigkeit; Gottes Güte, und seinen Undank; Gottes unendliche Majestät, und seine gänzliche Nichtigkeit und Heillosigkeit; und so wird und muß die vorige Fleischeslust in Angst und Trauer, der eitle selbstsüchtige Sinn in Demuth und Selbstverläugnung, und die Gottesvergessenheit in Anhänglichkeit und Liebe Gottes verwandelt werden; so lebt der Büßende nimmer aus eigner Lust im selbstischen Willen, sondern aus Gott und seinem Willen und durch Gnade, für Gott und seine Ehre und seinen Dienst; so wird er bekehrt und geheiligt, und erfährt die Gnade Gottes an seiner Seele. Eudoxia! fange deine Buße damit an, daß du deine eitle weichliche Kleidung ablegest, und dich in Zucht und Ehrbarkeit bekleidest; daß du dich der Gesellschaft der Menschen entziehest, und einsam lebest; und daß du durch 8 Tage dich in Fasten, in Gebet, in Betrachtung deines Sündenlebens, und der unendlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes übest."

Eudoxia übernahm die Buße mit ganz zerknirschtem Herzen; und als der heilige Germanus nach acht Tagen sie besuchte, fand er sie an Seele und Leib ganz umgeändert, ihre Seele so gottselig, den Leib so abgezehrt, daß er an ihr die vorige Sünderin nimmer fand und nimmer erkannte, und er sich über Gottes Gnade und ihren Geist der Buße höchlich verwundern mußte. Die Büßerin aber sagte zu ihm: „Danket doch dem lieben Gott, daß er mir Unwürdigen solche Barmherzigkeit erwiesen! Die ersten sechs Tage konnte ich nichts als weinen über meine Sünden und Gottes Güte gegen mich; und da ich am siebenten Tage voll Reue und Schmerz auf der Erde lag und betete, sah ich mich plötzlich mit großem Glanze umgeben, neben mir stand ein Engel, (sie hielt ihn für den Erzengel Michael) der hob mich auf von der Erde, erhob mich bis zum Himmel, zeigte mir Schaaren der Engel, die sich meiner freuten und mir Glück wünschten, daß ich nun in ihre Gesellschaft gehöre. Da ich in diesem Gesichte vertieft war, bemerkte ich neben mir ein ungeheures Thier, das mit schrecklichem Geheule sich gegen Gott beklagte: eine Seele als sein Eigenthum werde ihm entrissen wider alles Recht; aber eine himmlische Stimme vertrieb das Unthier mit den Worten: es gefalle Gott, Gnade zu geben den reuigen Sündern. Diese Stimme tröstete mich, und versicherte mich des göttlichen Wohlgefallens und seines Beistandes. Nun, fuhr sie fort, bitte ich Euch, seid mein geistlicher Führer auf dem Wege der Buße und des Heils, und saget mir: was soll ich thun, um Gott zu danken für seine unaussprechliche Güte, um ihm zu gefallen, ihm zu dienen?" Der Diener Gottes, voll Freude und Bewunderung über die große Barmherzigkeit Gottes, versprach ihr seine Hilfe, gab ihr Anleitung zum geistlichen Kampfe und gottseligen Leben, wies sie hin zum Bischofe dieses Ortes, um von ihm nähere Unterweisung in der Heilslehre und die heilige Taufe zu begehren und zu empfangen; und schied für eine kurze Zeit von ihr, weil er sie so bußfertig und heilsbegierig verlassen konnte.

Der Bischof hatte von ihrer Bekehrung Nachricht erhalten, zweifelte aber an ihrer Aufrichtigkeit und treuem Bestande. Die Büßerin geht im Bußkleide zu ihm hin, fällt vor ihm nieder, weinet und bittet ihn um die Aufnahme unter die Gläubigen mittels der heiligen Taufe. Der Bischof erfüllt ihr Verlangen unter Lobpreisung dieses Wunders der Gnade.

Eudoxia, aus einer öffentlichen Sünderin eine bußfertige Christin geworden, zeigt jetzt, was die Gnade am innern Menschen vermag. Sie verachtet nun alle Ehre, Reichthum und Lust dieser Welt, sie nimmt Geist und Leib in strenge Zucht, und beschäftiget sich mit Gott in Gebet und Betrachtung seiner wunderbaren Güte. Um alle Bande mit der Welt zu lösen und alle Sündenfolgen zu tilgen, entläßt sie ihre Sklaven und Bediente, beschenkt sie reichlich, ermahnet sie zur Buße und Furcht Gottes. „Folget mir nach," ruft sie ihnen zu, „ich habe euch das Beispiel der Sünde gegeben, ich will euch nun auch das Beispiel der Buße geben." All ihr Vermögen läßt sie durch den Bischof den Armen austheilen; ihrem Leibe gestattet sie kaum mehr die nöthige Nahrung, unterwirft ihn aber desto mehr Bußübungen; dem Geiste entzieht sie alle irdische Lust, nährt ihn aber mit Gebet; sie ist die meiste Zeit in der Kirche, und ihr Bußkleid zieht sie nimmer aus. So ward sie, wie vorher zum Aergerniß, so jetzt allen Menschen zu einem Tugendspiegel. Als der heilige Germanus sie wieder besuchte, fand er sie schon zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gediehen; er nahm sie mit sich in die Einöde, um ihren Bußeifer zu vollenden; und so ward ihr folgendes Leben eine stete Bußübung und ein lauteres Gebet.

Aber jetzt kamen schwere Prüfungen über die Büßerin; denn nachdem sie Gottes Gnade so reichlich erfahren hatte, gefiel es Gott, ihren Bußeifer und ihre Tugendhaftigkeit auf die Probe zu stellen, um sowohl die Macht seiner Gnade, als auch die Liebe und Treue seiner Dienerin desto mehr zu verherrlichen. Begreiflicher Weise konnten jene Weltkinder, die der Eudoxia ehemalige Gefährten in der Sünde waren, ihren

Bußeifer nicht fassen, und vom Erbfeinde alles Heils, dem Teufel, läßt sich erwarten, daß er seine Praktiken auch in diesem Falle nicht sparte. So geschah es, daß ein boshafter Jüngling den Entschluß faßte, diese Büßerin aus der Einöde zu entführen. Wie der Teufel sich in einen Engel des Lichts verkleidet, um Seelen desto sicherer zu fangen, so verkleidete sich dieser Jüngling in Mönchsgestalt, ging zum heiligen Germanus und bat fußfällig um Aufnahme in die Einsamkeit. Der Heilige stellte ihm vor, wie rauh die Lebensart der Mönche in der Wüste sei, und wie sie jedem unerträglich werden müsse, der nicht dazu berufen sei. Er erwiederte: es sei zwar bedenklich, aber das Beispiel der bekannten Sünderin Eudoria spreche ihm Muth ein, und er hoffe durch ihre Ermahnungen und als Augenzeuge ihrer Buße alle Beschwernisse zu überwinden, wenn ihm nur Zutritt zu ihr gestattet werde.

Den schönen Worten glaubte Germanus, und ließ ihn zu Eudoria kommen. Die fromme Büßerin, von Gott erleuchtet, durchschaute den Bösewicht, hielt ihm mit scharfer Rüge seine frevelhafte Absicht vor, und — todt fiel er vor ihren Füßen nieder. Sie aber begab sich für den armen Sünder in's Gebet, von Gott auch ihm jene Gnade der Buße erflehend, die ihr widerfahren; er lebte wieder auf, und sie rettete ihm die Seele.

Nach dieser Versuchung, die für Eudoria so herrlich endete, folgte eine andere. Sie ward beim Landpfleger Aurelian als Christin mit der Versicherung angegeben, sie habe unermeßliche Reichthümer; er könne selbe bei ihr abholen lassen. Dem Landpfleger war das willkommen; er schickte also einen Diener mit Mannschaft hin, das Geld in Empfang zu nehmen. Allein auch da half Gott zur rechten Zeit; er gab seiner frommen Dienerin die große Gefahr, aber auch seinen Schutz zu erkennen. Ihre Waffe war das Gebet. Die Soldaten wurden durch eine geheime Gewalt von der Zelle abgehalten und durch ein wildes Thier getödtet, bis auf drei, welche die Flucht ergriffen und den Ausgang dem Landpfleger meldeten. Der Sohn des Landpflegers, hierüber erzürnt, nimmt eine größere Mann-

schaft zu sich, und will das Geld selbst abholen; er wird aber noch vor Abend von seinem Pferde todt geschlagen. Der Landpfleger wird darüber grimmig und rasend, und entschließt sich, an Eudoxia Rache zu nehmen. Allein ein gewisser Herr, Philostratus mit Namen, mißrieth ihm sein Vorhaben und alle Rache, und ermahnte ihn: er solle vielmehr sich mit aller Demuth der Eudoxia in ihr Gebet für das Leben seines Sohnes empfehlen. Aurelian thut es, schreibt einen Brief an sie, worin er Abbitte thut und um ihre Fürbitte für seinen Sohn anhält. Eudoxia verzeiht nicht nur, sondern betet auch für ihren Feind, antwortet dem betrübten Vater, und bezeichnet den Brief mit einem dreifachen Kreuze statt des Siegels. Dieses Antwortschreiben wird auf den Leichnam des Sohnes gelegt, und der Sohn steht auf frisch und gesund. Solches Wunder wirkte an Aurelian und seinem ganzen Hause, was Wunder überall wirken sollten, Glauben und heiliges Leben. Der Landpfleger glaubte an Jesus Christus, sein Haus mit ihm, und er starb getrost im Herrn.

So hatte Eudoxia die gefährlichen Versuchungen des Fleisches und des betrüglichen Reichthums durch ein bußfertiges Leben mit Gottes Gnade überwunden und die Probe ihrer Treue der Art bestanden, daß jede Versuchung nur zur Verherrlichung Gottes und zum größern Heile seiner Dienerin gereichte. Es war nur noch um den Sieg in der letzten und größten Versuchung zu thun: es galt das Opfer ihres Leibes und Lebens zur Besiegelung ihres Glaubens an Christus den Gekreuzigten. Wie seufzte sie darnach, ihrem Erlöser jenen Leib, der vorhin sich dem Sündendienste geopfert hatte, zur gänzlichen Versöhnung darzubringen, und das Leben dem zu schenken, der für ihr Heil gestorben war! Es brach unter dem Kaiser Trajan eine Christenverfolgung aus; Eudoxia war in dieser Gegend bekannt ihrer Heiligkeit und der Wunder wegen, die sie wirkte. Der neue Landpfleger Vinzentius ließ ihr in der Stille, um keine Unruhen zu wecken, das Haupt abschlagen. So ward ihre Buße vollendet, und ihr Glaube gekrönet. Welches geschehen

den ersten März im Jahre nach der Geburt unsers Herrn Jesu Christi 114.

2. Angela von Foligni.

Angela, welche von ihrer Geburtsstadt den Beinamen von Foligni führte, wurde in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in Italien geboren. Ihre Aeltern hatten ihr eine gottesfürchtige und tugendhafte Erziehung gegeben, und da sie nicht blos körperlich schön, sondern auch in ihrem Umgange sehr angenehm war, bewarb man sich bald um ihre Hand. Frühzeitig wurde sie die Gattin eines wohlhabenden Mannes.

Zerstreuungen aller Art berauschten indeß die junge Ehefrau Angela anfänglich so sehr, daß ihr der Genuß irdischer Freuden und Vergnügungen nun weit mehr, als Gottesfurcht und Tugend am Herzen lag. Ihr Herz hing bald ganz an zeitlichen Dingen, und da Ueppigkeit in der Kleidung sich überdieß dazu gesellte, war sie bald ein ganzes Weltkind, obgleich sie sich dieses nicht gestehen wollte; und keine, auch noch so liebevolle Ermahnung wollte etwas fruchten, weil sie tausenderlei wichtige Entschuldigungen vorzubringen wußte, wohl gar begreiflich machen wollte: ihr Stand, worin sie lebe, erfordere diese Lebensart, sie müsse ihrem Manne zu gefallen suchen.

Hätte Angela dabei auf Gottesfurcht und Tugend nicht vergessen, hätte sie beherzigt, daß sie Gott noch weit mehr als ihrem Manne zu gefallen suchen müsse, so würde ihr kein Mensch so leicht einen Vorwurf darüber gemacht haben; allein da sie auch bereits als Mutter mehrerer Kinder fortwährend an den Freuden der Welt hing, nur diesen gleichsam lebte, und mit einem Namen-Christenthum, mit einem blossen: Herr! Herr! sagen, sich begnügte, handelte sie immer pflichtwidriger; und eine Folge davon war leider! die, daß sie im Taumel und unter dem fortwährenden Genusse irdischer Vergnügungen ihr Heil ganz vernachläßigte.

Ihr Gewissen erwachte von Zeit zu Zeit, die Stimme Gottes in ihrem Innern machte ihr Vorwürfe; doch sie wußte

sich immer wieder zu beschwichtigen. Der gute Hirt indeß, der Mitleid mit dem verirrten Schäflein hatte, eilte ihr eines Tages nach, erreichte sie bald, und warf einen Strahl seines Lichtes in ihr Herz. Es überfiel sie plötzlich eine solche Furcht vor der Hölle und der ewigen Verdammniß, daß sie bei der Rückerinnerung an ihren bisher geführten sündhaften Wandel häufige Thränen vergoß, und der Vergleich ihres dermaligen Seelenzustandes mit jenem ihrer ersten Kindheit sie mit einem heilsamen Schrecken erfüllte.

Ihre Furcht verwandelte sich endlich in Reue; was zur Folge hatte, daß sie endlich alle Sünden ihres Lebens aufrichtig zu beichten sich entschloß. Aber die strengen Bußübungen, welche der Priester ihr zur Pflicht gemacht hatte, wollten ihr nicht recht von Statten gehen. Es war mehr Furcht vor der Strafe, was ihr Herz bewegt hatte, als eine reine und heilige Liebe Gottes. Doch ihr Bestreben, eine vollkommene Liebe zu Gott in ihrem Innersten zu wecken, gefiel schon Gott, und dieser zündete denn das Feuer einer solchen Liebe in ihr immer mehr und mehr an, dergestalt, daß der Gedanke, den aller Liebe, aller Ehre und Anbetung würdigsten Gott durch ihre Sünden so oft und gröblich beleidigt zu haben, sie weit mehr schmerzte, als alle frühere Furcht vor der ewigen Pein.

Jetzt erst gelangte sie zur Erkenntniß ihres bisherigen Sündenlebens, so wie ihres Elendes und ihres Verderbens. Jetzt sah sie die Größe ihrer Undankbarkeit gegen Denjenigen ein, der auch wegen ihrer Sünden und aus Liebe zu ihr seinem göttlichen Vater gehorsam geworden war bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuze. „Der Anblick meines gekreuzigten Heilandes, so sagte sie in der Folge selbst, erfüllte mich mit Schmerz, weil ich ihm so viele Leiden verursacht habe, und je öfter ich mich dieser Betrachtung nun überließ, desto mehr fühlte ich mein Herz durchglühet von einer, obgleich immer noch unvollkommenen, Liebe und Dankbarkeit.“

Was sie endlich zu Gott, so vollkommen als es einem schwachen, sündhaften Menschen möglich ist, hinzog, war eine

gnadenvolle Erscheinung Jesu Christi selbst, womit er seine bußfertige Dienerin trösten und aufrichten wollte. „Kein Mensch," sagte der Herr zu ihr, „hat eine Entschuldigung, daß er nicht selig werde; er darf nur, wie ein Kranker dem Arzte, seine Krankheit entdecken, und den Verordnungen seines Seelsorgers folgen. Du kannst, mit tausend Krankheiten behaftet, durch die Arznei, die ich dir geben werde, vollkommen geheilt werden. Die Sünden, welche du durch stolzen Haupt- und Haarschmuck begangen hast, büßte ich durch die Schläge auf mein Haupt und die schmerzliche Verspottung mit der Dornenkrone. Die Sünden, die du durch Zierung deines Angesichtes begangen hast, um dir das Wohlgefallen elender Menschen zu erwerben, büßte ich, indem ich angespieen und mit Fäusten in's Gesicht geschlagen ward. Die Sünden deiner Augen, mit denen du so lüstern umherblicktest, büßte ich durch bittere Thränen. Die Sünden deiner Ohren, da du eitlen und schändlichen Reden Gehör gabst, büßte ich durch Anhörung falscher Beschuldigungen, Lästerungen, Verspottungen, und das Geschrei: Kreuzige ihn, kreuzige ihn! Für die Sünden deines Gaumes im Essen und Trinken büßte ich durch Hunger und Durst, und dadurch, daß ich mit Essig und Galle getränkt ward. Was du mittels der Zunge durch eitle Reden, Lästerungen, Verspottungen, Flüche und Lügen gesündiget, büßte ich durch Stillschweigen bei den falschen Anklagen vor den Richtern und durch das Gebet für meine Feinde. Was du durch stolzes Tragen deines Halses, Entblößung deiner Schultern, eitles Tanzen, müßiges Hin- und Herlaufen, um zu sehen und gesehen zu werden, gesündiget, büßte ich, indem ich das schwere Kreuz trug und an Händen und Füßen durchbohrt ward. Die Sünden deines Herzens durch Zorn, Mißgunst, Verdruß, sündhafte Liebe, und durch allerlei Lüste und Begierden, büßte ich durch die Verwundung meiner Seite mit einem Speer. Die Sünden deiner eitlen Kleiderpracht und deines ganzen üppigen Lebens büßte ich durch die Entkleidung meines Leibes und meine Armuth auf Erden."

Angela dachte immer an diese Erscheinung ihres großmü-

thigen und liebreichen Erlösers mit der größten Rührung. Das Kreuz der täglichen Beschwerden in ihrem Stande gleich ihrem Heilande nun stillschweigend auf sich zu nehmen, und Jesu es nachzutragen; alles unrecht erworbene Vermögen wieder zurückzugeben; ihr Herz von den nichtigen und vergänglichen Freuden dieses Lebens immer mehr zu trennen; der Tugend und Gottesfurcht immer eifriger zu leben; kurz in ihrem Stande einen untadelhaften Wandel zu führen, und nie dabei zu vergessen, daß dieses Erdenleben nur eine Prüfungszeit zur Befähigung unserer Seele für den Genuß einer ewig währenden Seligkeit sei: dieß war nun ihr festester Entschluß.

Und sie hielt Wort. Die rauschenden Vergnügungen waren aus ihrem Hause verbannt; von Eitelkeit und Gefallsucht war keine Spur mehr an ihr zu finden; sie suchte ihrem Manne zu gefallen, besonders da dieser bald kränklich wurde, mehr aber noch Gott. Auf ihren Mann in der Art zu wirken, daß auch er seine Seele rettete zum ewigen Leben, war ihre größte Sorge; aber eben so gewissenhaft sorgte sie für die gute und gottesfürchtige Erziehung ihrer Kinder. So wurde sie die Lehrmeisterin der Tugend und Gottesfurcht, ja die Priesterin ihres Hauswesens.

O welche Freude machten ihr nicht bald die Aenderung ihres Wandels und ihre angestrengte Sorge für das Seelenheil ihrer Kinder und Angehörigen! Nun konnte sie auch Ungemach und Trübsal mit christlicher Geduld und Gelassenheit ertragen. Von ihren hoffnungsvollen Kindern erkrankte eines nach dem andern, und es starben mehrere derselben schon vor dem Tode ihres Gatten dahin. Allen stand sie mit der zärtlichsten Liebe bei, und sie unterließ nichts, um Alle Gott zu gewinnen und in ihnen die Zahl der Auserwählten im Himmel zu vermehren.

Nach dem Tode ihres Gatten und aller ihrer Kinder vertheilte sie ihr Vermögen unter die Armen, dann trat sie in den dritten Orden des heiligen Franziskus. Im Kloster zeichnete sich Angela durch einen vollkommenen Gehorsam, durch

eine beispiellose Demuth, und einen hohen Grad von Nächstenliebe aus, so daß sie allen ihren Mitschwestern unendlich theuer und ehrwürdig wurde. Ihre Liebe zu Gott aber hatte eine solche Stufe erreicht, daß sie bei allen schmerzlichen Krankheiten, mit welchen sie zuletzt heimgesucht wurde, Gott nur dankte für die Beweise seiner Liebe; denn so pflegte sie die Krankheiten zu nennen. In ihrer letzten Krankheit hatte sie unaussprechlich zu leiden. Zuletzt verloren sich die entsetzlichen Schmerzen, ein Vorgefühl ewiger Seligkeit erquickte ihr Herz: und so entschlief sie im Kusse des Herrn im Jahre Christi 1309.

Die Kirche hat gestattet, daß die Ordensglieder des heiligen Franziscus sie als eine Selige verehren dürfen, und sie feiern ihr Andenken jährlich am 30. März.*)

3. Abälard und Heloise.

Peter Abälard, jener durch glänzende Geistesgaben ausgezeichnete Lehrer im eilften Jahrhundert, den man den Vater der Sophistik des Mittelalters, den Patriarchen des neuen Rationalismus genannt hat, war auf dem Gipfel seines Ruhmes, als er an einen Stein des Anstosses gerieth, der ihn plötzlich zu Fall brachte. In Paris lebte nämlich damals, als der Name Abälard seine wunderbare Wirkung äußerte, ein junges Mädchen, welches selbst ein Wunder ihrer Zeit war. Heloise hatte ihr siebenzehntes Jahr noch nicht erreicht, als der Ruf von ihrem geistreichen Wesen und ihren Kenntnissen in ganz Paris erscholl; sie war in der Philosophie, in der Literatur und in allen Künsten bewandert und betrieb mit gleichem Erfolge Griechisch, Hebräisch und Latein. Ihre Schönheit war eben so bewunderungswürdig, als ihr Geist; sie war aber auch die ganze Freude und der Stolz ihres Oheims, des Canonicus Fulbert, der sie erzogen. Er hatte nichts gespart, den glänzenden Ruf seiner Adoptivtochter zu vermehren, und zu

*) Andere Beispiele heiliger Büßerinen s. Exempelbuch II. Th. I. Bd. II. Abschnitt III. 1.

diesem Ende glaubte er nichts Besseres vorkehren zu können, als wenn er sie der Sorgfalt des berühmtesten aller Lehrer anvertraute. Aber damit nicht zufrieden, daß er ihr den Unterricht Abälard's verschafft hatte, wollte er ihr auch noch den Vortheil des täglichen Umgangs zuwenden; er nahm darum Abälard in sein Haus, und übergab ihm ganz und unbedingt Heloisens Erziehung. Abälard stand nicht mehr im jugendlichen Alter, wo das Spiel der Leidenschaften so leicht empfänglichen Boden findet; und überdieß waren der Titel eines Beneficiaten und seine Aussicht, in den geistlichen Stand zu treten, wo ihm eine glänzende Laufbahn bevorstand, so wie die bekannte Strenge des Philosophen, eben so viele Ansprüche auf das Vertrauen des Canonicus. Gleichwohl hinderten alle diese und noch andere heiligere Beweggründe nicht, daß die Leidenschaft das Herz des Lehrers und der Schülerin befleckte. Das Aergerniß mußte öffentlich werden, um endlich Fulberts Verdacht zu erregen. Aber es war nicht mehr Zeit. Abälard entführte die unglückliche Heloise, und geleitete sie insgeheim in die Bretagne. — Bald kehrte er zu Fulbert zurück, entdeckte ihm den traurigen Zustand der Dinge, und bot ihm an, er wolle Heloisen unter der Bedingung ehelichen, daß er die Heirath nicht veröffentliche. Fulbert ist mit Allem zufrieden; und die beiden in seiner Gegenwart verbundenen Gatten leben getrennt, um den Schleier des Geheimnisses über eine Verbindung zu werfen, die dem Rufe des Philosophen schaden und seine Zukunft gefährden konnte. Das Geheimniß konnte jedoch nicht verborgen bleiben. Fulbert verbreitete es selbst, um die Ehre seiner Nichte zu retten; diese aber, für den vermeintlichen Ruhm Abälard's mehr als für ihre eigene Ehre besorgt, stellte ihre Verehelichung laut in Abrede. Unter diesen Umständen verschaffte Abälard seiner Gattin, um sie vor Fulberts Verfolgungen sicher zu stellen, eine Zufluchtsstätte im Kloster Argenteuil.

Bekannt ist, welch schnöde Rache der beleidigte Fulbert an Abälard nahm. Dieser, sich selbst unerträglich geworden, wagte es nicht, vor seinen Schülern wieder zu erscheinen;

er verbarg sein beflecktes Leben und die schlecht gelöschte Leidenschaft in einem Kloster. Heloise hatte bereits den Schleier genommen, mehr in der Absicht sich Abälard, als Gott zu weihen; und beide, lange getrennt, unterheilten durch häufigen Briefwechsel die Leidenschaft, die kein Wechsel zu schwächen vermochte. „Ich habe," schreibt Abälard, „in der Philosophie und in der Religion Waffen gesucht, um die Flamme zu bekämpfen, die unser Unglück noch mehr angefacht hat; aber ach! während ich mich durch Gelübde verpflichtet habe, dich zu vergessen, vergesse ich nur diese Gelübde!"

Indeß, sie kam doch noch, die Zeit der Gnade. Nachdem Abälard vor Peter dem Ehrwürdigen, dem gelehrten Abte von Clugny, sein Gewissen aufgeschlossen hatte, fand er Frieden, und fühlte sich an den Ort gefesselt, wo er Frieden gefunden hatte. Er lebte dort noch zwei Jahre, „während welcher," wie die Chronik von Clugny sagt, „alles an ihm göttlich zu seyn schien, sein Geist, seine Rede, seine Handlungen." Seine letzten Zeilen an Heloisen waren diese:

„Du bist das Opfer meiner Liebe gewesen; sei nun auch das Opfer meiner Buße! Erfülle treu, was Gott von dir fordert. Seine Größe findet im Menschen keinen andern Grund seiner Barmherzigkeit, als die Schwachheit. Seufzen wir an den Stufen seiner Altäre über die unsere. Er fordert von uns, um unseren Leiden ein Ziel zu setzen, nur zerknirschte und demüthige Herzen. Möchte unsere Reue eben so bekannt werden, wie unser Vergehen. Wir sind ein trauriges Beispiel von dem schlechten Betragen der Jugend. Wir wollen der Zeit und Nachwelt beweisen, daß die Sühne unserer Verirrungen deren Verzeihung verdiente; wir wollen in uns die Wunder der Gnade anstaunen lassen, weil sie über die Tyrannei unserer Leidenschaften den Sieg davon getragen. Sei nicht muthlos, wenn deine Zärtlichkeit bisweilen zurückkehrt; es ist eine Tugendübung, sie zu besiegen. Die Erkenntniß deines Elends lehre dich die Fehler deiner Gefährtinnen ertragen.... Wenn ich dein Gemüth verdorben, dein Glück verrathen, deinen Ruf vernichtet,

deine Ehre dir geraubt habe, so verzeihe mir, und gedenke der christlichen Liebe, um das Unrecht zu vergessen, das ich dir zugefügt. Die Vorsehung will uns retten; hindern wir sie daran nicht, Heloise; schreibe mir nicht mehr. Dieß ist der letzte Brief, den du von mir empfängst. Aber an welchem Orte ich auch sterbe, werde ich verordnen, daß mein Leichnam nach Paraklet (Heloisens Kloster) gebracht werde. Dann bedarf ich Gebete und keine Thränen; dann wirst du mich wiedersehen, um deine Frömmigkeit zu stärken; und mein Leichnam wird dir dann, beredter als ich selbst, es sagen, was man liebt, wenn man einen Menschen liebt."

4. Späte Reue.

Susanna B. war in O**, einer kleinen, durch ihre vielen Fabriken bekannten Stadt in Deutschland, geboren. Früh schon hatte sie ihre Eltern, welche arme Taglöhner gewesen, verloren; und da sie von frühester Kindheit an allen Versuchungen der Armuth ausgesetzt war, ohne in einer religiösen Erziehung die rechte Schutzwehr gegen dieselben kennen gelernt zu haben, so ward sie bald der Raub eines unordentlichen, wollüstigen Lebens. Weil sie aber in ihrem Geburtsorte nur zu bald als öffentliche Sünderin sich gebrandmarkt sah, so verließ sie diesen, um in größeren Städten mit mehr Frechheit und unbemerkter ihren schändlich fleischlichen Lüsten zu fröhnen. Doch bald ward sie eine Beute des Elendes und der Armuth; und von Noth gedrungen, kehrte sie nach O** zurück, mit dem Vorsatze, sich da niederzulassen und ein ordentlicheres Leben zu führen. Man sah sie blaß, verstört, mit siechem Körper und in Thränen über ihre Ausschweifungen ankommen; aber kaum hatte sie einige Almosen gesammelt, und durch ein etwas ordentlicheres Leben neue Kräfte gewonnen, so wachten auch ihre alten Leidenschaften schon wieder auf, und sie verschwand von Neuem, ohne daß man wußte, wohin sie gegangen war, um Leib und Seele in den Sümpfen der Wollust zu verderben.

Vor etwa drei Jahren kehrte sie endlich wieder nach O** zurück, und Jedermann, der sie sah, erschrack über ihr zerstörtes Aussehen. Einige schmutzige Lumpen, welche sie über ihren abgemagerten Leib geworfen hatte, waren nicht hinlänglich, sie vor der Kälte zu schützen, welche anfing, sehr empfindlich zu werden; und eine eckelhafte Krankheit, die sie sich durch ihr liederliches Leben zugezogen hatte, entstellte ihr blasses und von der Sünde furchtbar verändertes Gesicht. — Kaum hatte sie noch Kraft genug, sich bis zum Hospital hinzuschleppen, wo sie aufgenommen wurde, obgleich sie kein Recht zu dieser Vergünstigung hatte, weil sie keine Bürgerin der Stadt war.

Aber sie blieb nicht lange in diesem Zufluchtsort, denn die Kranken fingen bald an, sich über das unaufhörliche Aechzen zu beklagen, welches ihr der Schmerz auspreßte, so wie über den unerträglichen Geruch, den ihre Wunden rings umher verbreiteten. Mehrere unter ihnen vergassen ihre eigene Sündhaftigkeit so sehr, daß sie es für eine Schande hielten, neben einer so liederlichen Person zu seyn. Man murrte über die Menschenfreundlichkeit, mit der die Vorsteher des Hospitals sie aufgenommen hatten; man hörte nicht auf, daran zu erinnern, daß sie keine Bürgerin des Ortes sei, und war der Meinung, daß wenn man so fortführe, die Fremden aufzunehmen, die Thüren sehr bald für die Bürger verschlossen werden müßten. Die Vorgesetzten hätten diese lieblosen Klagen überhören können, aber sie achteten darauf, und es wurde beschlossen, daß Susanna B. das Hospital verlassen sollte.

Aber was mit der Unglücklichen anfangen? Wohin mit diesem Leichnam, der einen solchen Grad von Zerstörung erreicht hatte, daß er lebend schon eine Speise der Würmer ward? In dieser Verlegenheit, die man früher nie erfahren hatte, nahm man zu einem seltsamen, eben nicht humanen Mittel Zuflucht. Es findet sich nämlich auf dem Kirchhofe zu O** eine alte, halbverfallene Kapelle, in der die Todtengräber ihre Schaufeln und übrigen Geräthschaften, deren sie sich bei den Beerdigungen bedienen, aufzubewahren pflegen. Hieher

brachte man die unglückliche Susanna. — Als sie die Thüren des Kirchhofes vor ihr öffnen sah, rief sie voll Grausen aus: „Mein Gott, will man mich denn lebendig begraben?“ und raffte alle ihre Kräfte zusammen, um von dem Bette, darauf sie getragen wurde, zu entfliehen; aber sie hatte nicht mehr Kraft genug, sich aufzurichten. — Diese Bewegung und dieser Ausruf rührten die Herzen ihrer Träger; aber der Befehl der Obern mußte befolgt werden. Man legte die Kranke auf ein Bett, das in einem Winkel der Kapelle für sie bereitet worden; man sagte ihr, daß sie regelmäßig mit Arznei und Lebensmitteln versehen werden sollte, und — so ließ man sie allein.

Einige mildthätige Frauen der Stadt besuchten sie jedoch alle Tage und pflegten ihrer, bis sie nach wenigen Tagen unter vielen Thränen der Reue über ihr ausschweifendes Leben verschied.

II. Bekehrung von Sünden der Augenlust.

1. Fahre hin, schnöder Gewinn.

Ein sehr reicher Capitalist in Holland, der aber auch reich war an Glauben und an ächten Früchten des Glaubens, hatte einen einzigen Sohn, auf dessen Erziehung er große Summen wendete, und den er besonders in den Lehren des Christenthums sehr sorgfältig unterrichten ließ. Da er bei dem Jüngling einen großen Hang zum Geiz, das heißt zu leidenschaftlicher Geldliebe und Gewinnsucht, gewahr wurde, so ließ er es an Ermahnungen und Warnungen nicht fehlen. Er erkrankte plötzlich, und war seiner bevorstehenden Vollendung gewiß. Er rief seinem Sohne, und hielt an ihn seine letzte kraft- und salbungsvolle väterliche Ermahnungsrede. „Mein Sohn,“ sprach er unter anderm, „Gott hat mich vor Tausenden an zeitlichen Gütern gesegnet. Ich habe es als einen unverdienten Segen dankbar erkannt. Aber ich danke ihm unendlich mehr für die

noch unendlich größere Wohlthat, daß Er mich gnädig bewahrt hat, mein Herz nicht an den vergänglichen Reichthum zu hängen. Ich hinterlasse nun dir, mein Sohn! den zeitlichen Segen, mit welchem Gott mich ohne alles Verdienst gesegnet hat. Ich nenne es getrost einen Segen; denn wenn Gott uns reich oder arm macht, so ist Reichthum, wie Armuth, als Segen für uns gemeint. Traurig ist es, daß so viele ihren Segen in Fluch verwandeln! Hüte dich, mein Sohn, vor dieser Sünde. Empfange, was aus Gottes freigebiger Hand dir jetzt zufällt, mit nüchterner Freude; genieße es nur mit Danksagung, und vergiß nicht, dem Herrn davon zu leihen. Was du den armen Brüdern Christi darreichst, das reichst du Ihm selbst. Wenn du an deine Gold- und Silberschätze denkst, so denke allemal auch daran: daß du selbst theuer erkauft bist, nicht mit Silber oder Gold, sondern mit dem theuren unschätzbaren Blute Jesu Christi." — Nach geendigter Ermahnungsrede ertheilte er dem Sohne seinen väterlichen Abschiedssegen; worauf er in einen sanften Schlummer fiel, in welchem seine Seele ihrer irdischen Hülle sanft und unbemerkt entfloh.

So weit haben wir der schriftlichen Erzählung des Sohnes nacherzählt, hören wir von nun an ihn selbst:

Ich sah mich nunmehr in dem Besitz eines Vermögens von sechsmalhundert tausend Gulden an Geld und Geldeswerth. Die letzte Ermahnung meines Vaters hatte einen tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht.. Aber die Freude über meinen jetzigen Glücksstand erstickte nach und nach den guten Samen. Ich vergaß alles andere, und dachte an sonst nichts, als wie ich meinen Glücksthurm noch höher bauen könnte. Ich wünschte mit dem Ehrentitel eines Millionärs prangen zu können. Tag und Nacht sann ich daher auf die sichersten Mittel, zu dieser hohen Würde zu gelangen.

Oft zwar wurde ich in meinen Planen durch die plötzliche Ermahnung meines sterbenden Vaters gestört; am meisten durch die Worte: Du bist theuer erkauft, nicht durch Silber oder Gold! Aber da solche Störungen mir sehr unwillkommen

waren, so wußte ich sie immer wieder zu beseitigen. Eine Million — dann bin ich am Ziel meiner Wünsche, und auf dem Gipfel meines Glückes: das war der Eine Gedanke, der mich beseelte und belebte.

Unter den nachgelassenen Papieren und Büchern meines seligen Vaters fand ich ein altes Jugendstammbuch, welches mein Vater auf seinen Reisen bei sich geführt hatte. Da ich unter den Unterschriften mehrere sehr berühmte Namen fand, so las ich es in einer Abendstunde durch. Ich las auf einem Blatte den Vers:

„Fahre hin,
Schnöder Gewinn!
Fahr auf immer hin;
Du, mein Gott! bist mein Gewinn!"

Ein Blitzstrahl fuhr durch meine Seele. Ich gerieth in peinigende Unruhe, und ich konnte lange Zeit nicht zur vorigen Gemüthsbehaglichkeit gelangen.

Mehrere leisere und lautere Warnungen, die ich erfahren mußte, gewöhnlich wenn und wo ich sie am wenigsten erwartete, suchte ich durch Zerstreuungen abzuweisen. Die göttliche Barmherzigkeit trug mich mit Geduld. Sie gab sogar zu meinen Unternehmungen Segen und Glück; so daß ich auf Wegen, welche vor der Welt unsündlich und rechtmäßig gelten, mein Kapital nach und nach an eine Million brachte.

Vor etwa zwei Jahren schickte mir ein vormals wohlhabender, durch fremde Schuld aber gänzlich verarmter Mann ein Kistchen voll alter seltener Denk- und Schaumünzen, mit der Bitte, sie ihm, wenn auch nur für den halben Werth abzukaufen.

Ich beschäftigte mich lange mit diesen Münzen, besah jedes einzelne Stück, und las die Inschriften und Umschriften. Ich fand eine goldene, vorzüglich schwere und schön geprägte Denkmünze, in einem versiegelten Papiere. Ich las die unerwarteten Worte:

„Fahre hin,
Schnöder Gewinn;
Fahre zur Hölle!
Rette dich, Seele!"

Ich erstaunte. Gott! rief ich unwillkührlich aus, bist Du es, der redet? So wahr Du Gott bist, Du sollst nicht vergeblich geredet haben! Ich gelobe es Dir; hilf mir, hilf mir erfüllen, was ich Dir gelobe! —

Ich packte auf der Stelle den ganzen Münzvorrath zusammen, und legte ihn auf die Seite.

Ich fiel jetzt auf meine Kniee; Thränen quollen aus meinen Augen. Ich wollte, aber ich konnte vor Weinen nicht beten. Meine Seele lag wie in einer süßen Betäubung. Meine Empfindung war eine Art von Bittersüße, ein Mittelzustand von Wohl- und Wehegefühl. Plötzlich war es, als wenn meine Seele einen recht freien Athemzug thun könnte, und mein Mund zum Beten wie aufgeschlossen wurde. Ich betete: „O mein Gott, ich erkenne meine Thorheit und Sünde! Ich habe Dich verachtet, und Koth der Erde zu meinem Gott gemacht! Du hast mich gewarnt, und ich habe Deine Warnungen von mir gestossen! O mein Gott! erlöse mich von meinen Banden! Reiß aus meiner Seele die schnöde Lust an Reichthum und Gewinn! Ziehe mein Herz zu dir hinauf, und wäre es auch durch Armuth und Verlust! Herr Jesu! ist es wahr, daß Du der Heiland aller Sünder bist, o dann bist Du auch mein Heiland! Bekehre mein Herz, und erfülle es mit Deiner Gnade!"

Ich betete fort, bis ein neuer Thränenstrom die Worte erstickte. Ich stand vom Gebet auf, indem ich das Amen sprach. Bei diesem Amen fühlte ich mich mit einem unbeschreiblichen Trost getröstet, und ich kann es mit Wahrheit sagen, ganz wie neugeboren. Ich konnte mich über mich selbst nicht satt wundern. Alle Freude an meinem Geld und Gut, und alle Begierde, ein Millionär zu werden, war wie der Nebel verschwunden. Nach meinem innern Triebe hätte ich am liebsten mein ganzes Vermögen für die Armen auf der Stelle

hingegeben. Ich dachte an Nichts, als an das Wort meines sterbenden Vaters. Bedenke, daß du erkauft bist nicht mit Silber oder Gold, sondern mit dem theuern Blute Jesu Christi. Ich sehnte mich nach nichts mehr, als daß ich Christum ganz gewinnen, und in Ihm erfunden werden möchte. In dieser Seelenstimmung verbrachte ich einige Wochen. Die Süßigkeit des Genusses nahm in der Folge ab; aber mein Glaube, meine Hoffnung, mein Vertrauen auf die Treue meines Erbarmers nahm eher zu, als ab. Mein unwandelbarer Entschluß blieb: nicht mehr an Schätze mein Herz zu hängen, nach denen die Diebe graben, und die der Rost und die Motten verzehren, sondern Jesum Christum und seine von Ihm gestiftete Kirche mit aller Liebe zu umfassen, und Seine Gnade als mein höchstes Gut im Himmel und auf Erden, in Zeit und Ewigkeit zu bewahren.

Auf diese Seine Gnade setze ich allein mein Vertrauen. Ihn zu verherrlichen durch Liebe, Dank und Gehorsam, in Gedanken, Worten und Werken, das ist's, wornach ich mich sehne für die vielleicht nur kurzen Tage meiner Wallfahrt. Und wie es mir auch ergehen mag, was immer Seine Weisheit über mich beschlossen habe, ich bin gewiß, daß weder Leben noch Tod, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges mich scheiden kann von der Liebe Gottes in Jesu Christo meinem Herrn. Er wird es geben, der Treue, Wahrhaftige. Amen.

2. Geschichte eines Spielers.

Nach Beendigung meiner Studien (wir lassen hier gleichfalls den Spieler selber reden) durchreiste ich mehrere Städte Deutschland's, und hielt mich, dem Wunsche meines Vaters gemäß, längere Zeit in G*** auf, besuchte daselbst die hohe Schule, und machte Bekanntschaft mit mehreren Jünglingen meines Alters, die, wie es schien, sich ebenfalls aus Vergnügen in den Hörsälen einfanden.

Der Reiz der Neuheit zog mich unvermerkt immer öfter

und öfter in ihre Zusammenkünfte; als ich aber an ihren lärmenden, oft zügellosen Gelagen kein Vergnügen mehr fand, hielt mich leider falsche Scham ab, ihren Umgang zu meiden. Meiner sündlichen Eitelkeit schmeichelte es ungemein, in ihrem Kreise gleichsam den Mittelpunkt zu bilden, aus dem sich die sonnigen Strahlen des Vergnügens belebend vertheilten. Vorwürfe, wenn ich einmal wegblieb, wirkten auf mich so herbe, daß ich beinahe ängstlich trachtete, stets pünktlich zu erscheinen. Doch war ich nicht zu bewegen, bis spät in die Nacht zu bleiben, sondern verließ gewöhnlich der Erste den fröhlichen Zirkel.

Zufällig traf sich's nun einmal doch, daß ich länger verweilte und auch ein Gläschen mehr getrunken haben mochte. Da wurden auf ein gegebenes Zeichen Thüren und Fensterbalken geschlossen, der Tisch mit Karten und Geld bedeckt, und ein im Lande untersagtes Spiel gespielt. Was sollte ich thun? ich spielte, gewann ein artiges Sümmchen und — es war um mich geschehen!

Freilich hatte ich mir vorgenommen, nächstens den Gewinnst wieder zu verlieren, und so mich allen Vorwürfen und Stachelreden, wie der Gesellschaft selbst, zu entziehen; doch wurde dieser gewiß billige Vorsatz dadurch vereitelt, daß ich wiederum gewann.

So unbekannt ich mit dem Spiele war, so absichtlich leicht und unachtsam ich nicht unbedeutende Summen wagte, so sehr war das Glück mir günstig, und ich häufte Summen auf Summen. Dadurch immer mehr und mehr gereizt, spielte ich fort, und verlor, was ich gewonnen hatte, aber leider nicht mit der Gleichgültigkeit, die mein Vorsatz erwarten ließ. Schallendes Gelächter begleitete jedesmal meine Niederlage, und ungewohnter, durchdringender Spott, so sehr mit der mir bisher gezollten Achtung im Widerspruche, entflammte meinen Zorn und fachte in meinem Innersten glühende Rache an. Leidenschaftlich wagte ich, im Vertrauen auf mein rückkehrendes Glück, eine Summe um die andere, und war so verblendet, daß ich meine Thorheit

erst dann einsah, als ich — geplündert war. Nun war es mir klar, daß ich mit Gaunern zu thun hatte, die nur darauf ausgingen, mich zuerst durch Scheinglück an den Spieltisch zu fesseln, und sodann mich schonungslos ihren Betrügereien zu opfern. Unbekannt mit den Kniffen uud Sicherheitsmaaßregeln, mit denen sich erfahrene Spieler gegen diese Börsendiebe waffnen war es ihnen leicht, mir das Meinige abzunehmen.

Zu spät erinnerte ich mich der weisen Lehren meines guten Vaters — zu spät erkannte ich meinen Leichtsinn, schämte mich meiner Leidenschaft — mein Vermögen war hin. Aber leider wendete sich mein Herz deßungeachtet keinem demüthigen Bußgeiste zu. Der Meister der niedrigen Betrüger, die mich zur Spiellust verleiteten und mich dann so schändlich mißbrauchten, war Georg J***. Nur mit Abscheu konnte ich den Verführer ansehen. In jeder seiner Mienen glaubte ich ein schadenfrohes, höhnisches Lächeln über meine Thorheit zu entdecken. Wie nun aus einer Sünde gewöhnlich mehrere Sünden hervorgehen, wenn man sich nicht schnell zu Gott wendet, so war es auch bei mir. Neid, Rache und Haß zerstörten den heiligen Frieden meiner Brust. Nur der Gedanke auf Mittel, das Verlorene wieder herein zu bringen, brütete in meinem Innersten, und ein mir bisher ganz fremd gebliebenes, verabscheuungswürdiges Gefühl, jenes der Schadenfreude, beschäftigte meine Phantasie. Ich kannte nur Ein Vergnügen, das nämlich, daß ich mir Georg zähneknirschend über mein Glück, seiner Habe durch mich beraubt, als Bettler vorstellte, oder ihn den Gerichten überliefert dachte.

So greift die Wurzel des Vergehens im vergifteten Herzen fressend um sich, und aus jedem Fäserchen schießt ein neues Unkraut empor.

Georg schien mit mir andere Plane zu beabsichtigen. Denn, obgleich er wußte, daß mir nichts mehr zum Verlieren übrig blieb, besuchte er mich doch öfter, als ich es wünschte. Einst kam er mit auffallend heiterem Gesichte, und, mir die Hand reichend, sprach er: „Freundchen, wenn du willst, so sollst

du baldigst Gelegenheit haben, deinen Verlust reichlich zu ersetzen.“ Finster antwortete ich ihm, daß er Nichts zum Wagen übrig gelassen. Da zog er boshaft lächelnd eine Börse und reichte sie mir mit den Worten: „Damit du erkennst, daß ich dein Freund bin, nimm die ganze Summe als ein Darlehen.“ Mechanisch griff ich nach dem Gelde; es war ja mein — mir geraubtes Gut! — Die Furcht, auch diese Summe zu verlieren, beschwichtigte er mit der Versicherung, nur von meinem Gewinne Ersatz zu fordern. — Nun vertraute er mir, daß der Erbe eines reichen Pächters, mit seinen Schätzen beladen, auf der Heimreise begriffen sei, und, wie er aus zuverläßigen Nachrichten wisse, morgen in einer, etwas von der Straße abgelegenen Herberge übernachten werde. „Dahin wollen wir uns denn begeben,“ meinte er, „und dem Vogel einige Federn abnehmen.“ Die längst ersehnte Gelegenheit, wieder zu meinem Gelde zu kommen, war zu lockend, als daß mein schon unlauteres Herz Gefühlen der Tugend und des Rechtes Raum gegeben hätte. Die Stimme des Gewissens wurde durch Scheingründe Georgs betäubt, und durch die Gewißheit, daß mein nur zu pünktlicher Vater vor Ablauf des festgesetzten Termins mir nicht das kleinste Sümmchen senden würde, zum Schweigen gebracht.

Ich machte mich mit Georg zu Pferde auf den Weg, umgeben von dem lustigen Schwarm seiner Gesellen. Mittags langen wir in der Herberge an. Der falsche Georg stürzte seinem Jugendfreunde, dem Erben, in die Arme. Dieser, höchst angenehm überrascht, zufällig mit einer so zahlreichen Gesellschaft in dieser, seit einiger Zeit von Räubern beunruhigten Gegend zusammen zu treffen, empfängt uns mit ungestümer Freude.

Wir wurden bewirthet, und Georg trachtete, daß der Becher seines lieben Vetters, wie er ihn nannte, nie leer wurde. Als der Wein seine Wirkungen unverkennbar zeigte, wurde ein Spiel vorgeschlagen, und bald tönte in das Gläsergeklirre das wiehernde Gelächter des thörichten Erben, den man nach dem

gewöhnlichen Kniffe anfangs gewinnen ließ. Erröthend sah ich meine Geschichte mit einem Dummkopfe wiederholt.

Bald war der voreilige Triumph des Betrogenen in eine schmähliche Niederlage verwandelt, und der halbberauschte Glückssohn seines ganzen Reichthums beraubt. — Da stürzt der Wirth in's Zimmer, uns die Schreckensnachricht mittheilend, daß eine Abtheilung Soldaten die Ausgänge des Hauses besetzt habe, um die verrathenen Hazardspieler gefangen zu nehmen. Georg, das Geld zusammenraffend, beschwor den Wirth, zu unserer Rettung behülflich zu seyn. Er that keine Fehlbitte. Der Wirth eilte, Stille anempfehlend, voran, führte uns durch ein Hinterpförtchen und brachte nach einer Weile die Pferde mit dem wohlmeinenden Rath, ja nicht in Gesellschaft denselben Weg zu wählen, sondern einzeln nach verschiedenen Richtungen davon zu eilen.

Ich floh einem Walde zu, der mich den etwa nachsetzenden Soldaten am sichersten verbarg.

Bald umfing mich die Dunkelheit des Waldes. Des Weges unkundig, ritt ich den nächsten besten, und eilte fort mit dem nicht unbedeutenden Gewinnste belastet, welchen mir offenbar nicht das Glück, sondern die Geschicklichkeit meiner Gefährten verschafft hatte, getrieben von der Angst, eingeholt, oder von Räubern angefallen zu werden, gepeinigt vom Bewußtseyn einer verbrecherischen That. Immer düsterer wird meine Bahn, immer unkenntlicher der wenig betretene Fußsteig, immer schauerlicher seufzt durch knarrende Aeste ein erwachender Sturm. Nun zogen im Geleite der Dämmerung gewittervolle Wolken heran, und wirbelnd rauscht dürres Laub, wie ein gejagtes Gespenst vorbei. Schon läßt das Verderben drohende Gewölk schwere Tropfen fallen; schon leuchten bleiche Blitze den sich immer höher aufthürmenden Wolken voran, und ferner Donner rollt, vielfach wiederholt vom immer wachenden Echo. Heulend tobt nun der Sturm daher und beugt das Haupt himmelhoher Eichen herab. Grelle Blitze durchkreuzen den schwarzen Flor der plötzlich eingetretenen Nacht; schrecklich raset der Donner in das

Rauschen des heftigen Regens. Der Wald scheint im Schrecken gleichsam selbst entfliehen zu wollen.

Durchnäßt und ermüdet, meinen Gaul am Zügel führend, wand ich mich vom Dorn des weghemmenden Gesträuches durch das dichte Gestrippe. Die durch das erwachte Gewissen gesteigerte Angst ließ mich bei jedem Blitze die Bäume als Gespenster sehen, die ihre Arme aus dem Dunkel nach mir ausbreiteten. Erschöpft sank ich einigemal hin, den Tod erwartend, der mich in allen Gestalten angähnte.

So irrte ich, mich immer wieder ermannend, einige Stunden herum, bis endlich der Sturm aufhörte, der Donner in sein entferntes Gemurmel verhallte und matte Blitze nur noch am fernen Horizonte auffuhren. Da erspäht' ich ein Licht! Wer kennt nicht den süßen Trost, der mit seinem Zauber die ermatteten Glieder des Reisenden stärkt, wenn er nach längerem Irren ein Lichtlein ersieht!

Bald befand ich mich bei einer einsamen Hütte. Ein altes Weib nahm mich mitleidig auf. Ich erhielt von meiner Wirthin etwas Essen, und für mein ermattetes Pferd Hafer und Stall. Auch ein leidiges Bett stand mir zu Gebote. Meine Fragen beantwortete die Alte mit einem Scheine von Wahrheit und so vieler Einfalt, daß ich darüber beruhigt wurde. Sie gab vor, ihr Mann wäre ein Holzhauer, der nach der Stadt gegangen sei, und, der stürmischen Nacht wegen, erst des Morgens zurückkehren werde. Mich in voller Sicherheit wähnend bat ich um ein Nachtlager. Um dahin zu gelangen, mußte ich mich bequemen, auf einer Leiter in ein Dachstübchen zu steigen. Die Alte ermahnte mich, das Licht wohl in Acht zu nehmen; und, mir gute Nacht wünschend, entfernte sie sich, — verschloß aber die Thüre von Außen.

Dieß machte mich stutzen. Ich sah mich im Zimmer um. An der einen Wand war das Bett, an der andern lagen einige Strohbündel. Ich untersuchte unter bangen Ahnungen dieselben, und Himmel! — wer beschreibt mein Entsetzen, als ich unter einem der Strohbündel — den noch warmen Leichnam

Georgs fand! — Wie versteinert starrte ich die blutige Leiche an, unbeweglich, fest gebannt auf die Stelle, gleichsam vom eisernen Arm einer furchtbaren Gewalt erfaßt! — Unbeschreibliches Grausen durchrieselte meine Gebeine; ich rannte an's Fenster, um durch einen Sprung mich zu retten; aber ein festes Gitter hinderte mich daran. Nun bemächtigte sich meiner eine Verzweiflung, welche an Wahnsinn gränzte. Mein Herz klopfte heftig, der Gaumen vertrocknete, die Kniee zitterten, die Füße versagten mir den Dienst; ich sank auf das Bett. Nicht lange war ich besinnungslos, auf fuhr ich wie ein Rasender, und wieder zum Fenster, krampfhaft das jeder Anstrengung trotzende Gitter erfassend. Alle meine Lebensgeister waren in schrecklicher Spannung. — Ich sah keine Rettung — keinen Trost — nur das unbestechliche Gericht Gottes trat mir überall als ein furchtbarer Riese entgegen, der seine Keule schwang, den Sünder zu zerschmettern.

Plötzlich durchfuhr mich ein Gedanke, den ich auch in einer Art von Taumel verwirklichte. — Ich entkleidete den Leichnam und legte ihn in der Stellung eines ruhig Schlafenden in's Bett, löschte das Licht und verbarg mich an die Stelle des Getödteten. Ein großes Messer war meine Waffe. Man kann sich denken, in welch' schrecklichem Seelenzustande ich nun den Ausgang erwartete.

Da lag ich, vom Gewissen gefoltert, meinem Schöpfer feierlich gelobend, die Wege der Tugend nie wieder zu verlassen, und mit zerrissenem reuevollen Herzen vom Herrn Verzeihung aller meiner Sünden erflehend.

Die Thür öffnete sich plötzlich: — zwei Männer nähern sich dem Bette mit einer Blendlaterne. Der Kerl, der selbe hielt, stieß einen Dolch in die Brust des vermeintlichen Schläfers. Da der mächtige Stoß einen Druck auf die Brust bewirkte, so drang ein dumpfes Stöhnen aus der Luftröhre des Todten. Der Stoß ward wiederholt, ohne daß ein ähnlicher Laut erfolgt wäre. Die Mörder glauben ihre Arbeit vollendet, und machen sich davon. Ich lag erstarrt in Todesängsten.

Kalter Schweiß drang aus meinem ganzen Körper, und nur mein Entsetzen war es, das mir nicht erlaubte, mich zu bewegen, und mich dadurch zu verrathen. Als ich wieder zu mir kam, fand ich die Thüre offen und hörte die Räuber von der Alten Abschied nehmen, ihr einschärfend, das Haus verschlossen zu halten. Sie entfernten sich. Als ich sie weit genug vermuthen konnte, stieg ich mit dem Messer ganz leise in's untere Zimmer hinab, und stand plötzlich vor der erschrockenen Alten. Sie fiel auf die Kniee, einen Geist vor sich wähnend, und flehte, verwirrt vom Schrecken, um Barmherzigkeit und Verzeihung ihrer Sünden.

Ich befahl ihr, sogleich mein Pferd herauszuziehen, zwang sie unter Drohungen, sich auf selbes zu setzen, und nahm, das Messer ihr vor die Brust haltend, hinter ihr auf dem Sattel Platz, gab ihr die Zügel in die Hand, und schwur, sie bei der geringsten Weigerung nieder zu stechen. Und nun gebot ich ihr, mich nach dem nächsten Orte zu führen, welches sie unter demüthigem Flehen feierlich gelobte.

So zog ich durch den Wald. Jedes flüsternde Lüftchen im Gebüsche hielt ich für Tritte eines Mörders, jeder vom Baum fallende Regentropfen war ein Dolchstoß, der mich durchfuhr. Endlich sah ich den Wald im Rücken und in einiger Entfernung einen bewohnten Ort. In vollem Jagen erreichte ich denselben, und, das Winseln und Heulen der Alten nicht achtend, übergab ich sie dem Richter des Ortes.

Ein sanfter Rosenschimmer erblüht dem zarten Blau des östlichen Himmels. Die Blümchen blicken, schimmernd von perlendem Thau, in den heitern Morgen. Ich sank auf die Kniee und dankte mit Thränen und innigem Gebete dem lieben Gott für meine Rettung.

Die Räuber wurden eingezogen, und es ergab sich, daß der Wirth, wo wir spielten, mit ihnen einverstanden war, durch unser Erscheinen aber verhindert wurde, den reichen Fremdling zu ermorden. Als er nun sah, daß wir uns mit dem Gelde seines Opfers davon machen könnten, gebrauchte er die List,

uns aufzuschrecken und zu trennen. Georg den meist Beladenen, lieferte er durch einen Führer in ihren Schlupfwinkel.

Und so fiel der Unglückliche als ein Opfer seiner Betrügerei. Auch ich wurde verhört, und da es aus der Aussage der Spieler ersichtlich war, daß ich an ihren Schändlichkeiten keinen unmittelbaren Antheil gehabt, wurde ich entlassen, und mir die ausgestandene Todesangst billig als Strafe zugerechnet.

„Möge diese Schreckensnacht dir immer vorschweben,“ sprach der würdige Vorsitzer des Gerichtes zu mir, „so oft du zagenden Schrittes den Weg der Tugend verlässest. Mögest du dir die Wahrheit in's Herz schreiben, daß die Bahn des Verbrechens immer zum Unglück führe, entweder schon hienieden, oder vor dem Richterstuhl Desjenigen, dessen strafender Arm in alle Ende der Schöpfung reicht!“

Ich begab mich wieder zurück nach G**, hielt mich daselbst noch einige Zeit auf und eilte dann nach Hause, den Segen meines sterbenden Vaters zu empfangen. Dieser erschütternde Verlust heischte Zerstreuung. Ich reiste nach Italien, durchstrich die blühenden Fluren dieses irdischen Paradieses, und gelangte endlich nach Neapel. Hier war es, wo ein junger vielversprechender Maler sich um meine Freundschaft bewarb. Bald knüpften uns die Bande des innigsten Wohlwollens aneinander. Mein Freund hatte den Hauptfehler, daß er — spielte. Schon damals war ich ein erklärter Feind der Karten. Ich schlich meinem Freunde nach, traf ihn am Spieltische eines Winkel-Banquiers, den ich sogleich als einen ehemaligen Spießgesellen Georgs erkannte. Mein Erscheinen donnerte den, durch ein Pflaster über das Auge etwas entstellten Gauner nieder. Schon hatte mein Freund eine große Summe verloren (er war nur Maler aus Liebe zur Kunst); ich erfuhr das bald, machte mich zum Banquier, und raunte dem erschockenen Sünder in's Ohr: „Wenn mein Freund sein Geld nicht noch heute zurückgewinnt, so zeige ich euch Schurken der Behörde an.“ Dieß wirkte. Mein Freund gewann alles wieder zurück und folgte mir,

von dem er Aufschluß über die Art und Weise erhielt, wie seine Goldstücke in die gierigen Krallen dieses Raubvogels kamen. Aus Dankbarkeit malte er mir das Bild, welches in meinem Büchersaal hängt, und mich noch täglich an meine Verirrungen und an meine Rettung erinnert.

3. Ein anderer Spieler.

Ein Oberster der englischen Truppen pflegte jungen Offizieren folgende Geschichte von sich, zur Warnung für alle, zu erzählen.

Während der Kriege unter der Königin Anna stand ich als Fähndrich bei der Armee, welche damals in Spanien lag. Ich spielte gern und mit Leidenschaft, so daß mir die Ausübung meiner Pflichten eine höchst unangenehme Störung war, wenn ich den Spieltisch verlassen mußte.

Kaum konnte ich mich entschließen, dem Spiele einige Stunden zu entziehen, und selbst im Traume sah ich Kartenhaufen, und hörte das Gerassel der Würfel. Jede Mahlzeit war mir zu lang, und ich konnte sie nicht genug beschleunigen, um nur bald zum Spieltische zu gelangen. — Der schönste Frühling, der angenehmste Sommerabend, die herrlichste Gegend, kurz, nichts hatte für mich mehr einen Reiz, und alles nahm ich mit Kaltsinn wahr. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft war mir beschwerlich, und bei einem so verwilderten Gemüthe konnte ich nicht einmal mit freudigem Gemüthe an Gott denken.

Ich spielte eine Zeitlang mit großem Glücke, so, daß ich oft im Uebermuthe des Gewinnstes Gold auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichen Verstande von mir sagen möchten: er wälzt sich im Golde!

So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber, glaubt mir, ihr jungen Freunde, es war der elendeste Theil desselben, den ich noch jetzt in meinem Alter mit meinem Blute zurückkaufen möchte, weil das Andenken daran mich stets beunruhiget.

Nach Verlauf einiger Zeit ward ich auf Werbung ausgeschickt; ein Geschäft, welches ich lediglich meinen Unteroffizieren überließ, um unterdessen meine Lieblingsneigung befriedigen zu können. Der Unteroffizier brachte 150 Rekruten auf, ich aber war inzwischen so unglücklich im Spiele, daß ich nicht nur alles eigene Geld, sondern auch den für die Rekruten bestimmten Sold verlor.

Meine Verlegenheit war unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an meinen Hauptmann, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bat ihn, mir 10 Guineen zu leihen. Wie? antwortete dieser, ich sollte mein Geld einem Spieler leihen? Nein, mein Herr! Sie werden mich entschuldigen. Eins muß ich freilich verlieren, Ihre Freundschaft, oder mein Geld; ich möchte aber doch lieber mein Geld behalten.

Mit dieser spöttisch-abschlägigen Antwort begab ich mich in mein Quartier, und warf mich auf das Bett. Mein trauriger Zustand stellte sich mir mit den schwärzesten Farben dar. Ich war der Schande ausgesetzt, bei Nichtablieferung der Rekruten kassirt zu werden, und fing an, das Spiel zu verwünschen. Und, als ich der Ursache nachdachte, was mich so sehr zum Spiel verleitet hatte, fand ich, daß es nichts anderes, als der Müßiggang war.

Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jetzt gefunden, die Heilung fehlte aber noch immer. Das Spielen mußte aufgegeben werden, aber dazu gehörte eine Lebensart, die mir nicht Zeit zur Langweile ließ. Ich entschloß mich, die Adjutantenstelle beim Regimente zu kaufen, bei der ich eine hinlängliche Beschäftigung hatte, und nahm mir vor, von den Wechselbriefen, die ich auf den Fall vom Hause erhielt, wenn ich solche zu meiner Beförderung bei der Armee verwenden würde, Gebrauch zu machen, aber, ehe ich diese Gelder heben konnte, mußte ich mit meinen Rekruten beim Regimente seyn, und woher nun das nöthige Geld nehmen?

Während ich mich in der äußersten Verlegenheit befand, trat der Hauptmann, welcher mich mit meinem Gesuche eines Dar-

lehens von 10 Guineen so schnöde abgefertigt hatte, in mein Zimmer. Ich empfing ihn mit dem größten Kaltsinn, er aber schien darauf nicht zu achten, und fragte mich, wie ich mich aus meiner Verlegenheit zu retten gedächte? und ich erzählte kurz und mürrisch, was ich Willens war vorzunehmen.

Kaum hatte ich geendet, so umarmte mich der Hauptmann, und sagte: Mein Bester, ich schlug Ihnen diesen Morgen Ihre Bitte auf eine kränkende Weise ab, um Sie dadurch zum Nachdenken über die unseligen Folgen der Spielsucht zu bewegen. Ich freue mich herzlich, diese Absicht erreicht zu haben. Fahren Sie in Ihrem löblichen Vornehmen fort; denn, glauben Sie mir, Müßiggang ist aller Laster Anfang. Mein Ansehen, mein guter Rath, mein Vermögen, alles steht jetzt zu Ihrem Dienste. Da, fügte er hinzu, indem er mir seinen Geldbeutel reichte, nehmen Sie diese Kleinigkeiten, und bedienen Sie sich derselben zu Ihrer eigenen Bequemlichkeit und zur Fortschaffung ihrer Rekruten.

Mit Erstaunen sah ich nunmehr, wie falsch ich das Betragen dieses Mannes gegen mich erklärt hatte, und dankte ihm herzlich für sein freundschaftliches Benehmen. Ich brachte meine Rekruten an Ort und Stelle, erhielt die angesuchte Adjutantenstelle, lag von dieser Zeit an lediglich meinen Berufsgeschäften ob, und da ich die Karten und Würfel nicht mehr anrührte, so verloren sie auch in kurzer Zeit allen Reiz für mich.

„Seht junge Freunde", pflegte der Oberst am Ende dieser Erzählung hinzuzufügen; „so wahr ist es, daß man jeder Leidenschaft, wenn man nur recht will, mit Gottes Gnade widerstehen kann, und daß Vermeidung des Müssiggangs das sicherste Verwahrungsmittel gegen eine große Anzahl von Thorheiten ist!"

4. Bekenntnisse eines englischen Wegelagerers.

Die ersten Zeiten der Regierung des Hauses Hannover scheinen in England die goldenen Zeiten für den Straßenraub durch berittene Freibeuter, Highwaymen — Wegelagerer genannt, gewesen zu seyn. Die Polizei der Regierung hatte ihr Auge auf andere Dinge gerichtet, und oft mögen die gewitzigtern Räuber vor sich oder Andern ihr Geschäft in ein politisches Gewand zu kleiden versucht haben; namentlich gaben sich die Wegelagerer von gebildetem Stande gern für heimliche Anhänger der Stuarts aus. Beispiele, daß Söhne angesehener Familien, Offiziere, ja Geistliche sich unter die Reihen dieser flüchtigen Wegelagerer mischten, oder gelegentliche Streifzüge machten, kommen nicht selten vor. Man sah es bloß für ein gewagtes Spiel an. Die einsamen Landstraßen, die Haiden, Nebel und Nacht, Masken vor das Gesicht, schnelle Pferde und die über das ganze Land zerstreuten Diebesherbergen ließen das Spiel nicht für allzu gefährlich erscheinen. Der Gentleman (Mann von Bildung), der in Dürftigkeit gerathen war, hatte nichts zu thun, als zu sehen, wie er sich ein Pferd und Pistolen verschaffte. Ein trüber Tag, eine entfernte Gegend und eine Kutsche ohne Bedeckung, mehr gehörte nicht zur Ausführung. Die Schlinge stand freilich darauf; es gab aber viele Mittel, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, im schlimmsten Falle das, an seinen Cameraden zum Verräther zu werden und als sogenannter Königszeuge gegen sie aufzutreten.

Die Obrigkeit bediente sich nämlich als Mittel, solche Frevler zu entdecken, der Bestechung eines der Complicen durch dessen Begnadigung, damit er gegen die andern als vollgültiger Zeuge auftrete. Was gegen die Immoralität eines solchen Mittels zu sagen ist, ist so klar, daß es nicht ausgesprochen werden darf; aber es ist in vielen Fällen für die englische Justiz das einzige Mittel, Verbrecher zu überführen, von deren Schuld man überzeugt ist, gegen die aber rechtskräftige Beweise fehlen, und die

in den starren Formen der englischen Gesetzgebung überall Winkel finden, sich zu verstecken, Pfeiler, an die sie sich halten können.

Die alte ritterliche Lust, allein auf ein Unternehmen auszugehen, war seltener geworden. Gewöhnlich fanden sich zwei altbewährte Wegelagerer zusammen, oder die Erprobten nahmen Neulinge an, welche sich die Sporen verdienen sollten. Immer also war ein Zeuge da für den schlimmen Fall. Die demoralisirende Wirkung jenes Mittels erstreckte sich zunächst auf die Verbrecherkreise selbst. Das Vertrauen unter ihnen hörte auf; denn wer war seines besten Freundes sicher, desselben mit dem er hundert Raubthaten begangen, dem er das Leben oder der auch vielleicht ihm das Leben gerettet hatte, daß er nicht im Augenblicke der Todesangst, beim Schwimmen auf dem letzten Brette, um sich zu retten, nach dem Naturgesetz den Freund hinunterstieß? Sie erstreckte sich aber noch weiter. Durch dieß Verfahren, unter den Schuldigen einen herauszugreifen, der für seine Losgebung zum Ankläger und Verderber der andern wurde, entspann sich ein Spionirsystem und eine Speculation, welche möglicherweise zu einer moralisch noch größern Niederträchtigkeit führte, als das Verbrechen selbst es war. Die schlimmsten unter den Raubgesellen standen im Dienste oder doch in nächster Verbindung mit der Polizei. Sie waren von allen ausgeführten und auszuführenden Raubanfällen unterrichtet; die Gefängnisse waren damals, wie sie es jetzt sind, die geheimen Bureaus, wo man alles erfuhr, was man erfahren wollte, wenn man den rechten Schlüssel hatte. Ein gewitzigter Polizeibeamter mußte unter den gewitzigtsten Spitzbuben seine Vertrauten haben. Diese aber handelten in doppelter Gestalt. Sie sahen sich das Unternehmen an, ob es einträglich war, und machten es dann als Diebe mit; schlug es fehl, so machten sie die Angeber, hatten nur im Dienste der öffentlichen Sicherheit gehandelt und traten, wenn es seyn mußte, als Königszeugen auf. Daß sich auf diesem Wege eine der gefährlichsten und ruchlosesten Verbrecherklassen entwickeln mußte, ist leicht begreiflich.

Von einem als Angeber begnadigten Wegelagerer aus

jener Zeit, Ralph Wilson, hat man eine von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung, aus welcher die folgenden Mittheilungen entlehnt sind.

Ralph Wilson war der Sohn nicht unbemittelter Eltern in Yorkshire, welche dem fähigen Knaben einen guten Schulunterricht geben ließen und ihn darauf zu seiner juristischen Carriere nach London schickten. In Lincolns Jan wurde er zu einem der ausgezeichnetsten Juristen als Schreiber gegeben, lernte aber nicht viel, da, wie er sagte, das Geschäft seines Herrn sehr groß, sein Fleiß aber sehr klein war. Sie trennten sich bald wieder.

Ein Bekannter führte ihn in eins der Spielhäuser von Westminster. Er sah nur aus Neugierde zu, um bald, wie so viele andere junge Leute — Wilson war damals kaum 20 Jahre alt — von den diabolischen Lockungen auf immer verstrickt zu werden. Er macht in seinen Bekenntnissen (der damals 22 jährige Jüngling) eine für jene Zeiten, und vielleicht auch noch für die unsere, treffend scharfe Bemerkung: „Mich wundert es, warum die Obrigkeit diese Orte nicht unterdrückt. Aber freilich stehen sie unter dem Schutz sehr mächtiger Bundesgenossen. Unter diesen besteht eine jährliche Alliance, die etwa um Weihnachten aufhört, wo diese mächtigen Herren in moralischem Eifer sich gewaltig aufthun und einige christliche Compagnien wohlschnüffelnder Constabler zusammenwerben. Der Krieg ist beschlossen und mit aller Energie soll er geführt werden. Die erste Attaque erfolgt dann geräuschvoll auf irgend ein Winkelspielhaus, wo 3 Pence der Einsatz sind, und sie arretiren zehn oder ein Dutzend arme Schlucker. Der Lärm erweckt die Gouverneure der größern Spielhäuser. Rasch senden sie ihre Agenten mit großen Geschenken aus an diese furchtbaren Feinde des Lasters. Der Sturm verzieht sich und die Alliance ist auf ein Jahr erneuert.“

In den Spielhäusern traf Wilson einen jovialen, liebenswürdigen Mann, dessen offenes, männliches Wesen ihn ganz einnahm, ohne daß er Näheres über seine Beschäftigung wußte.

John Hawkins war der Mann dazu, sich selbst geltend zu machen und Neulingen in der Welt den hohen Glauben von sich einzuimpfen, welchen er selbst von sich hatte. Sie trennten sich selten.

Inzwischen rief Wilson's Mutter ihn wieder nach Hause, wo er ein Jahr blieb. Die Muße hier langweilte ihn. Die Mutter, froh, daß ihr Sohn sich nach Beschäftigung sehne, schickte ihn abermals mit 100 Pf. St. in der Tasche, nach London und zu einem andern Rechtsgelehrten. Aber die hundert Pfund wanderten bald wieder auf den Spieltisch, die Arbeitslust verschwand und Wilson ward aufs Neue ein Herumtreiber.

Er erneuerte die Bekanntschaft mit Hawkins, ohne zur Zeit noch zu wissen, was sein Geschäft war. Aber er hatte eine Ahnung davon, da Hawkins glänzend lebte, ohne Güter zu besitzen und ohne reiche Verwandte zu haben und im Spiel große Summen verlor! Als die Ahnung in ihm zur Ueberzeugung wurde, zog er sich von ihm zurück, denn noch entsetzte er sich beim Gedanken an ein Verbrecherleben.

Aber Hawkins war in letzter Zeit in einigen Unternehmungen unglücklich gewesen. Ein Genosse hatte ihn verrathen, eine Anklage schwebte gegen ihn und er mußte sich außerhalb London verstecken, wo Wilson ihn abermals in einem der Häuser antraf, wo man von den Früchten des Verbrechens lebt, die Verbrechen also nicht angibt. Sie wurden wieder befreundet wie nur je und Hawkins so von Wilsons Redlichkeit überzeugt, daß die Zunge überfloß und er ihn zum Vertrauten seines ganzen, bereits sehr thatenreichen Lebens machte. Hawkins hatte schon, obgleich selbst erst in der Mitte der Zwanzig, ganze Geschlechter von Highwaymen überlebt, die am Galgen geendet, ohne daß dieß seinen Lebensmuth erschüttert oder ihn von neuen, großen Plänen abgebracht hätte. Was Hawkins am Wege verdiente, trug er sogleich an die Spielbank, um das mit Gefahr des Lebens erworbene schlauern Räubern preiszugeben, welche nichts wagten und doch immer gewannen. Er war ein großmüthiger Kamerad. Als einer der thätigsten Männer aus seiner Genossenschaft, der inländische Capitän Leonard, in der Preston-

Rebellion begriffen, als Anhänger der Stuarts gefangen war, wollte er ihn mit Gefahr seines Lebens retten, ward aber bei dem Versuche selbst gefangen und entkam nur mit genauer Noth der Gefahr, für ein politisches Verbrechen bestraft zu werden, welches sehr fern von ihm lag.

Hawkins Erzählungsweise war so bezaubernd, daß in Wilson der Abscheu vor dem Verbrechen verschwand, ohne daß er doch sich deßhalb versucht fühlte, auch so zu leben; noch führte ihn Hawkins direkt in Versuchung. Seine Geschäfte hatten sich wieder sehr gut gemacht, aber Wilson war in der äußersten Noth. Als er schon Wochen lang hungerte, hatte ihm ein freundlicher Landsmann 10 Pfund unerwartet vorgeschossen. Kaum gesättigt, trug er sie an den Spieltisch und verlor Alles. In voller Verzweiflung, der Raserei nahe, stürzte er fort, er fühlte es, die schwache Beute für jeden Verführer. Bei Hawkins fand er dessen treuen Spießgesellen Wright. Sie tranken tüchtig zusammen; er auf einen leeren Magen.

Hawkins sprach von einem nächsten Abentheuer, wo ihnen ein dritter Mann noth thue. Er fragte Wilson, ob er sich wohl getraue, eine Pistole in die Hand zu nehmen? Wilson erwiederte: „Warum nicht, so gut als jeder Andere, denn der Mangel hat mich zu Allem bereit gemacht.“ Hawkins, immer froh, wenn er neue Genossen anwerben konnte, versprach sehr freundlich, ihm zur nächsten Nacht ein Pferd zu verschaffen.

Als Wilson am nächsten Morgen aus seinem Rausch erwachte, erinnerte er sich mit Schrecken seines gegebenen Versprechens und hätte sich gern eingeredet, daß das Ganze ein wüster Traum gewesen. Bei Hawkins aber hieß es, ein Mann, ein Wort. Abends saßen sie wieder mit Hawkins beim Trunk zusammen. Um halb zehn Uhr klopfte der freigebige Wirth ihnen auf die Schulter und sagte, Alles sei fertig. „Ich war erhitzt wie gestern und es fiel mir da nicht ein, Einwendungen zu machen. Schlag 10 Uhr saßen wir zu Roß, trabten frisch zu und erwarteten Sir David Dalrympl bei den Wassermühlen von Winstanley. Ich sollte die Kutsche anhalten; sie

wollten sehen, ob ich zum Geschäft tauge. Leider führte ich meinen Auftrag so geschickt aus, daß sich Hawkins von nun an gar nicht mehr von mir trennen wollte."

Die Beute war nur 3 Pfund St., eine Tabaksdose und ein Taschenbuch. Der Beraubte bot für letzteres an einen Unterhändler, der gestohlene Sachen wieder ausfindig zu machen wußte, 60 Pfund St., wenn er es ihm wiederschaffe; aber die ritterlichen Diebe waren so artig, es ihm gratis unter Couvert ins Haus zu schicken.

„Es ist unmöglich", sagt Wilson, „die Angst zu beschreiben, unter der ich am nächsten Morgen erwachte, als ich nun darüber nachdachte, daß ich mich in Handlungen eingelassen hatte, welche, wie mir schon damals klar war und wie ich jetzt aus Erfahrung weiß, nichts Anderes als Armuth und Schande zur Folge haben. Kein Leben ist so traurig und dunkel als das eines Räubers. Fremd ist ihm der Seelenfriede; er kennt keinen ruhigen Schlummer. Er hat sich zum Sclaven eines jeden Schurken gemacht, der seine Umstände kennt. Zur Hölle wird es für den, welcher jemals nur eine Strecke auf einem andern, edlern Wege zurückgelegt hat. Ich war nun auf dem furchtbaren Wege und wußte nicht, wie umkehren. Hawkins war nun mein Tyrann. Er ließ michs fühlen, daß ich nun eben so viel Anwartschaft, als er selbst darauf habe, gehangen zu werden, und sprach geradezu seine Zufriedenheit aus, daß er mich nun am Griff habe. Ich will nicht glauben, daß dieß Tücke und Bosheit war; sein Wohlbehagen entsprang nur daraus, daß er Einen mehr in seiner Gesellschaft hatte, von dem er bei Gelegenheit Gebrauch machen konnte. Es ist nicht um mich zu rechtfertigen, daß ich so spreche. In Wahrheit ich führte von nun an ein Hundeleben, trotz aller glücklichen Unternehmungen, und was das Verdrüßlichste war, ich mußte immer bei guter Laune zu seyn scheinen, und Alles leicht hinnehmen, aus Furcht, daß ein Streit uns in Ungelegenheiten bringen könnte."

Das Glück der neuverbundenen Gesellschaft war außeror-

deutlich. Selten verging eine Woche, in welcher nicht zwei bis drei erfolgreiche Anfälle ausgeführt wurden, und doch brauchten sie nicht über fünf englische Meilen außerhalb der Stadt zu reiten. Wenn der Fang gelungen war, kehrten sie sogleich zurück und griffen noch in demselben Athem Kutschen in den Straßen an.

Es wurde damals, im Sommer 1720, so viel und so offen in London geraubt, daß die Einwohner glaubten, es sei ein Highwayman-Fieber über die Leute gekommen. „In einer einzigen Nacht, im August, beraubten wir eine Kutsche in Chancery-Lane, eine zweite in Lincoln's-Inn-Fields und stießen noch, als wir nach Hause reiten wollten, auf die Kutsche des Lords Westmoreland, hinter der noch dazu drei Bediente zu Fuß als Bedeckung gingen. Die Beraubung seiner Herrlichkeit wurde uns allerdings etwas schwer, denn die Scharwächter stürzten auf uns los; da wir indessen eine Pistole über ihre Köpfe losfeuerten, zogen sie sich schnell zurück und wir entschlüpften noch glücklich."

„Diese ununterbrochen glücklichen Unternehmungen versetzten mich allmählig in eine recht hübsche Lage, wäre nur nicht der Spielteufel in mir so vorherrschend gewesen! Was ich an Effekten erwarb, meinen ganzen Beuteantheil überließ ich auf der Stelle an Hawkins und Wright, um nur Geld dafür zu bekommen, und das Geld ward verspielt."

Hawkins und Wright mochten dießmal solider zu Werke gegangen seyn. Sie hatten wirklich Erkleckliches gesammelt und befrachteten für den Erlös, oder vielleicht auch mit einem Theil der Effekten selbst, ein Schiff, um damit nach Holland überzusegeln. Alles war bereit und in Hawkins Händen, bis auf eine versetzte Uhr, welche Wright auszulösen ging. Man wartete lange auf ihn an dem Versammlungsplatze am Tower-Hill, bis Hawkins ungeduldig einen Kundschafter ausschickte, der mit der Trauerpost zurückkam, Wright sei eingezogen. Einer seiner Freunde hatte ihn verrathen.

Die größte Angst bemächtigte sich der Verbündeten, daß Wright nun auch dieselbe Rolle gegen sie spielen werde; er

konnte dadurch sein Leben retten. Aber er sagte zu John Hawkins Frau, die ihn ängstlich im Gefängniß aufsuchte: sie könne ruhig seyn, er werde Niemand wehe thun, am wenigsten aber ihrem Manne, schon der Kinder wegen. „James Wright," sagt Wilson an einer andern Stelle, „war der Sohn redlicher Eltern, ein Mensch von bestem Temperamente und einer Treue gegen seine Kameraden, wie ich sie noch bei keinem Highwayman wieder fand."

Weßhalb die Andern bei dieser Angst nicht das bereit liegende Schiff bestiegen und die versetzte Uhr und den verlorenen Wright im Stiche ließen, ist nicht ersichtlich. Hawkins und Wilson gingen statt nach Holland nach Oxford und hielten sich dort einen Monat in der Stille auf. Doch selbst nicht so ganz still, Hawkins entstellte in seinem Uebermuthe einige Gemälde in der Gallerie über der Bodleyanischen Bibliothek. Die Universität, darüber aufgebracht, bot 100 Pf. St. Belohnung für Entdeckung des Thäters, und ein armer Schneider, der sich durch seine heftigen whigistischen Grundsätze und Reden ausgezeichnet, gerieth deßhalb in Verdacht, saß im Gefängniß und war nahe daran ausgepeitscht zu werden, ohne daß Hawkins sich großmüthig regte, um sich als Frevler anzugeben.

In London waren indessen einige Veränderungen vorgegangen. Wright saß noch im Kerker, indem er für die nächsten Assisen aufgespart wurde, John Hawkins Bruder, William, war losgesprochen und nur ein anderer Highwayman, der bei den letzten Abentheuern der Verbündeten betheiligt gewesen, Pocock, war gehängt worden. John Hawkins trieb es, seinen Bruder William zu sprechen; aber es war nicht Geld genug da', daß er auch Wilson hätte mitnehmen können. Jedoch versprach er ihm Geld nachzuschicken, um sich bei seiner Wirthin zu lösen und nachzukommen. Er schickte aber nur den vierten Theil und Wilson mußte sich zu Fuß auf den Weg machen. In London angekommen, hörte er, daß beide Brüder sich nach Holland eingeschifft und des armen Wright ganze Habe mitgenommen hatten, während dieser selbst im Kerker fast verschmachtete.

Im Herbste des Jahres wurde Ralph Wilson 21 Jahre alt, also majorenn, und bekam die freie Disposition über eine väterliche Erbschaft, welche ihn wohl in den Stand gesetzt hätte, unabhängig zu leben. Aber er verkaufte sie schnell für die geringe Summe von 350 Pf. St., um das baare Geld vortheilhafter am Spieltische anzulegen. In wenigen Wochen war Alles verloren, bis auf die Pfunde, welche er den im Oktober aus Holland zurückgekehrten Gebrüdern Hawkins geliehen, um sich eigene Pferde zu kaufen. Aber auch dieß Geld war verloren, weil sie es ihm niemals zurückbezahlten.

Sie fingen ihr altes Geschäft mit erneuertem Eifer an. Leider aber war John's Bruder, William, ein Stein des Anstoßes, ein unwillkommener Bundesgenosse, den sie doch aber nicht los werden konnten. „Diesen feigen Bramarbas," schreibt Wilson im Aerger, „mußten wir oft in den besten Unternehmungen zurücklassen. Ehe es losging, wenn wir unter uns waren, konnte er schwadroniren wie Keiner. Ich habe noch Niemand gesehen, der so übermüthig um sich spuckte und voraus war mit seinen Worten; aber auf der Straße selbst hinkte er nach. Das geschah nicht etwa aus Grundsätzen oder aus Gewissen, sondern nur aus heilloser Angst. Deßhalb mußten wir ihn oft zurücklassen, bis er endlich sich zu bessern versprach und wieder die Erlaubniß erhielt, mit Theil zu nehmen."

Zuweilen wurde im Geschäft nach wohlüberlegtem Plane gehandelt, zuweilen folgte man der augenblicklichen Eingebung. Nach einer lustigen Nacht gab man sich das Wort, die erste Kutsche anzugreifen, welche ihnen auf der Landstraße begegnen würde. Nach hundert Schritten schon rollte ihnen eine entgegen. Zwei Herren saßen darin. Man ließ sie vorüber, verhüllte sich mit Mäntel und Tüchern, machte kehrt und holte sie ein. Auf das erste Wort hielt der Kutscher an, die Gardinen rauschten nieder und John war auf der einen, Ralph auf der andern Seite. Aber in demselben Augenblick ward auch aus beiden Kutschenfenstern gefeuert. Hawkins Schulter erhielt drei Schrotkörner, der Schuß auf Wilson ging vorbei. „Sicherlich waren

es brave Männer und doch meine ich, daß ihr allzuschnelles Abfeuern ein Zeichen von Furcht war. Hätten sie abgewartet, bis wir näher kamen, so hätten sie uns mit ihrem Schrotthagel zerschmettert." Die Genossen waren der Meinung, es sei nun das Beste, Reißaus zu nehmen, und einen Mord von beiden Seiten zu vermeiden.

Nach diesem mißglückten Unternehmen folgte ein abscheuliches Wetter. Als es besser wurde, waren die Köpfe der Pferde so geschwollen, daß die Gentlemen sie nicht aus dem Stalle bringen konnten. John und Ralph entschlossen sich, ihr Glück zu Fuß zu versuchen, ein schwerer Entschluß für einen Highwayman, der die tiefste moralische Verachtung gegen den gemeinen Fußräuber empfindet. Auch schlug ihr erstes Unternehmen fehl, der Kutscher des reichen Brauers, mit dem sie es zu thun hatten, trieb seine Pferde rasch fort. Wilson schoß zwar nach und traf auch das eine Thier; als er aber die zweite Pistole nach dem andern abdrückte, schoß er sich selbst durch die Hand. Er war genöthigt zu fliehen, was ihm in dieser Lage sehr schwer wurde, da er über eine ziemlich hohe Mauer klettern mußte.

Seine Verwundung gab Ralph Wilson hinlängliche Muße, über seine beklagenswerthe Lage nachzudenken. „Was war ich einst und was bin ich jetzt! Ich war überzeugt, daß die Vergeltung mich einst ergreifen werde, und solch ein Leben kann nur mit dem schmachvollen Ende zu Tyburn *) enden. Dieß bestimmte mich denn zu dem Entschluß, die Stadt zu verlassen und — meine Thorheiten (follies!). Ich borgte etwas Geld, zog mein Pferd aus dem Stalle und ritt am 1. Februar 1721 nach Yorkshire.

„Gott, wie glücklich und zufrieden war ich, daß ich es ausgeführt! Wie ernsthaft bereute ich da mein Lasterleben! Fest und aufrichtig beschloß ich, nie wieder zurückzufallen, wie auch mein Loos sei. So wahrhaft vorbereitet auf ein ehrbares Leben, kam ich in der Heimath an und wurde herzlich auf-

*) Tyborn — der sonstige Richtplatz der Verbrecher in London.

genommen. Ich hielt Wort. Mit Ernst nahm ich mich des Geschäftes meiner Mutter an, welches ziemlich bedeutend war, und blieb beharrlich dabei. Ich spürte keinen Verdruß über das Alltagsleben; im Gegentheil, das Arbeiten war mir eine Lust. Da ward ich eines Tages, im August, durch den Kellner eines Wirthshauses in dasselbe beschieden, weil mich ein Fremder dringend zu sprechen wünsche. Zu meinem unaussprechlichen Erstaunen finde ich meinen alten Freund John Hawkins und seinen neuen Genossen George Simpson!"

Auf einem einsamen Spaziergange entdeckte Hawkins dem Freunde, daß es mit ihm schlecht aussehe. Er und Simpson hätten zusammen nur 40 Schilling in Baarschaft. Wilson fragte ihn, weßhalb er denn eine so lange Reise unternommen, und nach einem Orte, wo sie keine Hülfe finden dürften? Hawkins Augen rollten vor Zorn und er fuhr auf: „Bist du auch wie die andern Menschen, und bist du nicht so schuldig wie irgend wer sonst?"

Wilson wäre fest in seinem guten Vorsatze geblieben, aber eine Nachricht machte ihn erbleichen. John vertraute ihm, daß sein eigner Bruder William in London den Angeber gemacht und ihn, Wilson, so wie alle übrigen Gefährten, bei der Polizei denuncirt habe. In wenigen Tagen werde er abgeholt werden, wenn er sich nicht schleunigst auf- und davon mache. Ihn zu warnen, habe er die weite Reise unternommen.

Wilson war wie vom Donner gerührt. Von William Hawkins Charakter konnte er das Bubenstück erwarten, und was anders konnte den männlichen, ehrlichen John zu der Reise bewogen haben? Unter diesen Umständen war nur in London selbst für ihn Rettung zu suchen. Wilson mußte Simpson für 20 Pf. St. Güter abkaufen, welche er unterwegs erbeutet hatte, damit er aufs Neue der Hölle verfalle. Hawkins lieh er die gleiche Summe. Sie alle kauften frische Pferde und machten sich auf den Weg.

In London erfuhr Wilson, daß John ihn getäuscht hatte. Sein Bruder William hatte ihn nicht angeklagt, noch saß er

gefangen. „Daraus mag man ersehen, welchen Ingrimm solche Leute gegen die ihrer Gefährten haben, welche sich von ihren Schändlichkeiten losmachen wollen und gern ein ehrliches Leben führen möchten.“

Aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen. William Hawkins war noch nicht zum Verräther geworden; doch er wurde es. Um eines Raubanfalles auf Sir Edward Lawrance willen ward er eingezogen und denuncirte nun gegen alle und jeden seiner Bekannten; Wright, der, von jener Anklage losgesprochen, freigelassen ein ehrliches Leben angefangen hatte, ward auf Williams Anzeige um einen vor zwei Jahren begangenen Straßenraub eingezogen, verurtheilt und starb am Galgen am 22. Dezember 1722. Wilson wußte sich zu verstecken. „Wäre ich aber ergriffen worden, so hätte ich mit dem armen Wright an demselben Tage am Strick gehangen, und das war mein Geburtstag! Das war der Lohn für Wrights Großmuth. Er rettete Hawkins, um selbst gehängt zu werden.“

Eine andere „ehrliche“ Seele, deren Schicksal Wilson tief betrauert, Buttler Fox, war um zwei Raubanfälle, die er wirklich begangen, freigesprochen worden, „und genoß eines vortrefflichen Rufes.“ William Hawkins zeugte aber wider ihn wegen der Beraubung eines Obristen Hamilton, welche allein von John Hawkins und Simpson begangen worden, worauf Wilson schwört, und der unglückliche Fox wurde gehängt.

Der Gerechtigkeit war nun eine Weile genug gethan; ein paar minder Schuldige wurden aufgeknüpft, und die Kühnsten und Verwegensten konnten Athem schöpfen und auf neue Thaten sinnen. John Hawkins und Wilson waren wieder unzertrennlich und machten die besten Geschäfte. Sie quartierten sich beim Gastgeber Carter am London Wall ein, der für sie der aufmerksamste, freundlichste Wirth von der Welt war. Er kannte alle ihre Verhältnisse und fand dabei seine gute Rechnung. Kein Raub, an dem er nicht den besten Antheil durch seine Wochenrechnung gewann. Er hatte einen Stall voll schöner, schneller

Pferde, zu jeder Stunde konnten sich daher die Herren beritten machen, so oft sie wollten, ihre Rosse tauschen.

Es klingt fabelhaft, was Wilson in seiner Treuherzigkeit berichtet: „An einem Morgen beraubten wir die worcester, die gloucester, die cirencester, die bristoler und die Oxford-Landkutschen; am folgenden Morgen die chichester und die Ipswich-Kutsche; am nächsten die von Portsmouth. Bei der Landkutsche von Bury sprachen wir fast täglich an. Im Ganzen, glaube ich, daß wir sie zehn Mal in Contribution gesetzt; und doch ritten wir darum nie weiter aus der Stadt, als bis Stones-End. — Unsere abendlichen Unternehmungen waren gewöhnlich zwischen Richmond, Hackney, Hampstead, Bow und London. Immer war es mit Erfolg, und es ist ganz unmöglich, daß Einer von uns sich aller Vorfälle erinnern sollte. Wahrscheinlich hätten wir auch noch lange auf diesem Wege fortgefahren, wenn unser Augenmerk nicht auf die Reitposten gefallen wäre."

Um diese Zeit that sich besonders George Simpson hervor, ein treuer Anhänger John Hawkins. Wilson gibt ihm folgendes Zeugniß: „Ohne Erziehung und ohne besondere Anlagen, war er freilich nicht fähig, Pläne zu entwerfen; aber wenn ihm eine Aufgabe anvertraut war, war Keiner eifriger, rascher und muthiger in der Ausführung, denn er war fest und keck zugleich und immer treu und bescheiden." So hatte er auch früher einigen vornehmen Edelleuten gedient und den Dienst nur aufgegeben, weil diese Lebensstellung ihm nicht mehr zusagte. Er zog es vor, unter Hawkins Leitung ein „Einsammler an den Landstraßen" zu werden.

Wilson hatte noch die Genugthuung, denselben reichen Brauer Green und seine Frau in ihrer Kutsche zu brandschatzen, auf die ein früherer Angriff, als er mit seinem Freunde zu Fuß war, so unglücklich ablief. Er hatte ihm damals nachgerufen, sie würden sich wohl noch einmal unter günstigen Umständen treffen. Er hatte sein Wort gelöst.

Die Geschäfte gingen bis in das folgende Jahr glücklich

fort, und es hatte den Anschein, als werde es noch lange der Fall seyn. Aber die Lust nach Veränderungen, nach kühneren Unternehmungen regte sich in Hawkins. Er nahm den alten Plan wieder auf, statt der Landkutschen, deren durch so vieles Unglück gewitzigte Passagiere wahrscheinlich nur sehr wenig Geld bei sich führten, einmal die königliche Mail-Post, die oft bedeutende Geldrimessen brachte, anzugreifen. Ihr Wirth, Carter, ward in die Berathung gezogen. Er schlug die Post, welche nach Harwich geht, vor; aber obgleich sie oft große Summen mit sich führte, war doch ihr Abgang nicht ganz sicher, und man wurde nicht einig. Die bristoler Post schien gelegener; man einigte sich und bereitete sich vor.

Die Sache hatte aber auch ihr Bedenken. Schon einige Anfälle auf die Post hatten die Behörden sehr wachsam gemacht, namentlich die Oberpostverwaltung. Man konnte erwarten, daß, wie in solchen Fällen üblich, des Königs Pardon für jeden auch Mitbetheiligten bekannt gemacht werden würde, nebst einer Belohnung von 200 Pf. St., wer die Posträuber angebe. Wilson stellte dieß seinen Genossen vor. Ihre Sache, ihr Glück und ihre Erhaltung sei bedingt von der innigsten Einigkeit unter ihnen. Die Anklage, welche jetzt auf ihnen Allen hafte, verhindere jeden Einzelnen, zum Angeber zu werden. Jene öffentliche Bekanntmachung könne und werde aber die Vereinigung brechen. Der Rath wurde verworfen, und der Angriff gemacht.

Wilson trat acht Tage später, am Nachmittage, in Carter's Wirthshaus, wo sie bis da in größter Sicherheit, unbeläftigt von Spionen, verkehrt hatten. Er sah drei Männer, deren Blicke ihm nicht gefielen, und machte schnell Kehrt. Durch verschiedene Nebenwege glaubte er unentdeckt nach Moorgate's Kaffeehaus zu kommen, wo nur anständige, nüchterne Gesellschaft sich versammelte. Ein Highwayman konnte also dort, ohne Argwohn zu erregen, verweilen. Auch war er selten dort gewesen und immer in anderer Kleidung; denn die Praxis eines durchgebildeten Highwayman war, die Kleider, so oft es anging, zu wechseln. Ein Quäcker erzählte ihm, welches

große Aufsehen in der Stadt die Beraubung der bristoler Post errege; mehre Spürhunde der Polizei suchten sogar in der Nachbarschaft umher.

Wilson lief das Blut kalt durch die Adern; er bezahlte und streifte weiter. Sein Weg führte ihn nach Bedlam. Der Anblick der Wahnsinnigen erschütterte ihn; ihm kam es vor, als durchzucke auch ihn schon ein Fieber ihres Wehs. Er fühlte bei jedem Schritt das Pflaster von London unter sich wanken.

„Ein Gentleman, welcher mehr mein Freund war, als der Freund der Andern," äußert sich Wilson etwas dunkel, „und die Vermuthung hatte, daß wir es wären, welche die Post angegriffen," rieth mir zuerst in andeutenden Winken, schnell außer Landes zu gehen; dann sagte er mir offen, ich möge geradezu an das Postamt gehen und mich angeben. Wenn ich es nicht thue, werde es Simpson thun; denn Simpson habe seltsame Fragen deßhalb an ihn gerichtet. Ob Jemand, der schon unter Anklage schwebe, noch gegen einen andern als Zeuge auftreten könne? Ob die ausgebotenen 200 Pf. St. für Den wären, welcher die Thäter angebe, oder für Den, welcher sie verhafte? Anfänglich wollte ich sogleich dem ersten Rathe meines Freundes folgen und nach einem Hafen auf der Stelle abreisen. Aber er wiederrieth es mir, und so machte ich mich unschlüssig auf den Weg nach Moorgates Kaffeehaus. Unterwegs begegneten mir wieder die drei verdächtigen Gesichter und folgten mir, als ich ihnen vorüber war. Ich trat durch Nebengassen von hinten in's Kaffee-Haus, um, wenn sie mir folgten, zum vordern Ausgang fortzugehen. Aber gerade dort standen sie und ergriffen mich; ich vermuthe, auf einen Wink des Wirthes Carter. Sie brachten mich geradeswegs nach dem Postamte und dort examinirte mich der Generalpostmeister aus allen Kräften, ohne doch etwas herauszubringen. Vier oder fünf Mal nahm er mich vergeblich vor. Endlich kam eine Botschaft von William Hawkins, der in Gatehouse gefangen war, sie möchten sich keine weitere Mühe geben, er habe mich schon angegeben und werde mich schon überführen. Zuerst hielt

ich es für eine List, mich zum Verrath zu bringen; aber alle Postoffizianten drangen so sehr und so freundlich in mich, als wäre ihnen viel an meiner Erhaltung gelegen, und einer zeigte mir heimlich einen Brief von Simpson's Hand, worin dieser sich erbot, gegen eigne Sicherheit und die Belohnung die Räuber der Post anzugeben."

Da endlich entschloß sich Ralph Wilson, selbst als Angeber aufzutreten, um sein Leben zu retten. Wir haben diese seine letzten Argumente umständlicher aufgeführt, wenn gleich nur im gedrängten Auszuge, als charakteristisch für den damaligen Zustand der öffentlichen Meinung. Ralph Wilson ward begnadigt, vielleicht, wie es scheint, seiner Jugend, seiner persönlichen Eigenschaften wegen ein Gegenstand der Theilnahme und des Mitleids; aber auch ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheues als — Verräther an seinen Freunden. Auch unter Verbrechern verlangte der freie Brite eine gewisse Moralität, eine gewisse Treue. Das Geschäft des Angebens, die Treulosigkeit gegen Verbündete war überall mit dem Stempel der Verachtung gebrandmarkt. Wilson, wenn er in irgend einem Kreise der bürgerlichen Gesellschaft fortleben wollte, war gezwungen, sich vor dem Gericht des Publikums zu vertheidigen, seine That zu entschuldigen, und er that es durch diese von ihm geschriebene und publizirte Schrift. Mit welchem Erfolge vor seinen Zeitgenossen, wissen wir nicht.

„Weßhalb ich meine Geschichte niederschrieb?" schließt er. „Ich wünsche, daß sie Andern als Warnung diene, und dann ist ihr Zweck erfüllt. — Man schilt mich einen Atheisten, einen Blasphemisten, einen irreligiösen Menschen. Die erstern beiden Beschuldigungen sind Lügen. Was die dritte anlangt, so kann freilich ein Mann, der einen solchen Lebenslauf voller Schlechtigkeit geführt hat, ohne arge Versündigung nicht behaupten, daß er religiös sei. Um religiös zu werden, muß er einen neuen Lebenslauf anfangen, welches ich, mit Gottes Beistand, von jetzt an zu thun entschlossen bin."

Ob Ralph Wilson sein Versprechen erfüllt, darüber bleiben

uns die Quellen den Nachweis schuldig. Er war zur Zeit des Prozesses ein Jüngling von 22 Jahren. —

Von einigen andern Highwaymen hat man Verse aufbewahrt, welche sie vor ihrem Tode gedichtet; z. B. folgendes versificirte Gebet von William Burridge, welches beweist, wie die Gnade zuletzt in ihm zum Durchbruch kam.

O himmlischer Vater, lieber Gott!
Blick auf mich gnädig nur,
Der vor dir liegt in Sünd und Noth,
Elend'ste Creatur!

Gieß aus in die betrübte Brust
Von deinem Gnadenöl,
Damit von schnöder Sündenlust
Frei werde meine Seel!

Ach diese Seele, tief gedrückt
Von Jammer, Noth und Pein,
Demüthig auf die Bitte schickt,
Du mögst barmherzig seyn!

Ich unterließ, was Gott gefällt,
Und that, was mir gefiel;
So irrt' im Dienste dieser Welt
Ich lange ab vom Ziel.

Nun seufze ich und schluchze sehr
Und klage Tag und Nacht,
Daß ich mein Leben so vorquer
Und schändlich zugebracht.

Laß aufersteh'n die sünd'ge Seel',
Nicht mit dem Leibe todt!
Ich sing' dein Lob mit voller Kehl
Bis an das Morgenroth.

5. König Richards Ende.

Nach vielen Unglücksfällen und einer fünfjährigen Abwesenheit war Richard Löwenherz, König von England, in sein Reich zurückgekehrt. Dort fand er überall Unruhe, überall Verwirrung; es gelang ihm, seinen Bruder Johann, der sich während seiner Abwesenheit in Palästina widerrechtlich die Herrschaft angemaßt, zur Ruhe zu bringen, worauf die meisten Großen seines Reiches sich ihm unterwarfen. Von England aus schiffte er nach Poitou, einer seiner in Frankreich gelegenen Provinzen, um dort einen widerspänstigen Vasallen zu züchtigen. Es hatte nämlich Sinomare, Vicegraf von Limoges, auf einem seiner Güter einen großen Schatz gefunden. Er bot dem Könige Richard einen Theil davon an, damit er das übrige desto sicherer besitzen möchte. Richard, der das Geld sehr liebte und es zu seinen Kreuzzügen gegen die Saracenen sehr bedurfte, nahm aber das Ganze in Anspruch, indem er behauptete, daß dieser Schatz ihm, als Ober- und Lehensherrn des Grundes, in welchem dieser gefunden worden, zustehe. Der Graf von Limoges weigerte sich den Schatz herauszugeben, und widersetzte sich dem Befehle des Königs mit gewaffneter Hand. Da zog Richard erzürnt vor Chalas, des Grafen Schloß, wo, wie er glaubte, der Schatz verborgen lag. Die Besatzung des Schlosses, durch Richards Drohungen und den Gedanken geschreckt, wider den eigenen König und Herrn zu streiten, erbot sich zur Uebergabe, wenn er ihr freien Abzug gewähren wollte. Allein Richard verwarf dieß Anerbieten, und ließ ihnen melden, er sei nicht gewohnt, mit aufrührerischen Unterthanen Verträge abzuschließen; sein Wille sei, das Schloß mit Gewalt zu erobern und sie Alle zur Strafe ihres Frevels aufzuhängen. Da beschlossen die Soldaten des Schlosses in der Verzweiflung, sich auf das Aeußerste zu vertheidigen und leisteten den tapfersten Widerstand. —

Als nun Richard, dieser tapfere und unerschrockene Held, einstmals zu nahe an die Mauern des Schlosses ritt und die Stelle bezeichnen wollte, wo die Sturmmaschinen hingebracht

werden sollten, wurde er von Bertrand von Gouston, einem der Hauptleute der Besatzung, erkannt. Bertrand, Einer der besten Schützen des Heeres, zielte mit der Armbrust und traf so gut, daß der Pfeil den König am linken Arme unter der Schulter schwer verwundete. Richard wurde durch seine Wunde nur noch mehr erbittert, er gönnte sich keine Ruhe und ließ rastlos die Burg bestürmen, bis endlich die Seinen die Mauer erstiegen und die Besatzung zu Gefangenen machten. Sogleich gab er Befehl, alle Hauptleute und Soldaten der Besatzung aufzuhängen und nur Jenen zu schonen, der ihn so schwer verwundet hatte. Bertrand — so hatte Richard beschlossen — sollte mit einem martervollen Tode das Verbrechen büßen, seinen König am Leibe verletzt zu haben.

Die Wunde des Königs zeigte sich immer hartnäckiger und gefährlicher; der Arzt hatte in seiner Ungeschicklichkeit die Spitze des Eisens in der Wunde gelassen, und schnitt, als er sie herausnehmen wollte, so tief in den Leib des Königs, daß der Krebs entstand, und keine Rettung mehr zu hoffen war. Der nahe Tod erschütterte das Herz Richards; in wahrer Reue und Buße bekannte er seine Sünden, empfing aus der Hand Walters, des Erzbischofes von Rouen, die heil. Sakramente und opferte dem Herrn seine fürchterlichen mit jedem Tage wachsenden Schmerzen auf.

Kurz vor seinem Hinscheiden ließ er Bertrand von Gouston zu sich rufen, und fragte ihn, warum er gegen die geheiligte Person seines Landesherrn sich also vergangen? „Weil du," erwiederte Bertrand mit dem Muthe der Verzweiflung, „meinen Vater und meine zwei Brüder getödtet hast und mich selbst wolltest hängen lassen. Dir bleibt nun nichts mehr übrig, als daß du dich an mir rächest. Meinethalben! da ich sehe, daß auch dein Ende nicht fern ist, will ich gerne sterben und den grausamsten und martervollsten Tod mit Freuden erdulden."

Bei solch trotzigen und verwegenen Worten überflog eine schwache Röthe die bleichen Wangen des Todtkranken. Er schaute lange und starr in Bertrand's kühnes Antlitz. „Ver-

trand," sprach er endlich, nachdem er sich erholt hatte, „Dein König verzeiht dir; mein Wille ist, daß du lebest." — Er befahl sogleich, den verwunderten Ritter frei zu lassen und hundert Pfund Sterling ihm auszubezahlen; er verbot auch den Seinigen auf das Strengste, ihm auch nur das geringste Leid anzuthun. Bald darauf starb Richard, zwölf Tage nach empfangener Wunde, im zwei und vierzigsten Jahre seines Lebens, im zehnten seines Reiches, in den Armen des Erzbischofs von Rouen. Sein Leichnam wurde, wie er es verordnet, in Fonterrand zu den Füßen seines Vaters Heinrich beigesetzt, zum Zeichen seiner herzlichen Reue über die vielen Kränkungen und den Ungehorsam, dessen er sich gegen ihn schuldig gemacht hatte. Sein Herz ruht in der Kirche Unser lieben Frau zu Rouen: denn ihr war er mit besonderer Andacht ergeben. Allein sein Gebot, Bertrand zu schonen, wurde nicht gehalten; der Unglückliche wurde von den erbitterten Engländern lebendig geschunden und dann an den Galgen geknüpft, wo er unter furchtbaren Schmerzen den Geist aufgab.

Dieses Ereigniß gibt zu vielen Betrachtungen Anlaß; wir wollen nur bei einer verweilen: Der Vicegraf von Limoges wird wohl über den großen Schatz, der auf seinen Gütern gefunden wurde, gejubelt haben, und auch Richard's Herz freute sich über den Reichthum, der ihm so unerwarteter Weise zukommen sollte. Und doch, wie gut wäre es gewesen, wenn dieser Schatz ewig verborgen geblieben wäre! Er verleitete den Vicegrafen zu einem großen Verbrechen, zum Aufruhr gegen seinen Herrn und König; er verführte den sonst edelmüthigen Richard zu Ungerechtigkeit und schauderhafter Grausamkeit, er kostete ihm zuletzt das Leben.

Wie viel Unheil hat nicht schon das Gold und die Habsucht gestiftet! —

III. Bekehrung von der Hoffart des Lebens.

1. Der heilige Romuald.

Romuald, Stifter der Camaldulenser, Sohn des Sergius, eines vornehmen mit dem Titel eines Herzogs von Ravenna geschmückten italienischen Großen, hatte im väterlichen Hause keine andere Erziehung erhalten, als wie es sich von einem Vater erwarten läßt, der im Besitze ungeheuerer Reichthümer, keinen höhern Zweck des Lebens kennt, als sinnliches Vergnügen, Befriedigung seiner Lüste und aller ihn anwandelnden Launen. — Aufgewachsen unter Pracht und Ueppigkeit, und herumgetrieben in einem ewigen Wirbel von Zerstreuungen und Vergnügungen, lebte und streifte auch Romuald, als er das Jünglingsalter erreicht hatte, bloß in der äußern Sinnenwelt herum, ward endlich durch Frauenliebe bethört, und fiel, Gottes Geboten uneingedenk, in Ausschweifungen jeder Art. Aber kostbar war vor Gott die Seele Romualds. Er war ein zart und lebhaft fühlender, für die schönsten Ergießungen des Herzens empfänglicher Jüngling; und je weniger christliche Erziehung und Bildung von außen man bisher an ihm gethan hatte, desto wirksamer und kräftiger zeigte sich nach und nach in ihm die alles schaffende, alles erneuernde und belebende Gotteskraft. Mancherlei bis hieher ihm völlig fremde Gefühle und Gesinnungen schwellten nun bisweilen seine jugendliche Brust. Eine gewisse Sehnsucht nach Etwas, das er nicht kannte, nur dunkel ahnete, ward mit jedem Tage reger in ihm, und auch der Gedanke an den Tod und die Gerichte Gottes rückte jetzt, trotz seines jugendlichen Alters, recht nahe vor seine Seele. Als er eines Tages auf der Jagd sich verirrt hatte, immer tiefer und tiefer in den Wald gerathen war, und endlich, weil des Weges völlig unkundig, sich gänzlich seinem Pferde überlassen mußte, brachte dieses ihn zuletzt in eine ihm ganz unbekannte, höchst einsame Waldgegend. Seinem ermüdeten Rosse mußte er einige Ruhe

gönnen, auch er selbst bedurfte derselben. Romuald stieg also vom Pferde; aber kaum einige Minuten auf das Gras hingestreckt, erzeugte der Anblick der schauerlichen, von schroffen Felsenwänden begränzten Einöde, und besonders die weit umher herrschende feierliche Stille in ihm eine Reihe sehr ernster Betrachtungen, unter denen er endlich in die Worte ausbrach: „O, wie glücklich ein jeder, der hier von dem Geräusche der Welt getrennt, und den Menschen unbekannt, nur für Gott und die Ewigkeit leben könnte!“ Immer stärker ward von jetzt in ihm die Neigung zu einem einsiedlerischen, von dem Getümmel der Weltleute abgeschlossenen Leben. Oefters dachte er sogar daran, einst selbst noch in eine Einöde zu entfliehen, um dort jene Seelenruhe zu finden, die ihm in dem Wirbel wilder Vergnügungen noch nie zu Theil geworden war. Aber diese Entschlüsse waren gewöhnlich nur vorübergehend, wenigstens noch äußerst schwankend, und eine feste Bestimmung gab ihnen erst einige Zeit nachher eine neue Gräuelthat seines Vaters, des Herzogs Sergius. Wegen einiger Grundstücke, die Sergius einem seiner Verwandten streitig machte, war er mit demselben schon lange in einem vor den Gerichten schwebenden, mit der äußersten Bitterkeit geführten Streithandel verwickelt. Um der Sache ein Ende zu machen, forderte der leidenschaftliche Mann seinen Vetter zum Zweikampfe heraus. Seinem Sohne gebot er, beim Kampfe gegenwärtig zu seyn, ihm drohend, daß er widrigenfalls ihn enterben, nie mehr für seinen Sohn ihn anerkennen werde. Romuald mußte gehorchen, und Sergius hatte das Glück oder Unglück, jenen Gegner im Kampfe zu erlegen. Als nun Romuald die blutende Leiche des Erschlagenen vor sich liegen sah, überfiel ihn ein ganz übernatürlicher Schrecken; er glaubte, auch gegen ihn, weil Zeuge des Mordes, schreie das Blut des Ermordeten um Rache zum Himmel. Noch in derselben Nacht verließ er das väterliche Haus, eilte nach dem vier Meilen von Ravenna gelegenen Kloster des heiligen Apollinaris von Classe, und bat als ein Büßender in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Aus Furcht vor dem Zorne

des Herzogs Sergius wiesen die Mönche die Bitten eines Sohnes desselben zurück. Aber nun wandte sich Romuald an den Erzbischof Honestus von Ravenna, ehemaligen Abt des Klosters von Classe. Dieser befahl, und sogleich legten die Mönche dem Romuald das Klostergewand an. Romuald befand sich jetzt im zwanzigsten Jahre seines Alters. Drei Jahre blieb er in dem Kloster. Aber nun machte er die traurige Bemerkung, daß die Mönche anfingen mehr und mehr von der Richtschnur ihrer Klosterregel abzuweichen. Romuald, der bisher in Ausübung der strengsten Klostertugenden sich vor allen ausgezeichnet hatte, hielt es endlich für Pflicht der Liebe, seine Brüder über die Folgen ihrer immer mehr zunehmenden Lauigkeit aufmerksam zu machen. Aber sobald in einem Kloster heilsame, strenge Zucht aufgehört hat, die Gemüther in der Furcht des Herrn zu erhalten, erkaltet auch die Liebe, und das Triebwerk selbst der gehäßigsten Leidenschaften geräth in Bewegung. Der Stolz der Mönche fühlte sich daher auf das empfindlichste beleidiget, daß ein junger Bruder, selbst noch ein Anfänger, ihnen, den weit ältern und klügern, Vorschriften geben zu wollen sich erkühne. Um eines so anmaßungsvollen Sittenrichters sich zu entledigen, ward beschlossen, ihn in der Nacht, wenn er, wie er zu thun pflegte, zu gewöhnlicher Stunde in die Kirche zum Gebet gehen würde, von einer Terrasse des Klosters hinabzustürzen. Der Mordanschlag ward jedoch von einem Mönche, der nur unwillig seine Zustimmung dazu gegeben hatte, dem Romuald entdeckt. Dieser ging also in derselben Nacht nicht in die Kirche, machte auch am folgenden Tage denen, die ihn hatten ermorden wollen, nicht die mindesten Vorwürfe, klagte nicht einmal gegen sie bei dem Abte; sondern begehrte bloß unter dem Vorwande, sich noch mehr zu vervollkommnen, die Erlaubniß, das Kloster verlassen und sich unter die Leitung eines in dem Venetianischen wohnenden Einsiedlers begeben zu dürfen. — Dieser Eremit hieß Martin, war ein wahrhaft frommer, gegen sich selbst strenger Eremit, aber von beschränkter Fähigkeit und durchaus nicht geeignet, einem Andern, der dieselbe Bahn betreten wollte, zum Lehrer

und Führer zu dienen. Romuald hatte in dem väterlichen Hause gar nichts gelernt; auch jetzt war er noch nicht einmal des Lesens recht kundig. Wenn er also mit Martin die Psalmen betete, sprach er nur gar zu oft die Worte fehlerhaft aus, wo dann der Eremit ihn jedesmal mit einem Stabe sehr derb auf die linke Seite des Kopfes schlug. Lange Zeit ertrug Romuald diese Behandlung ganz geduldig; aber endlich sah er sich doch gezwungen, zu Martin zu sagen: „Lieber Vater! ich muß euch bitten, mich in Zukunft einige Zeit lang nicht mehr auf die linke, sondern auf die rechte Seite des Kopfes zu schlagen; denn auf jener ist mein Ohr schon halb taub.“ Diese seltene Demuth und himmlische Sanftmuth rührten das Herz des Eremiten, er änderte sein bisheriges Betragen und behandelte nun seinen Schüler mit ungleich größerer Schonung. — Martins und seines Schülers Romualds Name ward nach und nach auch in Venedig bekannt. Eines Tages, als sie es vielleicht am wenigsten erwarteten, erhielten sie einen Besuch von dem ehemaligen Dogen von Venedig, Urseolus II. Dieser kam in Begleitung eines sehr frommen, sich seit einiger Zeit in Venedig aufhaltenden catalonischen Abtes, Namens Gurin, ferner seines Eidams Morosini und des Johannes Gradenigo, eines seiner ehemaligen Jugendfreunde. Urseolus war nach der Ermordung des Peter Candidiano Herzog von Venedig geworden. Obgleich unschuldig an dem Morde hatte doch seit seiner Erhebung der Gedanke, eine mit dem Blute seines Vorfahrers besudelte Würde angenommen zu haben, ihn unaufhörlich beunruhigt, er daher dieselbe schon im zweiten Jahre wieder niedergelegt, und war nun zu den beiden Männern Gottes gekommen, um bei ihnen sich Raths zu erholen, welcher Lebensweise er in der Zukunft folgen sollte. — Gleichgestimmte und dabei von dem Geiste Gottes beseelte Männer, die nur einen und denselben Zweck haben, sind auch über die Mittel, diesen zu erreichen, nie lange verschiedener Meinung. Schon am andern Tage war man dahin übereingekommen, den Abt Guerin nach seinem Kloster von Cusan in Catalonien zu begleiten. Dort sollten Urseolus,

Morosini und Gradenigo das Klostergewand anlegen; Martin und Romuald aber nach einer in einer nahegelegenen Wüste befindlichen Einsiedelei sich begeben. Ohne lange zu zögern, trat nun die kleine auf Gott vertrauende Karavane ihre Reise an. Kein widriges Ereigniß begegnete ihr auf derselben. Alle kamen glücklich in dem Kloster von Cusan an.

In der Wüste errichteten sich die beiden Einsiedler eine gemeinschaftliche Zelle. Mit jedem Tage nahmen beide an wahrer Gottseligkeit zu. Aber vorzüglich wirksam zeigte sich in Romuald die Kraft des heiligen Geistes, immer klarer ward ihm das Verständniß der heiligen Schriften; und er, der vor ein paar Jahren noch kaum die Psalmen recht lesen konnte, erklärte nun den darin liegenden frommen und heiligen Sinn mit solcher Wahrheit und Salbung, daß Martin öfters darüber staunte, und nun selbst ein Schüler seines ehemaligen Schülers ward. — Nach und nach erhielten Martin und Romuald auch bisweilen Besuche. Selbst Personen von höherem Stande, wie z. B. Graf Oliban, kamen zu ihnen, erbauten sich an ihren Reden und erklärten endlich, die strenge Lebensweise mit ihnen theilen zu wollen. Auch Urseolus, Morosini und Gradenigo verließen mit Erlaubniß ihres Abtes das Kloster und begaben sich in die Einsiedelei. Bald bildete sich eine schon ziemlich zahlreiche Genossenschaft, die nun einstimmig Romuald zu ihrem Oberhaupt und Führer wählte. — Die Lebensart dieser Einsiedler war nichts weniger als den Sinnen schmeichelnd. Brod und Wasser, bisweilen auch in Wasser abgekochte Kräuter waren ihre Nahrung; der harte Boden war ihr Lager, und mit schwerer Handarbeit nicht minder strenges Fasten verbunden. Gebet, Psalmengesang und geistliche Betrachtungen füllten die übrigen Stunden des Tages, wie auch eines Theils der Nacht. — So strenge jedoch Romuald gegen sich selbst war, so ungemein nachsichtsvoll erwies er sich gegen Andere. Nie befahl er seinen Untergebenen eine Uebung, in der er sich nicht selbst schon einige Zeit vorher hinreichend geprüft hatte. So sehr sich auch Romuald und seine Genossen von allem menschlichen Umgang ab-

geschlossen hatten, zog doch das Gerücht von ihrer Heiligkeit oft vieles Volk nach der Einsiedelei; besonders da es Gott gefiel, durch seinen Diener mehreren unheilbaren Kranken ihre Gesundheit wieder zu schenken, und Romuald durch die Kraft seines Gebetes auf Einzelne, wie auf ganze Familien oft sichtbaren Segen herabzog. — Um dieselbe Zeit empfand endlich selbst Herzog Sergius die Wirkungen des Gebetes seines frommen Sohnes. Tag und Nacht lag dieser auf den Knieen und flehte zu Gott um die Bekehrung seines Vaters. Romuald's kindliche Liebe ward überschwenglich von Gott belohnt. Getroffen von einem Strahl göttlicher Gnade, machte Sergius plötzlich eine Einkehr in sich selbst. Mit Schrecken überschaute er jetzt alle Unordnungen seines bisherigen, mit so vielen Sünden befleckten Lebens. Er fühlte das Bedürfniß ernster Buße, und beschloß alle Verirrungen seines jugendlichen wie männlichen Alters hinter den Mauern eines frommen Klosters zu büßen. Diesen Entschluß führte er sogleich aus, und ward Mönch in dem bei Ravenna gelegenen Kloster zum heiligen Severus. Unaussprechlich war die Freude Romuald's, als er diese Nachricht erhielt; aber leider nicht von langer Dauer. Schon einige Monate nachher schrieb ihm ein frommer Mönch aus demselben Kloster, daß Herzog Sergius, getäuscht durch Vorspiegelungen des Satans, seine Gedanken völlig geändert, daß sein anfänglicher Eifer sich in Lauigkeit verwandelt, und man sogar zu befürchten habe, daß er nächstens das Kloster wieder verlassen und in die Welt und seinen Palast zu Ravenna zurückkehren werde. Nach Italien zu gehen und seinem in so großen Gefahren schwebenden Vater zu Hülfe zu eilen, war jetzt Romuald's erster und letzter Gedanke. Aus seinem Vorhaben glaubte er kein Geheimniß machen zu dürfen, daher dasselbe nun auch schnell in der ganzen Gegend ruchbar ward. Aber nun kamen die Bewohner aller umliegenden Gegenden haufenweise in die Einsiedelei, Romuald flehentlichst bittend, sie doch ja nicht zu verlassen. Als sie aber sahen, daß alle ihre Bitten und Thränen fruchtlos waren, faßten sie unter sich den unerhört

fanatischen Entschluß, den Heiligen zu ermorden, um alsdann doch wenigstens seinen Körper als eine heilige Reliquie zum Schutze des Landes in Catalonien zu behalten. Zum Glück erhielt Romuald noch bei Zeiten Kunde von der ihm drohenden Gefahr. Um ihr zu entgehen, bediente er sich folgender List. Er stellte sich einige Tage halb wahnsinnig. Wenn die Leute zu ihm kamen, um ihre bisherigen Bitten zu wiederholen, schwätzte er so viel verkehrtes Zeug, daß diese, ganz erstaunt darüber, ihren bisherigen hohen Begriff von der Heiligkeit des Mannes völlig verloren. Sie dachten bei sich selbst, daß ein Mensch, den Gott habe halb närrisch werden lassen, doch unmöglich ein Heiliger seyn könne, und ließen ihn nun ruhig und ungestört ziehen, wohin er wollte.

In Italien angekommen, begab sich unser Heilige sogleich zu seinem Vater in das Kloster. Da Romuald alles, was er unternahm, mit Gott that, so war auch stets die Hand des Herrn mit ihm. Es gelang ihm, seinen Vater nicht nur auf der einmal von ihm betretenen Bahn zu erhalten, sondern ihn auch so sehr zu kräftigen, daß er auf derselben von jetzt an immer größere Fortschritte zur Vollkommenheit machte. Sergius lebte noch einige Jahre in dem Kloster, und starb auch darin eines vor den Augen Gottes wohlgefälligen Todes. — Nur kurze Zeit war Romuald bei seinem Vater geblieben, und hatte, sobald er sah, daß Gott seine Bemühungen gesegnet, sich in eine Einsiedlerhütte zwischen den Sümpfen von Classe, nicht ferne von dem dortigen Kloster zurückgezogen. Mancherlei Versuchungen und schweren Prüfungen ausgesetzt, blieb er hier beinahe zwei Jahre. Schwere Kämpfe hatte er während dieser Zeit gegen den Feind Gottes und der Menschen zu kämpfen. Durch schreckhafte Gaukeleien suchte dieser ihn öfters aus der Einöde zu vertreiben. Bald ward seine Zelle so erschüttert, daß er einen Einsturz befürchten mußte. Bald hörte er wieder das furchtbare Brüllen reißender Thiere ganz nahe vor der Thüre seiner Hütte. Einmal ward ihm sogar das Loos des großen Eremiten, des heiligen Antonius zu Theil, und er in einer Nacht

auf das Härteste mit Schlägen von dem bösen Geist mißhandelt. Aber in allen diesen Kämpfen bestand Romuald als Sieger, so daß endlich der Satan, sich gleichsam als überwunden erkennend, ihn zuletzt in Ruhe ließ. — Indessen war der Abt des Klosters von Classe gestorben, und die Wahl der Mönche fiel einstimmig auf unsern Heiligen. Um keinen Preis wollte jedoch dieser die ihm angetragene Würde annehmen. Als Kaiser Otto III., der sich damals gerade in Ravenna aufhielt, und die Nothwendigkeit einer Reform des Klosters sehr wohl einsah, dieses erfuhr, besuchte er selbst den Heiligen in dessen Einsiedelei, verweilte eine ganze Nacht bei ihm, und drang ebenfalls auf die sanfteste und liebevollste Weise in ihn, die Leitung des Klosters zu übernehmen. Aber auch die Bitten des Kaisers blieben fruchtlos. Otto klagte darüber bei den in Ravenna anwesenden Bischöfen. Diese traten sogleich zu einem Concilium zusammen, und faßten einen conciliarischen Beschluß, kraft dessen dem Romuald, unter der Strafe der Excommunication, die Abtswürde anzunehmen geboten ward. Nur zu bald reute es jedoch die Mönche, sich einen so heiligen und strengen Mann zum Obern gewählt zu haben. Es entstand eine förmliche Empörung in dem Kloster, worauf Romuald, vollkommen überzeugt, daß keine Besserung zu hoffen sei, den von dem Kaiser erhaltenen Hirtenstab wieder in dessen Hände zurückgab, und sich in seine vorige Einöde zurückzog. Hier erhielt er bald darauf einen Besuch vom Kaiser, der bei ihm eine Generalbeicht ablegte, sich der von dem Heiligen ihm auferlegten Buße unterwarf, und die letzten vierzig Tage vor Ostern bei strengem Fasten, beinahe ununterbrochenem Gebete und unter mehreren sehr harten Abtödtungen in dem Kloster von Classe zubrachte. Als Otto von Romuald schied, soll dieser dem Monarchen das Jahr, in welchem derselbe sterben werde, vorausgesagt haben. — Aber die täglich zunehmende Zahl der Schüler Romuald's, unter denen sich selbst viele Edle aus der Umgebung des Kaisers befanden, und denen er endlich keine Wohnungen mehr geben konnte, zwang ihn zuletzt mehrere Klöster zu erbauen. Ueberhaupt glaubte er

jetzt, und gewiß nicht ohne göttliche Eingebung, daß er zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen noch viel mehr wirken könne, wenn er nicht immer in einer Klause in völliger Abgeschiedenheit von der Welt lebe. Er veränderte demnach öfters den Ort seines Aufenthaltes, erbaute in allen Theilen Italiens eine Menge Klöster, fand überall zahllose Schüler, und wo er hinkam die willkommenste Aufnahme; denn Herzoge, Grafen und Bischöfe betrachteten es als eine besondere Wohlthat des Himmels, wenn der Heilige sich einige Zeit in ihren Gebieten oder Diözesen aufhielt. Ja, der Bischof von Parenzo, in Istrien, ließ sogar, um ihn in seiner Diözese zu behalten, ein allgemeines Gebot kund machen, dem zufolge es keinem Schiffer oder Reisenden erlaubt seyn sollte, Romuald in sein Fahrzeug aufzunehmen; und dieser würde noch lange Zeit auf der Istrischen Halbinsel haben bleiben müssen, hätte nicht der Bischof von Pola ihm ein Schiff geschickt, welches ihn nach Capreolo brachte. — Von den vielen Klöstern, die ihre Gründung dem heiligen Romuald verdankten, waren lange Zeit die berühmtesten die Klöster von Porenzo, Bifolco, Val-de-Castro, Orvietto, Ascoli und besonders jenes, das er auf dem Berge Sitria erbauet hatte. Die letzte und nachher berühmteste Stiftung unsers Heiligen war das bei Arezzo im Toscanischen, in einem Thale der Apenninen gelegene Kloster von Camaldoli. Mit diesem verband er eine, auf einem mit Bäumen beschatteten und an Quellen sehr reichen Berge angelegte Einsiedelei, wozu nachher auch noch Klausen kamen, die aber von keinem bewohnt werden durften, der nicht von dem Abte eine besondere Erlaubniß erhalten hatte, und diese wurde immer nur jenen gegeben, die von Gott zu einem sehr hohen Grade von Vollkommenheit berufen zu seyn schienen. Wer einmal eine Klause betreten hatte, durfte sie nie, auch nur auf wenige Augenblicke verlassen. Hinter ihm ward die Thüre auf immer geschlossen; und dennoch ward die enge Zelle, zu der selbst das Licht der Sonne nur wenig Eingang fand, für Manchen ein Gefilde himmlischer Freuden. — Die letzten sieben Jahre seines Lebens brachte Romuald

in dem Kloster auf dem Berge Sitria zu; von der Welt und den Menschen völlig getrennt, nur im innigsten Verkehr mit Gott lebend und athmend; daher man auch in dieser Zeit von keiner jener großen Bekehrungen mehr etwas weiß, durch die er bis dahin an allen Orten, wohin er kam, der Retter so vieler am Rande des Verderbens taumelnder Seelen geworden war. Wenige Monate vor seinem Tode begab er sich in das Kloster Val-de-Castro. Schon vor zwanzig Jahren hatte er vorausgesagt, daß er hier sterben werde. Eine Brustkrankheit machte seinem kostbaren Leben ein Ende. Aber Niemand sollte Zeuge seines Todes seyn. Als er fühlte, daß die Stunde der Auflösung sich nähere, befahl er den beiden Brüdern, die ihn während seiner Krankheit bedient hatten, seine Zelle zu verlassen, und erst am folgenden Morgen zur Zeit der Frühmetten wieder zu ihm zu kommen. Die Brüder ahneten jedoch etwas. Statt fortzugehen, blieben sie horchend vor der Thüre stehen. Als sie gegen Mitternacht nicht den mindesten Laut, auch nicht einen Athemzug mehr vernahmen, traten sie wieder in die Zelle und fanden den Heiligen mit verklärtem Angesicht auf dem Rücken liegend, todt (1027). — Gott hatte dem Leben des heiligen Romuald ein weit hinaus gestrecktes Ziel gesetzt. Als er starb, zählte er neunzig Jahre, wovon er die zwanzig ersten in der Welt, und von den übrigen siebenzig, zehn in Klöstern, und sechzig in verschiedenen Einöden und Einsiedeleien, stets unter denselben schweren und harten Abtödtungen, verlebt hatte.

Vorzüglich wirksam war in Romuald die Kraft Gottes bei Bekehrung der Sünder. Bewunderungswürdig war die Macht, die er über dieselben hatte. Seine Flammenworte durchdrangen das Innerste selbst der verhärtetsten Gemüther. Die ausschweifendsten Wollüstlinge wurden keusch und tugendhaft; die Stolzen demüthig, die größten Geizhälse eben so große Wohlthäter der Armen und Nothleidenden; und endlich — was an ein Wunder grenzt — Bischöfe und Aebte, die durch Simonie ihre Würden erhalten hatten, legten sie nieder und suchten in einem einsamen Kloster für ihren Frevel zu büßen. Selbst

jene, denen Gott in seinem strengen und gerechten Gericht seine Gnade völlig entzogen zu haben schien, zitterten wenigstens vor dem Anblick des Heiligen, suchten, wo sie konnten, ihm zu entfliehen, oder sich vor ihm zu verbergen. Graf Rainer, nachheriger Markgraf von Toscana, hatte unter dem erdichteten Vorwand allzunaher Freundschaft sich von seiner Gemahlin getrennt, und mit der Wittwe eines seiner Anverwandten sich vermählt. Als Romuald mit seinen Schülern in das Gebiet des Grafen kam, hielt er es für seine Pflicht, den hochgestellten Sünder über den so sehr gefährdeten Zustand seiner Seele zu belehren. Die Worte des Heiligen gingen zwar für jetzt an dem Grafen verloren; aber dieser wandte nun auch jedes Mittel an, um einer zweiten Unterredung zu entgehen. „Vor keinem Kaiser oder König," sagte Rainer zu seinen Vertrauten, „wie erzürnet sie auch seyn möchten, würde ich je so erschrecken, wie vor diesem Mönch. In seiner Gegenwart verwirren sich meine Sinne; die Zunge ist mir wie an den Gaumen gefesselt, kein Wort vermag ich vorzubringen, und muß gänzlich vor ihm verstummen." — Es war offenbar ein obgleich nur matter Reflex von der unendlichen Heiligkeit, die, von dem Antlitz des Heiligen wieder zurückstrahlend, verstockten Sündern entgegen blitzte, und sie in ihrem Innern zermalmte. — Lange hatte unser Heilige fruchtlos zu Gott um die Gabe der Thränen gefleht. Endlich erhielt er dieselbe, und zwar in einem so hohen Grade, daß er das hochheilige Opfer nie anders, als unter einem Strome von Thränen darbringen konnte, daher er auch, so viel wie möglich es vermied, dasselbe in Gegenwart vieler Fremden zu verrichten. Sein von dem Pfeile göttlicher Liebe durchbohrtes Herz brach nun öfters in die Worte aus: „Jesus, du süßester Trost der wallenden Pilger; du mein unaussprechliches Verlangen; du einzig Geliebter meiner Seele!" Thränenbäche entstürzten dann seinen Augen, und sein Angesicht glänzte wie jenes eines ganz in Wonne göttlicher Liebe zerfließenden Seraphs. — Durch vielfache Wunder gab Gott seinem treuen Knechte schon während seines Lebens oft auffallendes Zeugniß.

Er heilte nicht nur Kranke und Preßhafte auf wunderbare Weise, sondern er gebot einigemal selbst den empörten Elementen. Als er von Parenzo abfuhr, erhob sich während der Fahrt ein furchtbarer Sturm. Die Schiffleute hielten sich und das Fahrzeug für verloren. Einige kleideten sich schon aus, um schwimmend ein kleines nahe gelegenes Eiland zu erreichen; Andere banden sich an die Mastbäume, um vielleicht mit Hülfe dieser ihr Leben zu retten. Romuald ging in eine Ecke des Schiffes, legte seinen Kopf zwischen seine Kniee, betete einige Augenblicke zu Gott und befahl dann einem seiner Schüler, der ihn auf dieser Reise begleitete, den Schiffleuten zu sagen: sie möchten ganz ruhig seyn, ihre Kleider nur wieder anlegen, denn alle Gefahr sei jetzt vorüber. Wirklich legte sich auch gleich darauf das Toben der Wellen, und die beruhigten Fluthen trugen nun das Schiff schnell in den Hafen von Capreolo. Bei allen Großen und Mächtigen dieser Erde stand Romuald in einer Achtung und einem Ansehen, von dem man sich gar keine Vorstellung machen kann. Kaum war König Heinrich zum römischen Kaiser gekrönt, als er ebenfalls den heiligen Eremiten zu sich berief. Bei seinem Eintritt erhob sich der Monarch von seinem Sitze, und ging ihm mit den Worten entgegen: „Möchte doch meine Seele mit dir in deinem Leibe wohnen!" Heinrich wollte von verschiedenen Gegenständen mit Romuald sprechen; aber dieser beobachtete ein tiefes Stillschweigen. Der Kaiser errieth leicht die Ursache davon. Es war die Demuth des Heiligen, welche ihm in Gegenwart des so zahlreichen und glänzenden kaiserlichen Hofes nicht zu sprechen erlaubte. Der Monarch ersuchte ihn demnach, am folgenden Tage ihn noch einmal zu besuchen, führte ihn aber alsdann in ein besonderes Gemach und hatte nun eine lange Unterredung mit demselben. Beim Abschied schenkte der Kaiser dem Heiligen das auf dem Berge Aimat gelegene Kloster. Die vielen in dem Gefolge des Kaisers befindlichen deutschen und italienischen Herzoge, Grafen und Markgrafen wußten gar nicht, welche Ehrenbezeugung sie dem Heiligen erweisen sollten. Sie gaben ihm ihre außer-

ordentliche Ehrerbietung nicht blos durch die tiefen Verbeugungen, die sie vor ihm machten, zu erkennen, sondern suchten auch, wo sie es nur immer unbemerkt thun konnten, aus Romuald's wollenem Kleide etwas Wolle auszurupfen, die sie dann als eine kostbare Reliquie in ihre Länder oder Schlösser zurückbrachten. — Da an dem Grabe des heiligen Romuald eine Menge Wunder geschahen, so erlaubte der römische Stuhl schon im fünften Jahre nach dem Tode dieses Heiligen den Mönchen von Val-de-Castro, auf dem Grabe desselben einen Altar zu errichten. Dies war, wie Fleury bemerkt, damals noch ein höherer Grad von Heiligsprechung. — Nach vierhundert Jahren, nämlich in dem Jahre 1466, fand man den Leichnam des Heiligen noch völlig unversehrt, und ohne irgend ein Merkmal der Verwesung. Als man aber zehn oder zwölf Jahre nachher den gottesräuberischen Versuch machte, denselben zu stehlen, zerfiel er sogleich in Staub. Die Gebeine wurden nach verschiedenen Kirchen gebracht. Ein Armbein erhielt das Kloster von Camaldoli. — Romuald gehört zu den außerordentlichsten, reichsten und heiligsten Naturen des ganzen Mittelalters.

2. Graf von Rougemont.

Als der heilige Vincenz von Paulus zu Chatillon les Dombes als Pfarrer sich befand, lebte in dieser Gegend ein Graf von Rougemont, der mehrentheils in den Heeren und am Hofe des Königs Heinrich IV. von Frankreich gedient und dem sündhaften Treiben der Welt auf jede Weise sich ergeben hatte. Neugierde, den Mann zu sehen, von dem so viel gesprochen wurde, oder auch besonderer Antrieb von Gott, mochte ihn bewogen haben, den Vincenz zu besuchen. Er wiederholte seine Besuche, und der Umgang des Heiligen wirkte so auf ihn, daß er, bei immer steigendem Vertrauen, einen neuen Lebenswandel zu führen und sich ganz der Leitung des Mannes Gottes zu überlassen beschloß; denn dieser hatte ihn aufmerksam gemacht auf die wahre Bestimmung des Christen.

Das Vorurtheil für den Zweikampf war in jener Zeit tief eingewurzelt, und dieser unsinnige Gebrauch hatte sich weit verbreitet. Rougemont war einer der größten Zweikämpfer seiner Zeit; immer bereit, das Schwert zu ziehen, hatte er eine große Zahl von Gegnern theils verwundet, theils getödtet. Vincenz öffnete ihm die Augen über den schrecklichen Seelenzustand, in welchem er schon lange gelebt hatte, und Gott öffnete ihm das Herz. Diese mörderische Uebung war ihm zur Leidenschaft geworden; nachdem er diese Gott aufgeopfert hatte, war er freudig bereit zu jedem andern Opfer. Er verkaufte sein Erbgut Rougemont, und verwendete die gelöste Summe theils auf fromme Stiftungen, theils auf Almosen. Vincenz hatte Mühe ihn zu bewegen, ein anderes Landgut als Eigenthum zu behalten; auch sah er sich nur als einen Verwalter desselben an, und die Armen als Eigenthümer. Sein gastfreundliches Haus stand Pilgern und Dürftigen immer offen, und war ein Pflegehaus für Kranke und Schwache. Er hatte Mühe, zu begreifen, wie ein Christ Eigenthum haben könne, da der Sohn Gottes nicht hatte, „wo Er Sein Haupt hinlegt." Luk. 11, 58. Viele Stunden des Tages brachte er im Gebete zu und in Betrachtung. In heiliger Eifersucht für seinen Gott gegen sich selbst erforschte er sorgsam sein Herz, ob es noch an irgend etwas Aeußerem, an Gegenwärtigem oder an Erinnerungen oder an Eigenliebe hinge, und strebte in sich zu tilgen Alles, was zwischen ihn und Gott sich etwa stellen mochte. Einst, als er zu Pferde war, und in Gedanken Musterung hielt über alle Gegenstände, an denen sein Herz etwa noch hängen möchte, fiel sein Blick auf das geliebte, ihm zur Seite hängende Schwert. „Warum, so fragte er sich selbst, warum trägst du noch dieß Schwert? — Wie, dein liebes Schwert solltest du fahren lassen, das dir so große Dienste geleistet, das — nächst Gott — dich tausend Gefahren entrissen hat? Was wärest du ohne dieses, wenn du etwa angefallen würdest? Aber es kann dich auch verleiten zu neuen Freveln! — Mein Gott, wie liegt mir das Werkzeug meiner Schmach und meiner Sünde noch am Her-

zen! Nur an diesem hänge ich noch. Nein, das will ich nicht!" — Vor sich, am Wege, sieht er einen großen Stein. Flugs steigt er vom Pferde, zerschmettert am Steine das Schwert. — Er hat erzählt, daß er nicht nur mit leichtem Herzen wieder auf's Pferd gestiegen, sondern daß er, von Stund an, eine bisher nicht so gekannte Freiheit des Geistes empfunden, und sich gelöset gefühlt habe von Allem, was ihm noch im Wege gewesen zur Vereinigung mit Gott.

3. Und dann?

Als der heilige Philippus Neri sich einst in einer Stadt aufhielt, in der eine große und berühmte Universität war, kam eines Tages ein junger Mensch, den er schon von früherer Zeit her kannte, zu ihm, und erzählte dem heiligen Manne mit großer Freude, daß sein sehnlichster Wunsch endlich erfüllt sei, indem er von seinen Freunden die Erlaubniß erhalten habe, die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren; wie er dazu die hohe Schule dieser Stadt, wegen ihres großen Rufes, erwählte und wie er nun nicht Fleiß, noch Anstrengung, noch Mühe scheuen wolle, die Studien auf das Bäldeste und Beste zu vollenden. Der heilige Philippus hörte den jungen Mann, der dieses mit der weitläufigen und breiten Redseligkeit der Jugend und der Freude vorbrachte, auf das Geduldigste und Freundlichste an, und als die lange Rede zu Ende war, sprach er: „Nun, und dann, wann Ihr die Studien vollendet haben werdet, was wird dann geschehen?" Dann werde ich den Doktorhut erhalten, sagte der junge Mann. „Und dann?" fragte der Heilige wieder. Und dann, fuhr der Jüngling fort, dann werde ich viele und verwickelte und schwierige Rechtshändel führen; werde durch meine Beredsamkeit, meinen Eifer, meine Gelehrsamkeit und meinen Scharfsinn die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich lenken, und so mich berühmt machen. „Und dann?" fragte der Heilige weiter. Und dann, sagte der Jüngling, und dann kann es nicht fehlen, daß man mir nicht irgendwo ein ehrenvolles öffentliches

Amt anvertraut; auch zu Geld und Gut werde ich gelangen. „Und dann?“ fragte der Heilige wieder. Und dann, nahm der Jüngling wieder das Wort, dann werde ich in Würde und Wohlhabenheit ein bequemes und ehrenreiches Leben führen, und mit Ruhe kann ich dann einem heitern und frohen Alter entgegensehen. „Und dann?“ fragte der Heilige wieder. Und dann, sagte der Jüngling, und dann — und dann — dann werde ich sterben. Der heil. Philippus aber erhob die Stimme und fragte weiter: „Und dann?“ — der Jüngling aber antwortete hierauf nicht. Mit gesenktem Haupte ging er fort, und dieses „und dann?“ das ihm wie ein Blitzstrahl durch die Seele gedrungen war, konnte er nicht mehr aus dem Sinne bringen. Bald darauf trat er in einen geistlichen Orden und führte bis an sein seliges Ende ein frommes Leben.

4. Die ungleichen Schwestern.

Am Hofe des Herzogs war Alles in tiefer Trauer. Der Tod der jungen liebenswürdigen Prinzessin hatte alle Herzen mit Betrübniß erfüllt, und Niemand sah ohne Leid und Liebe das schöne holde Bild verbleichen. An ihrem Paradebette versammelte sich Jung und Alt, zahllose Augen starrten weinend auf das geschlossene liebliche Augenpaar, und so sammelte sich um den Sarg der holden Jungfrau und um die reiche Lichterkrone, die ihn auf leuchtenden Kandelabern umgab, eine stille Glorie, aus zitternden Thränendiamanten.

Zu dieser Zeit befanden sich die beiden Töchter des Grafen von X., Sidonie und Ida in der Residenz. Der Vater hatte sie bisher fern von der großen Welt, auf seinem alten, in den hohen Gebirgen liegenden Schlosse erzogen; er wollte jedoch, daß, nachdem sie zu Jungfrauen herangewachsen waren, sie jetzt einen Winter in der Hauptstadt verleben möchten, damit sie hier in allen weiblichen Vollkommenheiten mehr noch ausgebildet werden und im Umgange mit den klügsten und ausgezeichnetsten Menschen Ton und Sitten der feinen Welt annehmen möchten.

Er hatte sie deßhalb in das Haus seines in der Residenz wohnenden Bruders gebracht, und sie durch diesen selbst am Hofe des Herzogs vorstellen lassen, denn dieser Hof war ein Muster nicht allein aller höheren feinen Lebensart, sondern auch der reinsten Sitten, und gab selbst zu wissenschaftlicher Ausbildung und geistreicher Unterhaltung die beste Gelegenheit.

Der Aufenthalt in der großen Stadt und die vielseitigen neuen Eindrücke wirkten aber sehr verschieden auf die beiden jungen Mädchen, die bisher einsam und nur im Umgang mit der Natur erzogen worden waren. Die sanfte Ida erfreute sich in rechter Weise der größern Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Kenntnisse und zur Ausbildung ihrer Anlagen; sie erkannte bald, daß Wohlwollen, Aufmerksamkeit und zarte Schonung die Seele des Betragens seyn müsse, wenn man sich wahre Zuneigung und Achtung erwerben wolle, und daß ein Mädchen nur dann auf die Dauer gefallen könne, wenn sie mit der äußeren Liebenswürdigkeit ihrer Sitten auch Reinheit des Herzens und sorgfältige Ausbildung des Geistes zu verbinden weiß. Sie benützte daher die sich ihr darbietende Gelegenheit mit Fleiß und Eifer, und ob sie gleich bald große Fortschritte machte, blieb sie doch anspruchslos und bescheiden, hörte gern zu, wenn ältere verständigere Personen sprachen, um aus ihrer Unterhaltung zu lernen, und fühlte sich niemals zurückgesetzt, wenn man sie auch wirklich einmal kaum bemerkt hatte.

Andern Sinnes war aber die ältere Schwester Sidonie; sie lernte und trieb nur, was ihr Vergnügen machte, und flog unstät von einem Gegenstande zum andern; denn nicht die größere Gelegenheit zur höheren Geistesausbildung, sondern nur die Zerstreuungen der großen Stadt waren für sie die Hauptsache; im Nachdenken, ob sie den verflossenen Tag über auch gefallen, ob man sie ausgezeichnet oder vernachläßigt habe, schlief sie des Abends im stolzen Triumph, oder mit neidischem Aerger ein; mit dem Gedanken, wie sie sich putzen und schmücken, und welche Vergnügungen sie am nächsten Tag genießen wolle, erwachte sie am Morgen wieder. Während Ida

ihre Bücher und Musikalien für den Tag zurecht legte, oder sich an den Schreibtisch setzte, ordnete Sidonie ihren Putz, oder las einen Roman; während Ida oft mit Sehnsucht die Zeit herbeiwünschte, die sie ihrer stillen Heimath und ihren lieben Eltern wieder zuführen würde, sprach Sidonie nur davon, daß sie nicht mehr in das väterliche unheimliche Schloß zurückkehren, sondern immer in der Residenz bleiben wolle.

Beide Mädchen waren von der fürstlichen Familie freundlich empfangen worden, und wurden, da man den Vater hoch ehrte, und sich an der Liebenswürdigkeit der Töchter erfreute, oft an den Hof gezogen. Anfangs übersah man hier die einfache, bescheidene, schüchterne Ida, und zeichnete allgemein die stolze wunderschöne Sidonie aus, die sich bald mit Geschick und Leichtigkeit in diesem neuen Elemente zu bewegen wußte.

Aber das reine tiefe Gemüth der liebenswürdigen Prinzessin erkannte bald Ida's größeren Werth, suchte sie vor Allem liebreich an sich zu ziehen, und entschädigte sie für manche Zurücksetzung reichlich durch eine schwesterlich innige Hingebung.

Die Winterlustbarkeiten sollten bald ihren Anfang nehmen; Opern und Hoffeste waren bereits angeordnet, und Sidonie dachte schon an nichts weiter, als an Tanz und Putz. Da erkrankte plötzlich die Prinzessin, menschliche Hilfe war zu schwach, sie starb. An die Stelle der nahen rauschenden Feste trat die Begräbnißfeier der Prinzessin; statt des bunten farbigen Schmuckes sah man nur Trauerkleider in der Hauptstadt, und an dem Sarge der zu früh Vollendeten gedachte jeder nur an die Hinfälligkeit auch der schönsten Blühten, und an die Vergänglichkeit irdischer Frühlingsblicke, deren einer die Prinzessin selbst gewesen war.

Sidonie hatte bei der Todesnachricht zwar auch geweint, aber nicht sowohl aus Mitgefühl, als aus Verdruß darüber, daß sie die Stickereien und Spitzen, die vor ihr ausgebreitet lagen, und den Schmuck, der aus dem geöffneten Kästchen ihr entgegenleuchtete, nun nicht würde anlegen können. Sie suchte sich für diese Entbehrung endlich dadurch zu entschädigen, daß sie sich einen kostbaren Trauerstaat machen ließ, und viele Stun-

den zubrachte, sich damit zu schmücken. Ida war längst zum Sarge der geliebten Fürstin hingeeilt; sie weinte recht aus Herzensgrunde; und der Ausdruck ihres tiefen Leides war so sanft, so rührend, und doch so wahr; die Schüchternheit, mit der sie ihren Schmerz unter dem einfachen schwarzen Flore verbarg, so voll Lieblichkeit und Anmuth, daß selbst die gebeugte Mutter der Prinzessin davon ergriffen wurde, das holde Mädchen an ihre Brust zog und sagte:

„Du warst es werth, daß mein Kind dich liebte;
Du hast es auch geliebt, wahrhaft und rein,
Du sollst es nun mit mir beweinen!"

Endlich trat auch Sidonie, geschmückt wie die Königin der Nacht in den Trauersaal. Sie blickte gleichfalls auf die Hülle der Prinzessin, fand dieselbe äußerst hold und reizend im Todesschlummer hingegossen, und die Bekleidung der Leiche und des Sarges geschmackvoll erfunden und prächtig ausgeführt. Sie äußerte mit stolzem Lächeln den frevelhaften Wunsch, einmal auch so im Schimmer der Beleuchtung, auf Blumen und Atlaspolstern gebettet, nicht todt, sondern in einer Art bewußten Verzauberung hingestreckt, von allen Blicken angestaunt, und bewundert zu werden, und so die Urtheile vernehmen zu können, die man von ihr, der Todtscheinenden, dann unverhohlen aussprechen werde. — Nach dieser leicht hingeworfenen Aeußerung, die jedoch von den Umstehenden mit Schweigen aufgenommen wurde, schaute Sidonie in die ihr gegenüberstehende Spiegelwand, die heute Niemandem zum Beschauen der Eitelkeit diente; sie erkannte, wie ihre Schönheit auf dem schwarzen Trauergrunde nur noch mehr emporstrahle, und dachte bei sich selbst: ich will mit Freuden um die Prinzessin trauern, denn wenn alle übrigen Farben erloschen sind, erscheint das Gestirn meiner Schönheit im vollsten Lichte.

Bei einbrechender Nacht wurde die Prinzessin begraben. Fackeln warfen ihren rothen Schein über den schwarzen langen Trauerzug, die Glocken klagten durch die finstere Nacht, und

die Todtenhalle glänzte von Kerzenschimmer wie ein Festsaal, wo man eine Braut empfangen will. Alle, die die geliebte Leiche begleiteten, hatten sich in warme Kleider gehüllt, denn durch die kalte Nacht wehte ein schneidender Wind. Nur die eitle Sidonie wollte die Schönheit ihres Staates unter keiner Hülle verbergen, und trotzte in ihrer höchst leichten Bekleidung der rauhen erkältenden Witterung. — Schon war es spät geworden, als die Schwestern sich wieder auf ihrem Zimmer befanden. Sidonie verschwieg, daß sie sich sehr unwohl fühle, und das Blut ihr krampfhaft nach dem Herzen zurückdränge; sie warf sich scheinbar gleichgültig in das Sopha, und suchte sich durch ihre Guitarre zu zerstreuen, auf der sie mehrere leichte fröhliche Melodien zu spielen begann. Aber es war etwas Unheimliches in ihrem Wesen, so daß die sanfte Ida der tiefsten Kümmerniß sich nicht erwehren konnte, während sie mit gefalteten Händen neben ihr saß und ihre sorgenvollen Blicke auf sie richtete. Sidonie wurde immer blässer und blässer, das Auge immer starrer, die Lippen bebten immer mehr, bis sie mit einem Male krampfhaft die Saiten des Instrumentes zerriß, und mit einem lauten Aufschreien besinnungslos zurücksank.

Die erschrockene Ida weckte laut jammernd das ganze Haus; man eilte, jede ärztliche Hilfe herbeizuschaffen und anzuwenden, allein Alles war vergeblich. Sidonie wollte nicht wieder erwachen, und so geschah es denn, daß kaum drei Tage nach dem Begräbniß der Prinzessin die stolze Sidonie wirklich im Schimmer der Beleuchtung und auf Blumen und Atlaspolstern gebettet, im Sarge lag. Aber ihr kühner frevelhafter Wunsch sollte ganz in Erfüllung gehen, denn sie war nicht wirklich todt, sondern ein unbesiegbarer gewaltiger Starrkrampf hielt ihren Körper todtenähnlich gefesselt, während sich die Seele dieses schrecklichen Zustandes bewußt war, und Alles vernahm, was um sie her vorging. — Man hatte einen Eilboten nach dem Schlosse der Eltern gesendet, sie kamen und traten jammernd an den Sarg ihres schönen früh verblühten Kindes. Aber der alte Oheim, in dessen Hause sich Sidonie jetzt eben befand, tröstete die Eltern,

indem er versicherte, daß der Tod für Sidonie gewissermassen als ein Glück zu betrachten sei, denn sie habe nur an allem Sinnlichen, irdisch Vergänglichen gehangen, und würde gewiß späterhin höchst unglücklich geworden seyn, wenn sie die Freuden der Welt nicht mehr hätte genießen können. Wie er nun ihren Leichtsinn, ihre herzlose Eitelkeit nicht verschweigen mochte, so rühmte er dagegen mit wahrer Innigkeit das Betragen und das ganze Wesen der bescheidenen sanften Ida, und pries die Eltern glücklich, denen ein solches Kind geblieben sei.

Unter den Vielen, welche hinzuströmten, die stolze Jungfrau nun im Sarge zu sehen, von denen manche Mutter ihrer Tochter die Lehre gab: „Sieh, so vergeht alles Eitle in der Welt!“ manche frühere Freundin ein hartes Urtheil über die Todte aussprach, unter diesen erschien auch die Herzogin Mutter; sie wollte die Eltern selbst trösten, denn sie wußte ja, wie weh der Verlust einer Tochter dem Herzen thut. Sie nahm die trauernde Gräfin bei der Hand und sagte:

„Fassen Sie Muth und Trost! Gott hat die stolze Blume gebrochen, die nur sich selbst liebte und ihr Haupt über Alle erheben wollte, Er hat Ihnen dagegen die schöne liebliche Rose gelassen, die bescheiden blüht, und Alles um sich her durch ihren Duft erquicket!“

Und hiemit schloß sie die sanfte Ida an ihre Brust, und legte sie dann in die Arme der Mutter.

Sidonie lag regungslos, aber sie vernahm Alles; es war ihr, als ob die Posaune des Weltgerichtes ertönte und ihr zurief: „Kehre in dich, Sidonie, reiße dein Herz los von der Eitelkeit der Welt und wende dich zum ewigen Erbarmer, so wirst du dießmal noch vom Tode gerettet werden!“ Da zog eine unnennbare Wehmuth durch das kalte Herz, und erwärmte es wieder, ein leises Gebet, wie aus einem Grabe stieg daraus empor und hauchte das Gelübde der Bußfertigkeit, und stille heiße Tropfen drängten sich wieder belebend unter die seidenen Wimpern. — Da endlich wich der Starrkrampf, Sidonie schlug die Augen wieder auf, wie am Tage der Auferstehung, erfüllte das Ent-

zücken des Wiedersehens Aller Herzen. — Sidonie verschwieg, daß sie Alles gehört hätte, sie hielt jedoch ihr Gelübde und änderte auch wirklich ihren Sinn; sie hatte ja eine „harte Lehre“ empfangen über die vergänglichen Güter dieser Welt; aber sie wurde niemals wieder recht heiter und froh, denn unvergeßlich stand ihr jener furchtbare Augenblick des Gerichtes vor der Seele. Ida aber wandelte fort in ihrer Unschuld und Reinheit, sie wurde ein glückliches Weib und eine gesegnete Mutter, und sah sich von Allen geliebt und geehrt.

5. Eine ungenannte, tief gefallene und sehr begnadigte Person.

„Gott will, daß alle Menschen selig werden, und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Eben darum hat Er auch Seinen Sohn in die Welt gesendet, auf daß Er suche das Verlorne und selig mache.“ — Diese trostreiche Wahrheit bestätiget sich auch in nachfolgender Geschichte. Hören wir, wie sie uns die begnadigte Person selbst erzählt. —

O Gott! Dir danke ich, Dich lobe und preise ich, Du langmüthiger und schonender Heiland, daß Du Dich auch meiner erbarmt und mich Elenden noch aus meinem Verderben herausgezogen hast, aus lauter Gnade und Erbarmen, weil Du nicht willst, daß Eine Seele verloren gehe.

Ich wüßte mich nicht zu trösten, wenn ich nicht wüßte, daß Jesus Christus in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen, unter denen ich die größte bin. Mir ist aber Barmherzigkeit widerfahren, und ich habe durch den Glauben an Jesum das Leben erhalten, indem ich fest und unzweifelhaft glaube, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, durch Seinen Tod am Kreuze, durch Sein Leiden und Verdienst genug für mich gethan, und mit Seinem heiligen Blut mich von meinen Sünden gewaschen hat. Durch Seine Wunden und den Glauben an Ihn bin ich geheilt worden und habe Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geiste erlangt. Er hat mir das Pfand des

Geistes in mein Herz geschenkt und auch versiegelt, indem Er mich hören ließ das trostvolle Wort: „Dir sind deine Sünden vergeben!"

Mein Leben war böse von Jugend auf. Da ich mit 4 Jahren schon meine Mutter verlor, und mein Vater mich mit meinen zwei Schwestern nicht ernähren konnte, wurde ich in ein Waisenhaus gethan, um da erzogen zu werden; aber ich wuchs nur zum Bösen heran. Doch als ich 11 Jahre alt war, kam Gott an mein Herz, und gab mir großen Trieb und Neigung zum Gebet. Ich betete oft: „O großer Gott, was wird aus mir werden, da ich Niemand habe, der sich meiner annimmt! Ich will anfangen, fromm und gut zu werden." Es dauerte aber nicht lange, so war alles Gute wieder erstickt in mir. Es kam die Zeit, daß ich in einen Dienst treten mußte, wo es mir sehr hart ging, indem ich viel Hunger und Schläge erdulden mußte. Aber Gott sei Dank dafür! Seine Weisheit und Liebe hat es doch nur zu meinem Nutzen so geordnet. Ich diente 12 Jahre, dachte aber in dieser Zeit wenig an Gott. Hoffart und böse Lüste, und die Neigung, der Welt zu gefallen, wuchsen mit mir auf. Die Welt war meine Freude. Alle Lust zum Gebet war verschwunden, dem Satan ganz hingegeben fiel mir kaum ein, in eine Kirche zu gehen, oder sonst auch nur äußerlich mit dem Munde zu beten. Die heiligen Sakramente empfing ich nur, so oft ich's mußte, um doch vor der Welt als Christin zu gelten. Ich fragte nichts nach Gott und nach der Ewigkeit, sondern lebte ganz im Taumel meiner Leidenschaften dahin. O Gott, wie viel Böses habe ich vor deinem allsehenden Auge gethan, und doch ließest du mich nicht aus deinen Augen; denn als mir einst ein Jüngling nachstellte und mir den Tod drohete, wenn ich nicht in sein schändliches Begehren willigte, sandtest Du Jemanden, der mich aus seiner Gewalt befreite, ihn verjagte, mich beschützte und nach Haus führte. Da sah und erkannte ich augenscheinlich, daß Du es seiest, der mich bewahrte und schützte! Und da mir jener Unglückliche noch öfter nachstellte, wurde es ihm von der Obrigkeit

verboten. Dieß erweichte mein Herz immer mehr; ich flehte zu Gott: Lieber Vater! hilf Du mir, denn ich bin arm und verlassen, und habe Niemand außer Dir, der sich meiner annimmt. Du bist mein Schutz und Schirm! — Das waren aber vorübergehende Rührungen, die doch nicht hafteten; denn ich kam nun in meinem fünfzehnten Jahre in einen andern Dienst, der viel Zerstreuungen und Gelegenheit zum Bösen mit sich führte. Da war ich eine große Sünderin; äußerlich zwar in Ansehen, geachtet und geehrt, rechtschaffen in den Augen der Menschen, und stolz; inwendig aber voller Sünden und Laster, voll Betrug und böser Neigungen. Oft kam mir der teuflische Gedanke: „Es gibt doch noch größere Sünder als Du bist; fahre nur fort, es ist so weit nicht gefehlt; in deinem höhern Alter kannst du dich schon bessern und beten. Warum sollst du deine jungen Jahre so traurig zubringen, und — du kannst ja Alles wieder beichten. Machen's doch Andere auch so."

Das war meine Rechtschaffenheit, deren ich mich jetzt schäme vor Gott.

Es erwachte endlich mein Gewissen ein wenig, und ich dachte: „Es häufen sich Sünden auf Sünden — wie wird es mir gehen? — Möchte ich doch davon befreit werden, und in einen andern Stand treten können!" — Mein Wunsch ward erfüllt, obwohl nicht ohne große Schwierigkeiten. Man setzte sich gewaltig dagegen; aber der liebe barmherzige Gott, der den Tod des Sünders nicht will, forderte mich im Innern mächtig auf: „Kehre dich zu mir! Ich will mich deiner erbarmen!" Ich aber dachte: „Ich bin eine zu große Sünderin; ich kann das unmöglich glauben. Ich lasse Alles gehen, wie es geht, es hilft doch nichts." Ich hatte aber dennoch keine Ruhe, sondern ward 14 Tage lang mit diesem Gedanken geplagt. Es hieß immer in mir: „Bitte, du wirst nun Gnade vor Gott erhalten." — Nun dachte ich, jetzt will ich anfangen. Ich versprach daher eine bestimmte Andacht, und gelobte Gott, wenn ich mein Versprechen nicht halten würde, so sollte Er mich strafen.

Aber wie betrügerisch war mein Sinn! Er ging bloß auf's Geld, Reichthum und Ansehen. Ich wünschte nur viel Geld zu bekommen, und da ich hörte, daß man vom Teufel Geld bekommen könne, so war mir das recht erwünscht, wenn ich auf diese Art dazu kommen könnte.

Unter diesem klopfte der Herr auch wiederum an meinem Herzen, und ließ mich durch Seinen Geist immer erinnern und ermahnen: „Ergib dich Gott! Suche Jesum!" — „Was mache ich aber mit Jesus?" — hieß es von einer andern Seite in mir. — „Ich kann Ihn nicht brauchen, was hilft Er mir jetzt? Ich will Ihn nehmen, wenn ich alt bin, da will ich anfangen zu beten."

O entsetzlicher Gedanke! Gott war mir so nahe, und ließ mich Seine Stimme hören, und ich verstopfte mein Ohr, horchte und folgte der Stimme des Satans, und schwur ihm, ihm zu dienen, wenn er mir zehn Jahre Geld genug verschaffen werde, um recht eitel und stolz seyn zu können und von Niemand abzuhangen.

Vierzehn Tage ward ich von dieser teuflischen Versuchung herumgeworfen; bald reute es mich, bald gab ich wieder Beifall. Nachher aber ward ich voll Unruhe über meine Sünden. Die Angst meines Herzens war groß, und trieb mich zur Beugung vor Gott und zum Gebete. Ich entschloß mich, alle meine vielen Sünden zu beichten. An einem Sonntage Morgens ging ich in die Kirche, und bekannte sie reuevoll einem Gewissensrath, und bekam auch ein wenig Ruhe. Gott segnete mich nun im Zeitlichen, ich gab aber, leider, die Ehre nicht Ihm, sondern schrieb es meinem Fleiße zu, und wendete Alles auf Kleiderpracht und Hoffart. Da ich in meinem Berufsgeschäfte fleißig und pünktlich war, bildete ich mir viel darauf ein, und beruhigte damit mein Gewissen in eigener Gerechtigkeit; indem ich nichts aus Liebe zu Gott that, sondern Alles aus Ehrsucht und um des zeitlichen Gewinnes willen.

O wie gut ist der liebe Gott in allen seinen Wegen! Bisher hatte Er mir bei all meiner Schlechtigkeit nichts als Gna-

den und Wohlthaten erwiesen. O Du guter, langmüthiger, schonender Gott und Heiland, wie groß ist Deine Liebe und Barmherzigkeit über mir großen Sünderin! Ich hätte verdient, von Dir verstoßen und verdammt zu werden, und Du überhäuftest mich mit Wohlthaten und Segen!

Da Er aber mit Wohlthaten und Segen seinen Zweck an mir nicht erreichte, so versuchte Er mit Strenge und Züchtigung mein Herz zu sich zu ziehen. Er ließ mich in eine schwere Krankheit fallen, die mir zu meinem Besten diente. Ich litt unaussprechliche Schmerzen, und Niemand konnte mir helfen; so daß ich endlich auf die abergläubischen Gedanken kam, ich sei bezaubert — und mich zu einem Manne wandte, von dem es hieß, daß er für Zauberei helfen könne. Weil ich mich aber auch da ohne Hilfe und betrogen fand, so nahm ich endlich meine Zuflucht zum Gebet und zu geistlichen Büchern. — Ach dachte ich, werde ich wohl auch noch zu Gnaden kommen? Wie wird es mir gehen, da ich eine so große Sünderin bin? Wo werde ich hinkommen? — dabei seufzte und weinte ich oft.

Ich erkannte mich als einen verdammungswürdigen Menschen, und daß ich noch viel mehr Plagen verdient hätte. Voll Reue und Schmerz beichtete ich m e i n e S ü n d e n einem sehr frommen, erleuchteten Priester, und bekam ein wenig Ruhe darauf. Es dauerte aber nicht lange, so ward ich wieder unruhig, beichtete wieder, und fing an, laut zu weinen und zu seufzen: Ich bin verloren! Ich bin verdammt! Ich bin die größte Sünderin! — Man tröstete mich, ich sollte mich nur bessern, Gott verzeihe ja. Da fing ich an, Almosen zu geben, für mich beten und Messe lesen zu lassen; ich selbst verrichtete viele Gebetlein und gute Werke, ging wallfahrten, und versuchte alles Mögliche, um von Sünden und Strafen frei zu werden und Gott zu versöhnen. Es half aber Alles sauber nichts, vielmehr bekam ich immer mehr Angst und Furcht, und ward von Tag zu Tag unruhiger.

Als nun die Unruhe aufs höchste gestiegen war, hörte ich von einem Geistlichen, der das Evangelium voll Kraft und Liebe pre-

digte, und die armen Sünder zu Christo führte, daß sie selig würden. Da begab ich mich auch hin mit unbeschreiblicher Angst meines Gewissens, so daß ich Nachts vorher nicht mehr schlafen konnte. Besonders drückte mich, daß ich in Schwangerschaften meine Kinder oft vor Zorn, oft vor Schmerz dem Satan hingegeben habe. Diese und andere Sünden und Gräuel machten mir angst und bange, daß ich beinahe verzweifelte, und gewiß glaubte, ich könne keine Vergebung mehr erhalten. Aber da die Noth am größten war, da war auch die Hilfe am nächsten.

Ich legte bei diesem Geistlichen unter heißen Thränen eine kindliche Beicht ab — über alle meine Sünden. Er zeigte mir Jesum Christum — ich glaubte, und — mir war geholfen! Als er mir im Namen Jesu die priesterliche Absolution ertheilt hatte, empfand ich es, daß der Herr mir alle Sünden vergeben habe, und daß unter den Engeln Gottes Freude ist über einen Sünder, der sich bekehrt. Du Thor, dachte ich jetzt, wie bist du so dumm gewesen, und hast Jesu so lange die Thür deines Herzens verschlossen, da Er schon so lange davor gestanden und eingelassen werden wollte. — Wie dankte ich jetzt, daß Jesus gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist! Wie lobte ich den Vater unsers Herrn Jesu Christi, daß Er mich aus lauter Gnade und Barmherzigkeit wieder angenommen hat, als ein verlornes Kind! Wie froh und selig fühlte ich mich, daß ich das Wort vom Glauben gehört, und auch die Kraft desselben an meinem Herzen erfahren hatte! Mein einziges Bestreben war jetzt, diesen seligmachenden Glauben auch zu bewahren im heiligen Geiste!

So viel Elend und Jammer ich mir vorher durch die Sünde zugezogen habe, so viel mehr Trost erfahre ich jetzt, daß ich es nicht beschreiben kann. Ich verkoste, was es heiße, Jesum haben und erfahren. Meine Seele lobet nun unaufhörlich den Herrn und danket immerdar; sie kann sich nicht genug verwundern und erstaunen, wie es möglich ist, daß Gott mit einer solchen Sünderin so gut und liebevoll verfahren kann.

Aber bald wurde mein Glaube geprüft, und ich in einen

großen Kampf und in eine schwere Zucht versetzt. In dieser Verlegenheit nahm ich, nachdem ich 5 Monate in einer quälenden Finsterniß geschmachtet, meine Zuflucht zu einem andern Geistlichen, der mir näher war und den ich vorher nicht kannte. Mein Unglaube wurde beschämt, meine eigene Gerechtigkeit aufgedeckt, die nicht Gott die Ehre geben, sondern sich selbst helfen wollte. Da der Glaube erloschen war, so war auch die Salbung verschwunden, Gott hatte Sich entzogen und verborgen. Ich fühlte mich arm und ganz verlassen, ich konnte nicht mehr seufzen und beten, sondern nur jammern. Ich konnte nicht mehr glauben, daß der Herr mir meine Sünden vergeben, und die Strafen derselben geschenkt habe; meine alten Leidenschaften und Versuchungen wachten mit neuer Stärke auf, und mir ward entsetzlich angst und bange. Ich wollte um alle Welt nicht mehr in die Sünde zurück, und fing wieder an, mir selbst zu helfen, und selbst zu wirken. Allein je mehr ich mich bessern wollte, desto mehr strauchelte ich; bis mir endlich Gott zu erkennen gab, daß ich mich Ihm und Seinem Geiste übergeben und unterwerfen sollte; der das gute Werk angefangen habe, werde es auch vollenden. Ich faßte wieder Muth und Glauben, daß ich, wie der Schächer und Zachäus auch Gnade erlangen könne. „Herr," sprach ich, „wenn du willst, so kannst du mich reinigen und mit Deinem heiligen Blute abwaschen. Dir ist Alles möglich: ich gehe nicht mehr von Dir weg, bis Du zu mir sprichst: deine Sünden sind dir vergeben; bis du mich mit Deinem Geiste versiegelst, daß ich es gewiß weiß, daß ich ein Kind Gottes bin. Ich will nichts mehr von der Welt, weder Geld noch Gut, nur dich, nur nach Deinem Willen zu leben, in Dir zu seyn und zu bleiben, das will ich. Nimm mir mein falsches böses Herz; ich lege Alles, was mein ist, zu Deinen Füßen. Ich entsage dem Satan, dem ich lange genug gedient habe. Mein Herz soll nicht länger eine Werkstätte des Teufels seyn, sondern Gottes Tempel werden. Jesus! Dir übergeb' ich mich zum ewigen Eigenthum! Dir verschreib' ich mich mit Gut und Blut, mit Leib und Seele! u. s. w." Auf dieses Gebet ward mir unbeschreiblich leicht

und wohl um's Herz, und ich konnte wieder froh und kindlich glauben, daß mir der Herr all meine Sünden nicht mehr zurechne, sondern vergeben habe. — Auch schlug ich das neue Testament auf und es fiel mir Röm. 3, 28 in's Auge: „Denn wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerecht werde und nicht durch die Werke des Gesetzes.“ Und: „Abraham hat Gott geglaubt und das ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet worden.“ — Da war nun die Ruhe wieder hergestellt, die ich mir selbst gestört hatte, weil ich eine gewaltsame Treiberin war, die sich immer gleichstarke Empfindungen erzwingen wollte, und sie eben dadurch ganz verloren hat. Ich suchte nemlich meinem Eigenwillen und Ehrgeiz zu schmeicheln, plagte mich selbst mit viel Furcht und Sorgen, indem ich wähnte, es hinge Alles von mir allein ab.

O Herr, lehre mich nun, Deine Gabe besser schätzen und hochachten; auch jede Prüfung aus Deiner Hand annehmen und geduldig ertragen. Ich habe erfahren wie man die Fülle Deiner Gnade wieder verlieren kann, wenn man nicht säuberlich und vorsichtig damit umgeht. Du wandtest Dein Angesicht — und ich war verwirrt. Lehre mich jetzt im Glauben wandeln; denn der Gerechte lebt aus dem Glauben. Ich will harren und warten; er wird sich nicht immerdar, nicht ewig verbergen. Ich werfe mich in Seine Arme und überlasse mich Ihm, wenn ich Ihn gleich nicht sehe und fühle. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Ich hoffe auf den Herrn, Er wird mich heilen, reinigen und mir aushelfen zu Seinem himmlischen Reiche durch Seinen heiligen Geist. Wer auf Ihn hoffet, wird nicht zu Schanden. Er hat mir nun Seinen Geist gegeben, der mich leitet, führet, bewahrt und züchtiget, so daß ich oft das halbe Wort auf der Zunge lassen, und unter dem Reden abbrechen muß, wenn ich etwas sagen will, das nicht aus Gott ist. Der sich so meiner Seele annimmt, wird mich bewahren, daß ich nicht mehr von ihm weiche, sondern Ihm treu und ergeben bleibe bis an's Ende. Darum bitte ich Ihn auch unter häufigen Thränen, daß Er mein Herz, das böse genug

wäre, Ihn wieder zu verlassen, in Seiner Hand halte, in die ich es gelegt habe.

Herr, ich opfere Dir zur Gabe
All das Liebste, was ich habe;
Schau', ich halte nichts zurück!
Prüf' mein Herz und meine Nieren,
Solltest du was Falsches spüren,
Nimm es diesen Augenblick!

Noch Eins muß ich nachtragen zum Lob und Preis meines Erbarmers. Mein einjähriger Knabe war an Steinschmerzen gefährlich krank, so daß er operirt werden sollte. Das arme Kind erbarmte mich; ich fiel auf meine Kniee, seufzte, flehte zum Herrn: „O lieber Heiland! sieh herab von Deinem Throne auf mich und mein Kind! Es ist auch Fleisch von Deinem Fleisch und Bein von Deinen Beinen. Es ist auch bei alle dem, was ich Dir geschenkt und übergeben habe. Du weist es ja! wenn es Dein Wille ist, so mache dem Jammer ein Ende! Hilf, und laß es gesund werden! Dir ist alles möglich. Sprich nur ein Wort, so ist geholfen!" — Und sieh! Das Kind ward still und schlief. Als nun der Doktor kam, um es zu operiren, und es besichtigte, fand er nichts mehr. Der Stein und alle Schmerzen waren verschwunden. Das erfüllte mein Herz mit lauter Dank, mit Lobpreisungen Gottes, und mit einem Vertrauen und Glaubensmuth, bei dem Herrn zu bleiben und ihm ewig Alles anzuvertrauen, weil er ein allmächtiger Herr und Heiland ist, der Leib und Seele retten und heilen kann. Ihm sei Ehre und Dank von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!

Soweit erzählt diese einst so tief gefallene, von den Ketten der Sünde stark gefesselte, dann aber so sehr begnadigte Person selbst. — Wir tragen nur noch Folgendes nach.

Sie wandelte von nun an auf dem Wege der Tugend und Gottseligkeit mit einem Muthe fort, der sie nicht mehr zurückschauen ließ. Ihr Mißtrauen auf sich selbst war groß; noch größer aber ihr Vertrauen auf die mächtige und gnädige Durch-

hilfe ihres göttlichen Erbarmers. Sie verleugnete sich selbst, entsagte jeglicher Sünde, und starb der Welt mit einer so freudigen Entschlossenheit ab, als ob sie von jeher auf den Wegen Gottes gewandelt hätte, und die Macht der göttlichen Gnade offenbarte sich in ihr in ungemein hohem Grade. Ihre Liebe zu Jesus hatte eine Stärke, die durch nichts überwunden werden konnte. Sein Wort lesen und betrachten war ihre seligste Freude, und der Genuß Seines heiligen Abendmahles war ihr jedesmal reichlich gesegnet; weßhalb sie es auch, so oft es ihr gestattet wurde, empfing.

Bei all dem war sie außerordentlich bescheiden. Sie zog sich überall möglichst zurück, und machte durchaus nichts aus sich selbst. Sie arbeitete sehr fleißig, war sparsam, und nährte sich so recht ordentlich.

Dieser ihr stiller, frommer, christlicher Wandel gewann ihr die Liebe, Achtung und das Zutrauen aller Gutgesinnten, und da sie große Geistesgaben und eine sehr reiche christliche Erkenntniß und Erfahrung besaß, so wirkte sie auf Alle, die sich ihr nahten, sehr wohlthuend ein. Es fehlte freilich auch nicht an solchen, die ihrer spotteten und sie der Heuchelei beschuldigten; aber im reuigen Hinblick auf ihren frühern Wandel, und im Aufblick auf ihren göttlichen Erbarmer Jesus Christus erduldete sie es stillschweigend und gelassen.

Wie alle Seine Kinder, so führte Er auch unsere Begnadigte in die Leidensschule. Mehrere Krankheiten und heftige damit verbundene Schmerzen waren das Feuer, in welchem Er ihren innern Gehalt läuterte und verklärte. Und sie hielt fest an Ihm, und wuchs immer mehr an frommem, himmlischem Sinne.

Der Führung ihres sehr frommen und erleuchteten Seelsorgers überließ sie sich kindlich, und folgte derselben unbedingt. Er besuchte sie in ihren Krankheiten, gab ihr auch sonst gehaltvolle christliche Schriften zu lesen, und sorgte mit Umsicht, daß sie in ihrem geistigen Leben möglichst gefördert wurde. Dasselbe entfaltete sich auch immer schöner und reicher, und erreichte einen

Grad von Fülle, Kraft und Innigkeit, wie es nur selten der Fall ist.

Endlich schlug auch für sie die Stunde der Auflösung. Mit tiefgebeugtem Sinne, aber auch mit froher Zuversicht sah sie diese ernste Stunde nahen. — „Wenn der Herr," so äußerte sie sich, „mit mir in's Gericht ginge, und mir nach Gerechtigkeit vergelten wollte, so müßte ich jetzt verzagen; denn ich bestünde nicht vor Ihm. Aber Er hat mir meine Sünden vergeben, die Strafe derselben geschenkt, und mich mit Gott versöhnt. Vertrauend auf Sein großes Opfer am Kreuz will ich getrost vor Ihm erscheinen; Er wird mich, Seiner Verheißung gemäß, als den Lohn Seiner Leiden und Seines Todes, in Sein herrliches Reich aufnehmen."

Mit diesen Gesinnungen empfing sie nun die heilige Wegzehrung und letzte Oelung, und bald darauf schied sie sanft und voll Zuversicht des ewigen Lebens von hinnen. — —

O wahrlich! Gott will nicht den Tod — nicht das Verderben des Sünders, sondern nur, daß er sich bekehre von seinen Wegen, und dann — lebe, selig, ewig selig werde! Wohl dem, der dieß glaubt, und die Wahrheit hievon an sich selbst zu erfahren strebt, oder wirklich schon erfahren hat!

Wie viel vermag doch der Mensch mit der Gnade! Und wie viel vermag die Gnade in einem Menschen, der sich ihr unbedingt hingibt, in ihre Führungen und Wirkungen eingeht und einstimmt, und ihr andauernd treu ist! Wie verklärt, heiligt und veredelt sie nach und nach sein ganzes Wesen, macht alle Sünde aus ihm verschwinden, und sättigt ihn mit einem Frieden, der ihn für alle Lust und allen Tand der Welt und Sünde unendlich schadlos hält!

Zweite Abtheilung.

Bekehrung von verschiedenen anderen Sünden und Lastern.

I. Bekehrung von Zorn und Rachsucht.

1. Ein Edelmann in Mexico.

In Mexico war ein Edelmann auf eine außerordentliche Weise dem Zorn ergeben. Durch ein einziges Wort beleidigt konnte er rasen, und er war beleidigt, ehe man daran dachte; er lästerte dann fürchterlich, und ging ihm der Gegenstand seines Zornes nicht aus den Augen, so kam jederzeit ein Unglück heraus.

Man weiß nicht, ob er einmal an seiner Ehre beleidigt oder einem andern nachgesetzt wurde; genug, er warf einen tödtlichen Haß auf einen gewissen Collegen. Dieser wich aus, und ließ sich weder sehen noch wissen. Da schwur der Zornige, er wolle so lange keine religiösen Uebungen mehr mitmachen und sich Bart und Nägel wachsen lassen, bis er seinen Gegner auf die Haut gelegt, und ihm die Seele mit dem kalten Eisen aus dem Leibe gejagt habe.

Ein toller Schwur, und er wurde auch leider gehalten. Nach zwei Jahren bringt dieser Rasende in Erfahrung, daß sein Feind sich in einer Stadt, die zwanzig Meilen von ihm entlegen war, aufhalte.

Da schwört er auf ein neues, er wolle sich so lange von

aller Speise enthalten, bis er seinen Gegner gefunden habe. Er bestieg ein schnelles Pferd und auch mit Waffen war er wohl versehen. Ein Vogel ist kaum so schnell, als dieser Menschendrache. Auf jeder Post nahm er ein anderes Pferd, um bald an Ort und Stelle zu kommen, und seinen Durst zu stillen. Sein mit Bart verwachsenes Gesicht war häßlich, und seine langen Nägel machten Aufsehen.

In der Stadt angekommen, war er unermüdet im Nachforschen, konnte jedoch von seinem Feinde keine Spur finden. Endlich kam er in die Hauptstraße der Stadt und sah einen Bußprediger, von vielem Volk umgeben. Da schlich er voll Ungeduld unter den Zuhörern umher, in der feurigsten Begierde, den Gegenstand seines Zornes und seiner Mühe unter die Augen zu bekommen. Allein es ließ sich derselbe nirgends sehen.

Unterdessen hörte er wieder einige Worte des Predigers; aber können diese sanften Worte ein so verhärtetes Herz durchdringen?

Nach geendigter Predigt ging dieser Edelmann fort, nicht in den Gasthof, wo er abgestiegen, sondern in eine abgelegene Wohnung der Stadt und hielt sich still. Hat er hier auf seinen Feind gelauert in diesem verborgenen Hinterhalte? Auf seinen Knieen lag er, weinte und kämpfte mit sich selbst. Darauf suchte er den Prediger auf, und gab sich ihm in seinem ganzen Zustande zu erkennen. Der Beichtvater bewunderte diese Stärke im Bösen und nun auch im Guten; denn der Büßer erfragte jetzt wirklich den Gegenstand seines bisherigen Haßes; er erfragte, wie er Schulden halber im Kerker liege. Da verkaufte er, was er entbehren konnte, um die Erlössumme voll zu machen, ging zu ihm in den Kerker, bat den Gefangenen und Befreiten um Verzeihung und versöhnte sich. Beider Wangen waren naß von Thränen der Liebe.

2. Fulko.

Fulko, Graf von Anjou, einer der tapfersten französischen Ritter unter König Roberts Regierung im XI. Jahrhundert,

hatte in Zornwuth seine Gemahlin Elisabeth mit eigner Hand ermordet. Unmittelbar darauf fühlte er die Schwere der auf ihm lastenden Blutschuld. Um sie zu tilgen, wallfahrtete er sogleich, und zwar zu Fuß, zu dem heiligen Grabe unsers Erlösers. Später wiederholte er noch zweimal diese Wallfahrt. Auf der dritten und letzten setzte er durch die Art seines Einzuges in Jerusalem als Büßer die ganze Stadt in Erstaunen. Mit einem schweren Kreuze und Ketten beladen zog er langsam durch Jerusalems Straßen, während auf seinen Befehl zwei Diener seinen entblößten Rücken mit Geiselhieben zerfleischten. Wiederholt rief er dabei aus: „Erbarme dich, Herr, deines Flüchtlings, des treulosen, sündigen alten Fulko's. Nimm jetzt, o Jesu, zu Dir meine Seele, die ihre Sünden bekennt und sie bereut."

3. Landgraf Conrad.

Ludwig, Landgraf von Thüringen, war im Jahre 1227 auf dem Kreuzzuge gestorben. Wie unwürdig seine ihn überlebenden Brüder seine Gemahlin, die heilige Elisabeth, als Wittwe behandelten, ist bekannt. Von diesen führte der eine, Heinrich, mit dem Beinamen Raspe, die Regentschaft des Landes während der Minderjährigkeit des jungen Herrmann, des Sohnes Ludwigs. Der andere, Conrad, überließ sich ohne Rückhalt allen Leidenschaften einer aufbrausenden Jugend. Im Jahre 1232, bei Gelegenheit einer Buße, die der Erzbischof von Mainz dem Abte von Reinhardsbrunn, dem natürlichen Schützlinge des thüringischen Hauses, auferlegen wollte, ließ sich Landgraf Conrad von seinem Zorne gegen den Prälaten so hinreißen, daß er im versammelten Capitel in Erfurt gegen ihn rannte, ihn bei den Haaren faßte, niederwarf und erstochen haben würde, hätten nicht die herbeieilenden Diener es verhindert. Hiermit nicht zufrieden, verheerte Conrad die Besitzungen des Erzbischofs und legte sich unter Andern vor Fritzlar, erstürmte es, ließ, weil die Bürger während der Belagerung seiner gespottet, Feuer anlegen und ver-

brannte die ganze Stadt sammt Kirchen, Klöstern, und einem großen Theile der Einwohner.

Hierauf zog er sich auf sein Schloß Tenneberg, bei Gotha, zurück, wo die Hand Gottes ihn bald rührte. Eines Tages bat ihn ein, dem Anscheine nach, in das größte Elend versunkenes Freudenmädchen um ein Almosen. Als ihr nun der Landgraf ihr niederträchtiges Gewerbe vorwarf, versetzte die Unglückliche, das Elend allein habe sie dazu gezwungen, und machte dabei eine so zerreißende Schilderung dieses Elends, daß sie ihn tief erschütterte, und er ihr versprach, künftig für sie zu sorgen, wenn sie ihr verbrecherisches Leben aufgeben wolle. In dieser Erschütterung seines Gemüthes brachte er die folgende Nacht in größter Aufregung zu und bedachte bei sich, wie viel schuldiger er sei, als diese Unglückliche, die er so hart gescholten, und die doch nur aus Armuth lasterhaft geworden, wogegen er, so reich und so mächtig, Gottes Gaben auf's schnödeste mißbraucht habe. Am folgenden Tage theilte er diese Betrachtungen einigen seiner Waffen- und Sündengenossen mit, und vernahm staunend, daß auch sie von ähnlichen Gedanken bewegt gewesen. Alle erblickten in diesem Zusammentreffen innerer Mahnungen eine Warnung des Himmels, und beschlossen Buße zu thun und ihr Leben zu ändern. Da wallfahrteten sie barfuß nach dem benachbarten Gladenbach und von da nach Rom, vom heiligen Vater selbst die Lossprechung ihrer Sünden zu erhalten.

In Rom angekommen, ging Landgraf Conrad mit dem Beispiele aufrichtigster Buße und innigster Frömmigkeit seinen Gefährten voran. Jeden Tag bewirthete er an seiner Tafel vier und zwanzig Arme, die er selbst bediente. Dann ertheilte der Papst ihm die Absolution, legte ihm aber zur Bedingung auf, sich mit dem Erzbischofe von Mainz und allen, denen er Schaden zugefügt, auszusöhnen; zum Ersatz für die Klöster, die er verbrannt, ein neues zu bauen; öffentlich auf den Ruinen der Stadt Fritzlar Buße zu thun, und dann selbst in einen geistlichen Orden zu treten.

Kaum war Conrad nach Deutschland zurückgekehrt, so beeilte er sich, alle Bedingungen seiner Lossprechung zu erfüllen. Er ging nach Fritzlar, wohin die Einwohner, die dem Feuer und Schwert entgangen, zurückgekehrt waren, und bei den Ruinen des größten der zerstörten Klöster ein kümmerliches Obdach suchten. Conrad warf sich vor sie hin auf die Erde und flehte sie bei des Herrn Liebe an, ihm Alles, was er gegen sie verbrochen, zu verzeihen. Dann ging er barfuß, eine Bußgeißel in der Hand, betend um das Gebäude, kniete vor der Kirchthüre nieder, reichte der Menge die Geißel hin und bat jeden, der nur wollte, sie zu nehmen und ihn damit zu geißeln. Eine einzige alte Frau nahm sie ihm ab, und gab ihm damit mehrere Streiche auf den Rücken, die er geduldig ertrug. Gleich darauf ließ er Kloster und Kirche wieder aufbauen, setzte Stiftsherren ein und verlieh zugleich der Stadt Fritzlar wichtige Vorrechte. Dann ging er nach Eisenach und gründete mit seinem Bruder Heinrich ein Dominikanerkloster unter Anrufung des heiligen Johannes, aber auch zur besondern Ehre seiner Schwägerin Elisabeth, um sich von seiner Mitschuldigkeit an dem Elende zu reinigen, das sie in eben dieser Stadt Eisenach, nach ihrer Vertreibung von der Wartburg, gelitten hatte. Dann trat er in den deutschen Orden, dessen Hochmeister er nachmals ward. Als solcher verwandte er einen großen Theil seiner Reichthümer auf Erbauung der nach der heiligen Elisabeth benannten Basilika in Marburg. Daselbst sieht man noch sein Grabmal, auf dem er abgebildet ist, in der Hand die Geißel haltend, die er ehemals auf den Trümmern von Fritzlar dem Volke gereicht hatte, daß es ihn damit geißele.

4. Der vermeintliche Freundesmörder.

Karl von Durlach, der Sohn eines reichen Gutsbesitzers, hatte sich im Jahre 1814 in die Reihen der vaterländischen Krieger gestellt, um als Freiwilliger in das Feld zu ziehen. In kurzer Zeit wurde er als Offizier zu einem Husarenregiment

versetzt, wo er mit einem seiner Kameraden, dem Lieutenant Ernst von Thurn, eine sehr innige Freundschaft schloß.

Diese beiden Jünglinge wurden bald der Gegenstand der allgemeinen Liebe und Achtung; denn ihr Herz war empfänglich für alles Gute, ihr Kopf voll Kenntnisse, und die Erfüllung der Pflichten ihres Standes war ihr hauptsächliches Augenmerk.

So sittlich, kenntnißreich und pünktlich sie waren, so hatte doch jeder einen großen Fehler in seinem Charakter. Karl war sehr hitzig und jähzornig, und Ernst hatte einen unwiderstehlichen Hang zum beißenden Spotte, wobei er nie so viel Herr über sich selbst war, einen witzigen Einfall, selbst wenn er dadurch seinen besten Freund kränken mußte, zu unterdrücken.

Welch einen großen, oft fürchterlichen Einfluß haben auf unser ganzes Leben, ja, auf das Glück und Wehe ganzer Familien, diese beiden Leidenschaften! Der Jähzornige begeht oft in einer einzigen Aufwallung seiner leidenschaftlichen Hitze eine Handlung, worüber er sich in der andern Minute die Haare ausraufen möchte; aber dann hilft kein Schmerz und keine Reue mehr, denn das Unglück ist einmal geschehen, und kann nicht ungeschehen gemacht werden, und der Spötter, welcher sich dem Drange hingibt, durch witzige Einfälle, wenn sie auch noch so beißend sind, und auch dem Gutmüthigsten wehe thun müssen, glänzen zu wollen, macht sich Jedermann zum Feinde, wird, selbst wenn er ein sehr gutmüthiges Herz hat, allgemein als ein bösartiger Mensch beurtheilt, und zertrümmert dadurch oft alle seine Hoffnungen.

Kaum war die Zeit des Feldzuges zu Ende, als die beiden Freunde, welchen nicht sowohl die Neigung zum Soldatenleben, als aufrichtige Vaterlandsliebe die Waffen in die Hände gegeben hatte, ihr Regiment verließen, aus dem Militär-Verbande traten, sich in die Hauptstadt begaben, und dort eine Anstellung bei einer Gerichtsstelle nachsuchten, auch wegen ihrer Kenntnisse und wegen ihres guten Rufes die besten Hoffnungen eines baldigen Erfolges hatten.

Schon in der ersten Woche ihrer Ankunft erhielt Karl von

seinem Vater einen Brief an dessen alten Freund, den zwei Stunden von der Hauptstadt wohnenden Forstmeister Thielenberg, mit der Weisung, diesen Brief persönlich zu übergeben.

Die beiden unzertrennlichen Freunde fuhren zusammen hin, lernten in dem alten Forstmeister einen gastfreundlichen, geraden, biedern Deutschen, in seiner einzigen Tochter Wilhelmine aber ein geistreiches und tugendhaftes Mädchen kennen, und besuchten die Familie öfters, um so mehr, da von Karls Vater und Thielenberg schon früherhin eine Heirath zwischen ihren beiden Kindern beabsichtigt wurde. Eines Morgens, und zwar noch vor Aufgang der Sonne, kam Durlach in seines Freundes Zimmer, weckte ihn, und machte den Vorschlag, jetzt gleich zum Forstmeister zu reiten, und die Familie zu überraschen, weil sie erst in einigen Tagen erwartet würden; auch wäre das Wetter ganz vortrefflich, und der alte Papa müsse ihnen heute eine glänzende Jagd machen.

Thurn, der etwas spät zu Bette gegangen, und daher mit dem kühlen Morgenritte nicht sehr einverstanden war, gab den Bitten seines Freundes zwar nach, konnte aber ein paar beißende Bemerkungen über Karls allzugroße Sehnsucht nicht unterdrücken, die dieser vielleicht nicht hörte, oder nicht hören wollte.

Schweigend ritten sie durch die noch unbelebten Gassen der Residenz; doch kaum waren sie vor dem Thore, als Karl von der Vortrefflichkeit der Thielenberg'schen Familie zu sprechen anfing.

Je erhabener die Lobeserhebungen waren, welche Durlach derselben spendete, desto mehr spöttelte Thurn darüber, der von dem unglücklichen Hange, Alles lächerlich zu machen, und auch das Beste und Schönste durch beißende Bemerkungen zu verkleinern, gerade heute recht beherrscht wurde.

Je mehr Karl lobte, desto höhnischer entgegnete Ernst. Karl gerieth immer mehr in Hitze, aber Ernst, der, wenn er einmal in seiner Spottlaune war, nie mehr seine Zunge bemeistern konnte, blieb in dem kalten schneidenden Tone, und seine Be-

merkungen wurden endlich so unzart, daß er das Gefühl seines Freundes auf das Aeußerste empörte.

Der Wortwechsel wurde stärker, die Hitze von einer, der Spott von der andern Seite immer heftiger, und plötzlich stieg Karls Jähzorn auf einen solchen furchtbaren Grad, daß er eine Pistole hervorriß, und sie auf seinen Freund abdrückte. Kaum war der Schuß gefallen, so stürzte Thurn vom Pferde, und Karl, der über diesen Anblick alle Besinnung verlor, gab dem seinigen die Sporen, und jagte wie ein Wahnsinniger in die Stadt zurück.

Karl war kaum vom Pferde gestiegen, und in seine Wohnung getreten, so ergriff ihn die höchste Verzweiflung, denn sein Jähzorn war verschwunden. Er verflucht ihn tausendmal, sieht sich als den Mörder seines besten Freundes an, stürzt von Gewissensbissen gemartert aus dem Hause, meldet sich bei dem Gerichte, macht selbst die Anzeige von der Ermordung des jungen Ernst von Thurn, und verlangt, verhaftet und für seinen Frevel nach der Strenge der Gesetze bestraft zu werden.

Der Gerichtsdirektor, schwankend, ob der sich selbst eines Mordes Anklagende, welcher allgemein nur von einer guten Seite bekannt war, die Wahrheit spreche, oder ob er von Wahnsinn befallen worden, hielt es auf jeden Fall der Sicherheit gemäß, ihn, jedoch mit möglicher Schonung in Verwahrsam bringen zu lassen. Ungeachtet die Erzählung des Selbstanklägers oft durch Ausbrüche des größten Schmerzes, und durch Verwünschung seiner zügellosen Hitze unterbrochen wurde, so war sie doch ganz zusammenhängend, und verrieth keineswegs eine Geistesverwirrung.

Doch schien dieß nicht hinreichend, darauf ein weiteres richterliches Verfahren einzuleiten, man schickte also zuvörderst einen Commissär nach dem Orte, wo die angezeigte Ermordung stattgefunden haben sollte.

Wirklich fand sich dort die Leiche des jungen Thurn; er war aber seiner Kleider zum Theil beraubt, und es fehlte nach Aussage seines zurückgebliebenen und auf das Gerücht

des geschehenen Mordes dahin geeilten Bedienten die Repetiruhr mit einer goldenen Kette, man vermißte auch einen goldenen schweren Ring, den er sonst beständig am Finger trug. Ueberdieß war es gar nicht wahrscheinlich, daß er ganz ohne Geld sich auf den Weg gemacht haben sollte, und doch wurde nicht die mindeste Münze bei ihm gefunden.

Das Pferd war, durch den Schuß scheu geworden, nachdem sein Reiter herabgestürzt, davon gelaufen. Einige Meilen davon hatten es Bauern ergriffen, und es wurde, als sich die Nachricht von der Ermordung des Reiters bald in der umliegenden Gegend verbreitete, mit Sattel und Zeug überliefert.

Bei der ärztlichen Untersuchung des Leichnams ergab es sich, daß Thurn durch einen Schuß in die Brust getödtet worden, und der untersuchende Arzt reichte bei seinem Sections-Berichte, wornach dieser Schuß unumgänglich tödtlich gewesen, die in dem Getödteten noch gefundene Kugel mit ein. Auf den Grund dieser Umstände, und der beharrlichen gleichlautenden Aussage des jungen Durlach, wurde nun der Criminal-Prozeß gegen ihn begonnen, da er selber in jedem Verhöre alle ihm bekannten und bereits erwähnten Umstände bestätigte, so hielt man die Sache zu einem Urtheilsspruche reif.

Obgleich der Verhaftete auf einen Vertheidiger, welcher nach unsern menschenfreundlichen Gesetzen jedem der Untersuchung unterliegenden Verbrecher nach gefälltem Urtheile gestattet wird, Verzicht leistete, indem er seine Schuld, deren Bewußtseyn ihn fürchterlich quälte, durch den Tod abbüßen wollte, so wurde ihm doch ein solcher gegeben.

Dieser, ein rechtschaffener und geschickter Mann, bot all seinen Scharfsinn auf, um das Gericht zu einem milden Spruch gegen den Mörder zu stimmen; doch fruchtlos blieb jede seiner Bemühungen und bald nach Einreichung der Vertheidigungsschrift wurde das Todesurtheil über Karl Durlach ausgesprochen.

Als Wilhelmine, die Tochter des Försters, Karls That erfuhr, und ihren Bräutigam nun zum Mörder geworden sah, verfiel sie in Wahnsinn, und darauf in eine unheilbare Ab-

zehrung. Karls gute Eltern kamen gar nicht mehr vom Krankenbette auf, und den Vater des ermordeten Ernst rührte bei der Nachricht von dem Morde seines Sohnes der Schlag. So wurden in einer Minute drei sonst so glückliche Familien in Trauer versetzt.

Als das, von den Richtern über Durlach ausgesprochene, Todesurtheil bekannt wurde, verbreitete sich allgemeines Mitleid unter den Bewohnern der Hauptstadt; denn Karl von Durlach hatte sich die allgemeine Liebe erworben, und Jedermann wünschte während des Ganges des Prozesses aus vollem Herzen, daß sein Urtheil so gelinde als möglich ausfallen möchte.

Eben hatte sich der Herr Gerichtsassessor von Tanner, der wegen verschiedener Angelegenheiten in die Residenz gekommen, und im Gasthofe zum goldenen Hirsch abgestiegen war, in dem Gastzimmer niedergesetzt, um bei einem Glase Wein die Zeitungen zu lesen, als mehrere Gäste zugleich eintraten, sich zusammensetzten und mit voller Theilnahme von dem Schicksale des Verurtheilten zu sprechen anfingen. Tanner, der anfangs dem Gespräche keinen Antheil schenkte, wurde plötzlich aufmerksam, als der Name Karl von Durlach genannt wurde. Er erinnerte sich, mit einem Karl von Durlach auf der hohen Schule studirt zu haben; der Zweifel, ob es auch der nämliche sei, wurde gleich gehoben, da einer der Anwesenden von Karls Geburt, Studienjahren und mitgemachten Feldzügen eine Schilderung machte, die mit des Freundes früheren Verhältnissen ganz übereinstimmte.

Nun trat Herr von Tanner an den Tisch der Sprechenden, bat mit aller Bescheidenheit um ausführliche Erzählung dieser Mordgeschichte, und erfuhr alle Umstände der Veranlassung und der That.

Die Nachricht von dem schon als unvermeidlich angenommenen schmachvollen Tode seines Universitätsbekannten erschütterte ihn sehr. Nicht gemeine Neugierde, sondern herzliche Theilnahme, ja eine mächtige innere Stimme bewog ihn, schnell zu dem Vorsteher des obersten Gerichtshofes, der ein Anverwandter von ihm war, zu eilen, und sich dort die Erlaubniß zu einem

Besuche bei dem zum Tode Verurtheilten zu erbitten. Sie ward ihm ertheilt, und er ging in das Gefängniß.

Karl stutzte anfänglich über Tanners Eintritt, und blieb lange kalt und verschlossen, denn er war noch immer tief zerknirscht über seine That, und um so mehr voll Ergebung in sein unvermeidliches Schicksal, als er den nahen Tod nur als einen Befreier von allen Qualen seines schuldbeladenen Gewissens betrachtete: doch Tanners trostreiche Worte und das Wiedersehen eines Jugendfreundes erweckten einige heitere Momente in der von Gram umdüsterten Seele des Unglücklichen. Nach und nach wurde er offener und so entdeckte der Assessor im Laufe des Gesprächs, daß Karl selbst nichts weiter über den Tod seines Freundes mit Gewißheit sagen könne, als daß dieser nach dem Schuße von seiner Seite, wo das Pferd seines Gegners sich gebäumt, und vorn und hinten ausgeschlagen, von solchem heruntergestürzt sei.

Dieser Umstand und die Beraubung des Erschossenen schienen dem tiefdenkenden Tanner von solcher Wichtigkeit, daß er, ohne hievon Karln etwas zu entdecken, beschloß, auf eine nochmalige Durchsicht des Prozesses anzutragen, und sich zu seinem Vertheidiger aufzuwerfen.

Tanners Bitte um Revision des Prozesses und Uebertragung der Defensor Stelle erregte großes Aufsehen; doch erwirkte er bald durch den Einfluß seiner Freunde einen unbedingten Befehl zur Revision des Prozesses, und nun widmete er demselben seine ganze Kraft und Thätigkeit. Vor Allem veranlaßte er, was bisher verabsäumt worden, eine Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern des Inn- und Auslandes, in welcher er Demjenigen eine ansehnliche Belohnung aussprach, der ihm nachweisen würde, wer im Besitze einer goldenen Repetiruhr mit einer goldenen Kette, deren Kennzeichen er sehr genau angab, und eines goldenen Siegelringes mit dem Namenszuge E. v. T. wäre.

Bei einem Oberamte des Großherzogthums Baden war während dieser Zeit ein berüchtigter Mörder und Straßenräuber, eben als er einen Reisenden bei einbrechender Nacht anfiel, von

einem Gerichtsdiener, der von dem Transporte eines Gefangenen zurückkehrte, überrascht, ergriffen und dem Gerichte überliefert worden. Bei der mit ihm angestellten Untersuchung fand man unter andern einen goldenen mit einem Namenszuge versehenen Siegelring, und glücklicher Weise erinnerte sich der mit der Untersuchung des Verhafteten Räubers beschäftigte Beamte, die Bekanntmachung eines diesem ganz gleich beschriebenen Ringes in einem öffentlichen Blatte gelesen zu haben. Er richtete also auch seine Fragen an den Inquisiten dahin, wie er zu diesem Ringe gekommen sei?

Der Straßenräuber behauptete anfänglich, selben bei einem Goldschmied in Nürnberg gekauft zu haben; als aber dieser, von seiner Obrigkeit vernommen, solches durch eine eidlich bekräftigte Aussage für Unwahrheit erklärte, nannte jener einen Juwelenhändler in Leipzig; doch auch dieser widersprach der Angabe des Räubers, und es ging aus diesen falschen Angaben hinlänglich hervor, daß der Räuber wichtige Gründe haben müsse, darüber die Wahrheit zu verhehlen.

Herr von Tanner erhielt von der Vorfindung eines mit der Beschreibung übereinstimmenden Ringes durch den Beamten Nachricht, und er eilte sogleich an den Ort der Verhaftung des Straßenräubers.

Unterdessen hatte der Inquirent des Räubers durch seine thätige, und mit der größten Umsicht geführte Untersuchung herausgebracht, daß dieser den von Karl von Durlach ermordet geglaubten jungen Thurn, als selber unverwundet vom Pferde gestürzt, in dem Augenblicke, wo er sich von der Betäubung des Sturzes erholt und aufgerichtet, angefallen, da sich aber Thurn kräftig widersetzte — ihn durch die Brust geschossen, und dann ausgeraubt habe.

Mit beglaubigten Abschriften von der Aussage des Räubers, in soweit sie diesen Vorfall betrafen, und mit dem Pistol versehen, womit der Räuber seine Mordthat verübt, kehrte Herr von Tanner in die Residenz zurück. Er reichte diesen Beweis von der Unschuld des jungen Durlach an dem Mord sei-

nes Freundes bei der Gerichtsstelle ein, und verlangte zugleich, daß man die zu den Akten genommene Kugel, welche man bei der körperlichen Untersuchung des Erschossenen in seiner Brust gefunden, mit dem Pistol des Räubers, das er zugleich mit übergab, vergleichen möchte. Es fand sich, daß die Kugel genau in das Pistol paßte, während sie für das des Karl von Durlach zu groß war.

Von allem diesen erfuhr Karl in seinem Gefängnisse nichts, denn obschon sich hie und da in der Stadt ein dunkles Gerücht verbreitete, daß durch den unermüdeten Assessor das Schicksal des armen Gefangenen eine günstigere Wendung nehmen dürfte, so wagte es doch keiner, ihn selbst zu unterrichten, um ihn nicht mit vielleicht falschen Hoffnungen zu täuschen und so die ohnehin düstere Lage des Leidenden noch mehr zu erschweren.

Karl von Durlach wurde nun vor die Richter geführt. Er erwartete nichts anders, als daß ihm die Bestätigung des über ihn gefällten Todesurtheils publicirt werden würde; auch zitterte er davor um so weniger, als er sich in der Einsamkeit seines Kerkers mehr und mehr mit dem Gedanken an den Tod, als den einzigen Erlöser von den Gewissensqualen, bekannt gemacht hatte.

Ueberdieß gesellten sich zu den Leiden der Seele die Leiden eines erkrankten Körpers, da die langwierige Gefangenschaft seine Gesundheit sehr geschwächt hatte.

Bleich, wie ein dem Grabe Entstiegener, kalt, wie ein Marmor, und in allen Zügen nur das Bild der Ergebung tragend, stand er vor seinen Richtern, die ihn getheilt zwischen Wehmuth über seine stille Duldung und zwischen Freude über seine Rettung, mit Blicken der innigsten Rührung ansahen.

Lange vermochte der Vorstand nicht zu sprechen, denn auch ihn hatte ein tiefes Gefühl der Wehmuth ergriffen; endlich sammelte er seine Kraft, und machte dem nur auf den Tod gefaßten Karl bekannt, daß er unschuldig, daß er frei sei, und jeden Augenblick sein Gefängniß verlassen könne.

Karl wußte nicht, ob er wache oder träume; denn die Worte:

„unschuldig und frei" waren ihm noch immer ein Räthsel, und die Anwesenden waren von dem erschütternden Augenblicke zu sehr bewegt, um ihm gleich ein freundliches Licht in diesem verworrenen Dunkel geben zu können.

Jetzt trat Tanner, der bisher als stummer aber innig gerührter Zeuge im Hintergrunde gestanden hatte, hervor, und mit dem Ausrufe: „Gottlob, daß es mir gelungen ist, Ihre Unschuld zu beweisen," drückte er den Geretteten an die Brust.

Freilich waren jetzt Karls Zweifel, daß er wieder seine Freiheit habe, gehoben, aber die Aeußerung seines Retters, daß er unschuldig sei, blieb ihm noch immer unerklärbar. Als auch dieses Räthsel gelöst war, und ihm die große Beruhigung zu Theil wurde, die schwer drückende Last eines Mordes von seiner Brust gewälzt zu wissen, sank er mit den Worten: „Heiliger Gott — und Sie, gerade Sie wurden mein Retter!" in seines Wohlthäters Arme, und Ströme von Thränen brachen aus seinen Augen.

Als er sich wieder erholt hatte und des Sprechens fähig war, da stürzte er mitten im Kreise der Anwesenden auf seine Kniee nieder, und schwur einen heiligen Eid, sich nie wieder vom Jähzorne hinreißen zu lassen.

„Gott möge Ihnen Kraft und Stärke geben," sprach Tanner, „und Ihre Leiden mögen jeden jähzornigen Jüngling vor dem schrecklichsten Abgrunde warnen!"

5. Von Besenval.

Peter Viktor Baron von Besenval, ein geborner Schweizer, gehörte zu den Menschen, welche in dem Augenblicke der Aufwallung alles bezwingen können, nur sich selbst nicht. Im Gewühle der Schlacht, bei Erstürmung von Schanzen, wußte er nicht, was Furcht war: aber gegen sich selbst kämpfte er oft vergebens. Wenn er sich durch seinen Eifer hatte hinreißen lassen, war er nachher ungehalten auf sich selbst, und sein treffliches Herz trieb ihn, den begangenen Fehler wieder gut zu machen,

sobald es sich nur thun ließ. Sein Vater starb als General-Lieutenant und Oberster des Regiments der Schweizergarde, welches in französischen Diensten war. Er selbst kam schon im neunten Jahre zum Garderegiment; in seinem dreizehnten Jahre (1735) machte er schon einen Feldzug mit; in seinem sechs und zwanzigsten Jahre war er als Adjutant des Generals Broglio in Böhmen, weil damals die Franzosen Krieg mit den Oesterreichern führten. Er war ein sehr schöner, kraftvoller Mann, und zeichnete sich im Kriege durch seine persönliche Tapferkeit sehr aus.

Unter andern erwarb er sich bei Eroberung einer Feldschanze großen Ruhm. Die Franzosen hatten bei ihr schon viele Leute verloren, ohne sich ihrer bemächtigen zu können; endlich befahl der General den tapfersten Grenadieren, und dazu gehörten auch die Schweizer, einen neuen Sturm; Besenval bat um Erlaubniß, dabei zu seyn. Er stürzte sich an der Spitze seiner Schweizer in den Graben, und klimmte an der entgegengesetzten Seite hinauf. Das Feuer der Oesterreicher war fürchterlich, es schien nicht möglich, die Redoute zu ersteigen; mit blutenden Händen hatte er sich an die Mauer festgeklammert; der Muth schien allen zu sinken, da wandte sich Besenval lächelnd zu den Grenadiers, und rief: „Der tausend, Kameraden, das ist keine bequeme Lage; wißt ihr wohl, daß man's gar nicht aushalten könnte, wenn es keine Kugeln zu gewinnen gäbe?" — Der lustige Einfall, mitten in der größten Gefahr, belebte sie aufs neue, muthig setzten sie noch einmal an, erkämpften die Schanze, freilich mit dem Verluste ihrer bravsten Kameraden — und Besenval war der erste auf dem Walle.

Besenvals Einfall ging von Mund zu Mund; Jedermann war ihm gut; seine Kameraden achteten ihn, seine Obern beförderten ihn zu höhern Stellen; alles das nahm er mit einer so natürlichen Bescheidenheit, mit einer so offenen Fröhlichkeit auf, daß dadurch der Werth seiner kühnen That noch erhöht wurde. In seinem fünf und dreißigsten Jahre war er schon General-Major und Adjutant des vorletzten Herzogs von Orleans, welcher ihn sehr liebte. Und wirklich war auch Besenval sehr lie-

benswürdig; er war tapfer, voller Einsicht und Thätigkeit, stets heiter und freundlich, der beste Gesellschafter ꝛc. ꝛc. Daher liebt man ihn am Hofe eben so sehr, als bei der Armee.

Bei vielen großen und guten Eigenschaften hatte er aber auch einen sehr großen, sehr schlimmen Fehler, welcher ihn oft traurig machte, da es ihm nicht gelingen wollte, ihn ganz abzulegen; er war sehr jähzornig. Ein Beispiel wird ihn am besten schildern. Er hatte einen Kammerdiener Blauchard, der schon im Hause seines Vaters gewesen war, und ihn als Knabe sehr geliebt und gepflegt hatte. Da Blauchard schon beinahe 80 Jahre alt und schwächlich war, so behandelte ihn Besenval nicht als einen Dienstboten, sondern als alten Hausfreund. Er war besser logirt als die übrige Dienerschaft, speiste nicht mit dieser, hatte keine andere Geschäfte, als leichte Zerstreuungen; z. B. begoß Blumen, und ging jeden Tag einmal aus, einen Auftrag auszurichten, um sich Bewegung zu machen. Obgleich nun der Baron den guten alten Blauchard liebte, und ihn mit außerordentlich vieler Herzlichkeit und Güte behandelte, so trafen doch auch ihn manchmal die Ausbrüche seines jähzornigen Charakters.

Er hatte einst einen schönen ausländischen Jasmin-Stock erhalten, welchen er zum Geschenk für die Königin bestimmte. — Er geht aus, vertraut den Blumentopf seinem verständigen und getreuen Blauchard an; dieser, ganz mit dem anvertrauten Gute beschäftiget, thut alles, um es zu erhalten und zu verschönern; er will die Blumen begießen, packt den Topf, läßt ihn aber aus den zitternden Händen fallen, und Topf, Blume und Pflanze zerbrechen und zerknicken.

Besenval kommt zurück, sieht die Blumen zerknickt, mit welchen er des folgenden Tages der Königin ein großes Vergnügen zu machen hoffte, und geräth ausser sich vor Zorn. Der arme Blauchard will forteilen, er hält ihn aber zurück, und überhäuft ihn mit den bittersten Vorwürfen; der Tag ging vorüber, noch schneller aber der Zorn des Barons; er schickt mehrere Male an des gekränkten Blauchards Thüre, um zu

hören, was er mache; er liegt zu Bette, hieß es immer. Des andern Morgens tritt Blauchard in sein Zimmer gefaßt und ruhig: „Herr Baron, ich komme, mir eine Gnade von Ihnen auszubitten; erlauben Sie, daß ich Ihr Haus verlasse, und zu meinen Verwandten gehe." — „Was" — rief der Baron hitzig, — „Du willst fort? Du bleibst hier! wir müssen zusammenleben und sterben." — „Nein, Herr Baron, ich finde, daß ich Ihnen zuwider geworden bin; ich bin zu alt, und meine Langsamkeit reizt sie nur zum Zorn. Sie haben mich mit Güte überhäuft; ich werde Sie recht oft besuchen: aber wenn ich nicht mehr hier wohne, gar keine Verrichtungen hier habe, werden wir Auftritte vermeiden, welche uns beide unglücklich machen." — Dem Baron traten die Thränen in die Augen: „Es ist also entschieden, Du willst gehen?" — fragte er. — „Müssen wir uns trennen? Wohl, Du bist der Aelteste im Hause, daher muß ich gehen; ich will wiederkommen, wenn Du meinen Fehler wirst ertragen können." Hierauf nahm er Stock und Hut, und wollte gehen. Betroffen eilte ihm der gute Blauchard nach, der Baron umarmte ihn; beide zerfloßen in Thränen, und schwuren, sich nie zu verlassen.

Wer das Zarte und Edle in diesem Benehmen nicht zu fühlen vermag, für den ist diese Erzählung nicht geschrieben. Besenval starb in seinem siebzigsten Jahre eines ruhigen und sanften Todes, nachdem in der ersten Zeit der Revolution sein Leben mehr als einmal der Gefahr ausgesetzt gewesen war; zuerst in dem Volksaufstande, wo er immer mit seinem treuen Schweizerregimente die Ruhe aufrecht zu erhalten und den König zu schützen suchte, und dann vor einigen erbitterten Richtern, die ihn lieber zum Tode verdammt, als freigesprochen hätten.

Aber die Freunde verließen ihn nicht in dieser gefährlichen Zeit; sie waren so treu und bieder, als er selbst. Das letzte Glück, welches er in diesen unglücklichen Zeiten erlebte, war — seine Freunde unerschütterlich treu in der Noth gefunden zu haben. — Möchte Jeder, der einen Fehler in sei-

nem Charakter nicht immer ganz besiegen kann, ihn doch wie Besenval wenigstens wieder gut machen, durch recht viel gute und würdige Eigenschaften.

II. Bekehrung von Haß und Neid.

1. Der neidische Prediger Antonius.

Als der vielbegnadigte Diener Gottes, Franziskus von Paula, noch in dem Städtchen Paula in Calabrien wohnte, befand sich in der Nachbarschaft ein Ordensgeistlicher, Antonius genannt, der in der damaligen Gelehrsamkeit auf's Beste bewandert, als Prediger berühmt und hochgeehrt war, dem es an Eifer und Thätigkeit nicht fehlte, und der überhaupt alle die Eigenschaften besaß, die in den Augen des Volkes, ja selbst in seinen eigenen, ihm Ehre bringen konnten. Seine einzige schwache Seite schien nur darin zu bestehen, daß er, wahrscheinlich weil er selbst dabei verlor, das große Ansehen, welches Franziskus beim Volke behauptete, nicht recht vertragen mochte. Je mehr dieser Wurm in seiner Seele nagte, desto mehr gewannen seine Predigten eine zänkische Richtung; er brach jede Gelegenheit vom Zaune, um, von seinem Thema auf's Grellste ablenkend, gegen Franz von Paula zu Felde zu ziehen, und seinen Ruf und sein Ansehen zu zerstören, was er bald durch bittern Tadel, bald durch Sarkasmen zu bewirken suchte: Alles dieß zwar, wie er sich selber beredete, aus reinstem Eifer für das Evangelium und die Ehre Gottes. „Wer ist dieser Franz von Paula,“ so pflegte er zu deklamiren, „wer ist dieß Männlein, das einen neuen Nachfolger Christi vorstellen will, und einen Rufenden in der Wüste? So einfältig und tölpisch er ist, so unwissend und bäurisch, entblödet er sich nicht von göttlichen Dingen zu reden, ein Mensch ohne alle Studien. Wenn ihm auch an einem ehrlichen Namen nichts liegt, sollte er nicht wenigstens so viel Einsicht haben, daß er vor der Strafe sich fürchtet? Betrachtet einmal mich, ihr wisset, daß ich ein Mann bin, der etwas Gründliches gelernt, und in der Gottes-

gelehrtheit nicht oberflächlich sich umgesehen hat; nichtsdestoweniger, wenn es sich von den göttlichen Geheimnissen handelt, werde ich von Furcht und Scheu ergriffen, und vermag nicht ohne Bangigkeit davon zu reden; denn was ist der Mensch vor dem Angesichte Gottes? Dieser Franziskus hingegen, obwohl er seine ganze Redekunst unter Hirten und Bauern erlernt hat, wagt mit seinem Geschwätze sich kühn heraus, und nicht zufrieden, daß er Irrthum lehrt, thut er obendrein noch Wunder; er verspricht auch allen die Gesundheit, und hält nicht Wort, und ihr erzählet euch Dinge von ihm, die Christus selber, als er auf Erden wandelte, nicht vollführt hat."

Oftmals ward dem Verfolgten die Kunde von diesen Ausfällen zugetragen, doch achtete er nicht darauf, bis endlich sein Widersacher, von bitterm Eifer getrieben, selber nach Paula wanderte, um den Gegenstand seines, wie er sich weis machte, gerechten Unwillens in Person anzugreifen. Er überfiel den Einsamen, der eben vor seiner Hütte saß, mit einem Hagel von Schmähworten, warf ihm Unwissenheit, Frechheit, Trägheit vor, und bewies ihm auf's Menschenfreundlichste, daß er ein auserwähltes Rüstzeug des Satans wäre. Franziskus aber, nachdem er ein Weilchen ruhig zugehört, nahm den Eiferer höflich und freundlich beim Arme, und führte ihn in seine Kammer; dort nahm er aus dem Kamine glühende Kohlen in die Hand, reichte sie seinem zornigen Gaste dar und sprach: „Nimm dieß Feuer hin und wärme dich, denn ich sehe, daß du eisig kalt bist! Fürchtest du dich, es anzurühren? Du gehst ja stets mit dem Wort Gottes um, und obgleich ganz im Eifer dafür, frierest du dennoch im Feuer; lege also die Furcht bei Seite und nimm getrost auch diese glühenden Kohlen in die Hände, sie können dir nicht schaden!"

Wie in einen Traum versunken, stand der Prediger da, sah mit starren Augen bald dem Diener Gottes in's Angesicht, bald auf die glühenden Kohlen in seiner Rechten; endlich fiel er weinend ihm zu Füßen, bat ihn auf's Demüthigste um Verzeihung, und bekam von nun an ganz andere Ansichten, sowohl

von Franz Paula, als von dem Geiste des Christenthums; denn wenn vielleicht diese Begebenheit, als eine wunderbare, nicht Jedermann behagen möchte, so bleibt es doch immer ein größeres Wunder, keine Spur von Hoffart, Verdruß oder Neid im Herzen zu hegen, als Feuer in den bloßen Händen zu tragen; und allerdings trug Franz von Paula, wie das irdische Feuer in der Hand, so auch ein viel mächtigeres himmlisches Feuer im Herzen. Diese milde, lebendige, Alles erleuchtende Flamme aber, die allein die Macht hat, das Gift des Neides gänzlich zu verzehren, ist die Liebe. Alles geistige Leben ertödtet der Neid; nichts kann ihn bezwingen, als das Leben des Lebens — die Liebe.

2. Nathan und Mitranes.

Nathan, ein ansehnlicher Herr von Vienne in Frankreich, zog in Genf die Blicke der Menschen auf sich. Er war überaus reich; aber irdische Güter waren sein geringster Reichthum; seinen rechten Reichthum machten seine erhabenen Tugenden aus. Er hatte zu Genf, wo er den Aufenthalt gewählt, sich mit einem daselbst gebürtigen Fräulein, das seiner würdig war, vermählt. Aber früh hatte ihm der Tod die Gattin und das einzige Söhnchen, das nur zwei Jahre alt war, wieder entrissen. Der fromme Mann weihte sich nun einzig der Liebe zu Gott, und lebte für die Armen und Dürftigen, in denen er die Kinder des himmlischen Vaters ehrte.

Es war dem Nathan nicht genug, seine Einkünfte unter arme und dürftige Mitbürger zu vertheilen; er ließ auch an Strassen in Frankreich und Italien prächtige Häuser zur Beherbergung der Reisenden bauen. Er selbst bediente Fremdlinge und verschaffte ihnen alle Bequemlichkeiten. So brachte er sein ganzes Leben zu, und heiligte seine Tage in Anbetung Gottes und in allen Uebungen der Religion.

Während sich Nathans Ruhm in ganz Europa verbreitete, lebte zu Neapel ein merkwürdiger Mann. Er hieß Mitranes. Dieser ansehnliche Herr hatte schon in seiner zartesten Jugend

allen eitlen Weltfreuden entsagt. Er lebte in seinem Palaste ganz einsam nach den Grundsätzen der strengsten Sittenlehre. Als er aber von Nathans Werken der Menschenliebe hörte, ward er entflammt von Eifer, ihm nachzuahmen, und verwendete seine Reichthümer ebenso, wie der berühmte Mann. Aber so viel er den Menschen auch Gutes that, mußte er doch immer vernehmen, der Mann der Liebe übertreffe ihn noch weit. Da wurde nun des Mitranes Nacheiferung nach und nach in eine heimliche Eifersucht verwandelt.

Der Eifersüchtige ließ nun durch Vertraute den Nathan genau beobachten. Er bemühte sich immer mehr, die Thaten desselben zu erreichen; aber auch immer mehr schlich Bitterkeit in sein Herz, das in der Demuth nicht genug gegründet war. Endlich sah er in Nathan nimmer den Tugendhaften, sondern den Nebenbuhler um den Ruhm.

Während Mitranes diese Bitterkeit in seinem Innersten nährte, kam eines Tages ein fremdes altes Mütterchen zu ihm in den Palast, und bat ihn um Almosen. Er gab ihr. Zwölfmal kam sie wieder, und allemal gab er ihr Almosen, jedoch sagte er das letzte Mal, sie solle nunmehr seine Gutherzigkeit nicht länger mißbrauchen. Da seufzte das Mütterchen, und sprach: „Wo ist doch Nathan?! In Einem Tage bat ich ihn zwei und dreißig Mal um Almosen, und er gab mir jedes Mal, ohne auch nur dergleichen zu thun, als kenne er mich." Da bemächtigten sich Scham und Verdruß gänzlich seines Herzens. Und sein Gram stieg desto höher, da er vor einiger Zeit einen beträchtlichen Verlust an seinen Gütern erlitten hatte, und sich nun außer Stande sah, es dem Nathan an Freigebigkeit auf eine glänzende Weise nachzuthun.

In der Bitterkeit seines Herzens faßte er einen argen Entschluß. Da er sich aber nicht getraute, sein Vorhaben Jemanden zu entdecken, trat er mit einigen Bedienten eine Reise nach Genf an.

Noch drei Meilen von Genf befand sich der Reisende, ohne es zu wissen, auf Nathans Grund und Boden. Der ehrwürdige

Greis machte da so eben einen Spaziergang. Er war sehr gemein gekleidet, und hatte nur einen Bedienten bei sich. Sobald er die Männer zu Pferd ankommen sah, ging er ihnen entgegen. Mitranes fragte ihn, ob er noch ferne von Nathans Wohnung sei. Und der Greis antwortete ihm: „Sie sind sehr nahe; alle diese Grundstücke gehören ihm." „Sie kennen ihn also?" fragte Mitranes. — „Ja," antwortete Nathan, „ich kenne ihn, und zwar sehr lange Zeit." Da sprach der Fremdling: „Weil Sie ihn denn kennen, so sagen Sie mir doch, ob er wohl auch wirklich so tugendsam sei, wie es der Ruf angibt, und ob er mit seinen Liebeswerken das Lob verdiene, das ihm zu Theil wird." Nathan aber antwortete und sprach:

„Die Menschen urtheilen nur nach dem Aeußern; Gott allein weiß, ob Jemand die wahre Tugend besitze. Was mich betrifft, der ich bereits siebzig Jahre mit Nathan lebe, muß ich bekennen, daß ich an ihm Fehler wahrnahm, welche Andern nicht bekannt sind; und ich bin überzeugt, er achte sich des Lobes, das man ihm beilegt, nichts weniger als würdig."

Diese Rede gefiel dem Mitranes, und er glaubte in dem Greise, den er für einen nicht sehr zufriedenen Bedienten Nathans hielt, den Mann gefunden zu haben, der zur Ausführung seines Vorhabens zu gebrauchen wäre. Und er befahl seinen Begleitern, sich zu entfernen. Nun ersuchte er den Greis, er möchte doch veranstalten, daß er von Nathan nicht gesehen würde; auch bat er ihn, Abends in das nächste Dorf zu kommen, wo er sein Nachtlager nehmen würde; zugleich versicherte er ihn, er werde nicht Ursache haben, sich's reuen zu lassen.

Nathan erwiederte ihm, er habe nichts zu befürchten, und könne in dem nächsten Hause absteigen; obschon alle Häuser umher dem Nathan gehören, wolle er doch machen, daß er allein die Ehre habe, ihn zu bedienen.

Mitranes willigte darein, und Nathan führte ihn und seine Leute, die sich nun wieder nähern durften, in sein Haus. Dem eigenen Bedienten aber gab er ingeheim Befehl, ihn nicht zu verrathen; und der Befehl wurde pünktlich beobachtet.

Nathan bediente bei dem Abendessen den Mitranes. Auch nach Tisch blieb er allein bei ihm. Da gab sich der Gast zu erkennen und entdeckte ihm sein Vorhaben, — das schreckliche Vorhaben, den allgemein bewunderten Mann zu tödten.

Mitranes reichte dem vermeintlichen Bedienten Nathans hundert Dukaten, und bat ihn, er möchte ihm zur Ausführung seines Vorhabens Gelegenheit verschaffen. Auch versprach er ihm, er wolle ihn nach Vollbringung der That mit sich nach Italien nehmen, und ihn dort mit Schenkungen überhäufen.

Der gottselige Mann, welcher leicht errieth, was für eine Leidenschaft den Mitranes zu einem solchen Vorhaben verleitet habe, sagte zu ihm, ohne die geringste Gemüthserregung merken zu lassen, die Ausführung sei gar leicht. Er zeigte ihm auf ein Wäldchen hin, und versicherte, Nathan werde ganz allein einen Spaziergang dahin machen. „Dahin verfügen Sie Sich," sprach er, „morgen frühzeitig mit Ihren Leuten, und verstecken Sie Sich dort; ich werde mich schon dabei einfinden, und Ihnen den Weg zeigen, auf dem Sie Sich nach der Ermordung sicher davon machen können." Der ganze Plan gefiel dem Mitranes. Von Freude entzückt umarmte er den Greis. Nun aber begab man sich auf die Schlafzimmer.

Der Unglückliche, der seinem Stolze so ganz erlegen war, hatte eine böse Nacht. Die Grundsätze der Religion machten ihm großen Kampf, und er hatte desto größere Angst, je näher die Stunde der ruchlosen That anrückte, die schreckliche Stunde, nach der sich doch seine Leidenschaft sehnte. Er fühlte eine Hölle dieses unseligen Widerspruches mit sich selbst, und er konnte nicht schlafen, so wenig als man in der Hölle schlafen kann.

Nathan aber, der in seinem Innern Wonnen des Himmels fühlte, lag die ganze Nacht vor Gott in heißem Gebete um die Bekehrung des so tief Gesunkenen. Er wollte nicht, was er so leicht konnte; nicht wollte er dessen Vorhaben durch Gewalt vereiteln und ihn zur Strafe ziehen. Er wünschte nur, die Gnade Gottes möchte ihn entwaffnen und seinen mörderischen Haß in heilige Liebe umschaffen. Um das flehte er zu Gott, und flehte

mit Thränen. Der anbrechende Tag erblickte ihn noch so im Gebete.

Schon sah Nathan den Mitranes mit seinen Begleitern in das angezeigte Wäldchen hinziehen. Beseelt von Zuversicht auf Gottes Erbarmung, nahm er die gestern empfangenen hundert Dukaten, und that noch vierhundert dazu; — eine damals sehr beträchtliche Geldsumme. Dann begab er sich, anders gekleidet als gestern, ganz allein dorthin, wo er nun ein Opfer des Todes werden sollte.

Kaum sah ihn Mitranes dort im Wäldchen, so sprang er mit entblößtem Säbel von hinten auf ihn zu. Der Gottselige hatte das Angesicht absichtlich von ihm gewendet; jetzt aber da ihm der Unglückliche zurief: „Du bist des Todes!“ wandte er sein Angesicht zu ihm, und sagte: „Mitranes, wodurch habe ich dieses verschuldet?“ — „Wie!“ sprach dieser voll Verwunderung, — „der ist ja nicht Nathan!“ Und der Tugendheld redete in einem väterlich liebevollen Tone und mit einer Herzlichkeit in Blick und Miene, die sich nicht beschreiben läßt, und sprach: „Er ist es selbst, mein Sohn! Ich bin es, der Dir versprach, Dir wider mich selbst zu dienen. Sieh, dieß ist der Weg, auf welchem Du Dich selbst in Sicherheit bringen kannst. Nimm aber diesen Beutel hin; Du wirst nebst den mir gestern gegebenen hundert Dukaten noch vierhundert darin finden, die ich hineinlegte, weil ich weiß, welch großen Verlust Du gelitten hast. Beharrst Du nun wirklich auf Deinem Vorhaben, so hau zu, jedoch kann ich nicht glauben, Du wollest Gott, der Dich von Jugend an mit so vielen Gnaden überhäuft hat, so weit verlassen, daß Du eine Mordthat begehen könntest.“ Es läßt sich unmöglich beschreiben, wie beschämt und von Reueschmerz überwältigt Mitranes nun dastand. Sprachlos sank er ihm jetzt zu Füßen und hielt lange seine Kniee umfaßt. Aber Nathan gab nicht nach, bis er sich von ihm aufheben ließ, umarmte ihn aufs Herzlichste, und sprach: „Schäme Dich ja nicht, mein Sohn, Dich überwunden zu sehen: nicht ich, Gottes Gnade hat in Dir triumphirt. Er wollte Dich demüthigen; aber nur

um Dich mit Ruhm zu überhäufen; künftig wirst Du in Ausübung der Tugenden viel standhafter seyn."

Nathan führte seinen neuen Freund mit sich nach Haus. Er mußte, um der Liebe Nathans Genüge zu thun, über einen Monat bei ihm bleiben. Während dieser Zeit tröstete den Reumüthigen der Fromme mit der Zärtlichkeit eines Vaters; und der Bekehrte hing an ihm wie ein Sohn.

In der schweren Stunde des Abschiedes nöthigte Nathan seinen Freund, die hundert Dukaten mit sich zu nehmen.

Mitranes, nun von Nathans Tugend beseelt, bekannte in Neapel öffentlich seine Sünde wider den Mann der Liebe, und that freiwillig öffentlich Buße.

Nach einiger Zeit trauerten die Länder über Nathans Tod. Er hatte aber einen Theil seiner Güter dem Mitranes vermacht; und dieser verwendete das Geerbte ganz nach dem Geiste des Mannes, dem er etwas Besseres verdankte, als alle Schätze der Erde sind.

Nathan schien in Mitranes fortzuleben. Und als endlich auch dieser von hinnen ging, blieb das Andenken beider Gottseligen noch lange ein Wohlgeruch Jesu Christo, und ist es auch dem Leser dieser Blätter.

3. Ein ungenannter Jüngling.

Ein französischer Geistlicher erzählt folgenden, ihm als Pfarrer in Cournol, Diöcese Claumont, vorgekommenen Fall.

Ein in meiner Pfarrei wohnender, einer tugendhaften Familie zugehöriger Jüngling hatte sich, aus mir unbekannten Gründen, von einigen boshaften Wichten, die mich schon längst von Cournol zu verdrängen suchten, verführen lassen. Zur Erreichung ihrer Absichten ließen sie kein Mittel ungebraucht, gingen selbst so weit, Versuche zu meiner Ermordung zu unternehmen. Nachts eilf Uhr fiel ein starker Flintenschuß in mein Schlafzimmer, und schlug die durchbrochenen Fensterscheiben bis an meine Bettstelle. Ich übergehe hundert und hundert Frevel glei-

cher Art mit Stillschweigen; immerhin muß ich Ihnen bekennen, daß ich hiemit den erwähnten Jüngling nicht anklage. So oft ich ihm indeß begegnete, ward mir unheimlich um's Herz; Alles verkündete an ihm einen unbeschreiblichen Haß und Ingrimm gegen mich, der bloß mit der Wegschaffung meines Lebens aufhören zu können schien. Die Mutter grämte sich seiner wegen in bittern Schmerzen, die übrigen Familienglieder vergossen heiße Thränen, und wünschten nichts so sehnlich, als seine Rückkehr zu Gott; alle rechtschaffenen Leute in Cournol, und selbst die Jugend floh seinen Umgang, und sprach nur mit innigem Bedauren von ihm. Nun, „Spiritus ubi vult spirat." („Der Geist weht, wo er will.") Als ich während der Mission zu Aydat Beicht hörte, kam ein Eilbote zu mir, und zeigte mir den in der verflossenen Nacht erfolgten, plötzlichen Todesfall der Mutter unsers Jünglings an. So erstaunt als erschrocken über die unerwartet traurige Nachricht, stellte ich mir im Geiste den Unglücklichen vor, und dachte, meine Abwesenheit von Cournol bei diesem betrübten Zufalle werde ihm sicher neuen Anlaß zu Beschimpfungen und Verfolgungen gegen mich an die Hand bieten. Ich gab dem Eilboten die Anzeige, daß das Begräbniß der Verstorbenen Tags darauf nach der Pfarrmesse stattfinden werde. Samstag Abends ging ich nach Hause, und erkundigte mich bei der Schwester des Jünglings, wie es sich denn eigentlich mit der Mutter verhalten habe. Ihre Antwort lautete dahin, daß sich dieselbe am Vorabende ihres Todes ziemlich unwohl befunden, daß sie sich frühe zu Bette gelegt, und nicht zugegeben habe, daß Jemand bei ihr wache, daß später der Vater zu ihr gelegen, und daß er sie um Mitternacht, wo er sich nach ihrem Befinden erkundigen wollte, neben sich todt gefunden habe.

Ich komme auf den Jüngling zurück, dessen rasender Ingrimm gegen mich so erklärt war, daß sich Jedermann überzeugt hielt, er werde, um nur meine Gegenwart nicht sehen zu müssen, dem Leichenbegängnisse seiner Mutter nicht beiwohnen. Als ich indessen Sonntags (6. Dezember) nach der Messe in die Sakristei ging, kam er allein mit betrübten, niedergeschla-

genen Augen zu mir, und sagte: „Hier bringe ich Ihnen, Herr Pfarrer! den Gemeindezettel; wann werden Sie die Beerdigung meiner seligen Mutter wohl vornehmen?“ Beim Aussprechen dieser Worte hielt er die Augen niedergeschlagen, und auf seinem Gesichte zeigte sich ein tief ergreifender Schmerz. Ich gab ihm zur Antwort: „Mein gutes Kind! schon gestern sagte ich deiner Schwester, daß ich die Mutter nach der Pfarrmesse begraben wolle: ich erwarte jetzt, daß ihr euch dazu bereitet, und es mir sodann berichtet.“ „Es ist schon Alles gerüstet,“ entgegnete er mir. „Nun denn,“ fuhr ich fort, „so stehe ich zu Diensten.“ Er entfernte sich mit einer höflichen, ehrerbietigen Verneigung. In meiner kurzen Danksagung flehte ich zu Gott für den armen Jüngling, an dem ich den Anfang der Gnadenwirkung bereits zu bemerken glaubte; er begleitete den Leichnam bis zur Kirche, und von da zur Grabstätte mit so sichtbaren Schmerzen und lauten Klagseufzern, daß ich im Innersten der Seele davon erschüttert wurde, und sich die ganze Pfarrei daran erbaute. Nach der Beerdigung kam er in Begleitung seines Vaters zu mir in die Sakristei, und fragte, welche Gebühr er zu bezahlen habe; ich erwiederte ihm, daß es hiermit noch keine Eile habe, und noch immer Zeit sei, darnach zu fragen, wenn ich das Todtenamt werde gesungen haben. Da er jedoch nicht nachgab, so sagte ich es heraus. Er entrichtete mir mit hastigem Eifer den üblichen Betrag; Beide bedankten sich höflichst, und gingen mit einander fort. Bei der Thüre blieb der Sohn jedoch stehen, verhüllte sein Angesicht, und wandte sich gegen mich, ohne ein Wort hervorzubringen. Erstaunt über diese befremdende Stellung, sah ich ihn stillschweigend an, als er plötzlich unter lautem Schluchzen und einem Strome von Thränen mir entgegenstammelte: „Hochwürdiger Herr Pfarrer! würden Sie wohl noch so viel Güte haben, daß ich Vergebung von Ihnen erwarten dürfte? O, wie sehr habe ich mich gegen Sie verschuldet! Und meine arme Mutter! Ach, ich habe sie in's Grab gebracht! Wenn sie doch nur den Trost mit sich in

die Ewigkeit hätte nehmen können, daß ich beichten würde! O, ich Unglücklicher!"

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese mit den aufrichtigsten Reuethränen begleiteten Worte auf mich gemacht haben. Ich war von zu großem Erstaunen ergriffen, als daß ich ihm im ersten Augenblicke hätte einen Bescheid geben können. Dann aber trat ich zu ihm hin, schloß ihn in meine Arme, gab ihm einen Friedenskuß, und sagte ihm, um den günstigen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen: „Peter! der liebe Gott sucht dich heute in seiner unbegränzten Barmherzigkeit heim; hast du bisher der Mission in Aydat beigewohnt und gebeichtet?" „Nein!" gab er mir zur Antwort. „Nun denn, mein Lieber!" fuhr ich fort, „du sollst diese Gelegenheit benutzen." „Ja, Herr Pfarrer!" entgegnete er mir; „Sie denken vielleicht, daß es mir heute unmöglich seyn werde; aber ich will mich dort dennoch einfinden." „Versprichst du es mir?" „Ja, hoch und theuer!" „Wenn es dem nun also ist," sagte ich, „so höre; da ich vor dem künftigen Donnerstage dahier das Todtenamt nicht halten kann, so zeige es deiner Familie an, und komme mit ihr nach Aydat; ich will Morgens daselbst ein Amt für deine verstorbene Mutter singen." Er dankte unter Thränen und entfernte sich. Ohne darauf zu achten, war während des ganzen Vorganges die Sakristeithüre offen gestanden und Alles von den in der Kirche noch anwesenden Personen vernommen. Ich verweilte noch längere Zeit daselbst, um dem Himmel für jenen schönen, erfreulichen Morgen meinen schwachen Dank abzustatten, und als ich durch die Kirche gehen wollte, traf ich den Jüngling in Thränen schwimmend zu den Füßen des heil. Altarssakramentes hingeworfen. Ich trat noch ein Mal zu ihm hin, und sagte: „Morgen also werde ich in Aydat das Todtenamt für deine Mutter singen; hast du es verstanden?" „Ja," erwiederte er mir mit tiefer Verbeugung.

Sofort beeilte ich mich, den hochw. Missionären die außerordentliche Bekehrung anzuzeigen, die insgesammt darüber erstaunten, sich freuten, und mir versprachen, den guten Jüngling

dem Herrn dringendst anzuempfehlen. Wie er es mir versprochen, traf er um acht Uhr in Aydat ein, wo ich ihn dann in's Pfarrhaus führte, und ihn fragte, welchem aus den gegenwärtigen Missionären er beichten wolle. Ich umarmte ihn nochmals, und sagte: „Mein Lieber! Alles sei vergessen! Ich will dir untrügliche Zeichen meines Versprechens an den Tag legen; denke an nichts Anderes mehr, als wie du dich mit dem lieben Gott wieder versöhnen willst." Er bedeutete mir alsdann, daß er bei dem Herrn Blazin beichten wolle, und folgte uns in die Kirche, wo er mit größter Erbauung dem Seelenamte beiwohnte. Nach demselben bereitete er sich über zwei Stunden zur heiligen Beicht vor, und kehrte dann nach deren Verrichtung mit einer unbeschreiblichen Freude im Herzen nach der Heimat. Von jenem Tage an kehrte er die ganze Mission hindurch noch oft zu seinem Beichtvater zurück, um das Gewissen völlig in Ordnung zu bringen, wartete manchmal ganze Tage und halbe Nächte, bis die Reihe zum Beichten an ihn gelangte, und wohnte überhaupt allen geistlichen Uebungen mit rührender Geistesversammlung und Auferbauung bei. Seither machte er mir schon mehrere Besuche im Pfarrhause, bat des Geschehenen wegen zu wiederholten Malen um Vergebung, und drang einst mit inständigen Bitten in mich, daß ich seinen Namen an den hochw. Bischof schreiben, und ihm sagen solle, er ziehe, so viel an ihm liege, jene Unterschrift zurück, die er früher einer wider mich abgefaßten, an Se. Gnaden gerichteten, verläumderischen Anklage geliehen habe. Er begab sich ferner zum Dekan, versicherte demselben, daß Alles, was er mit Andern gegen mich unternommen, bloß aus Haß und bösen Nebenabsichten geschehen sei, und bat gleichfalls um Verzeihung. Mit einem Worte, er bot alle Kräfte auf, um das gegebene Aergerniß wieder gut zu machen, und durch einen erbaulichen Wandel den Eindruck und die Erinnerung an seine bösen Beispiele aus dem Gedächtniß Aller zu tilgen, die vorher an ihm mochten Anstoß genommen haben. Vor einiger Zeit hat er sich vermählt, wohnt gegenwärtig in der Hauptstadt mit der Frau, und zeichnet sich durch ein musterhaftes Verhalten aus.

III. Bekehrung von der Trunkenheit.

1. Der Besuch im Kerker.

In einer großen Stadt im südlichen Deutschland lebte vor vielen Jahren ein Richter, der sich den schönsten Beinamen erworben hatte; man nannte ihn nur den Gerechten. Vor ihm fand der Niedere wie der Hohe, der Arme wie der Reiche, Recht und Hilfe. Er zog das Verbrechen aus dem verborgensten Winkel an das Licht, und bestrafte es ohne Ansehen der Person. Zwar gab es Einige, die ihn als zu streng tadelten; aber er zürnte jedes Mal, wenn diese ihn zur Billigkeit mahnten. „Ein Richter muß gerecht, nicht billig seyn,“ sprach er, und sprach damit eine große Wahrheit aus. Sogenannte Billigkeit wird gemeiniglich Schwäche, und Nachläßigkeit oft zur größten Ungerechtigkeit. Wieder Andere schalten ihn grausam, bedachten aber nicht, daß dieß die Schuld der Gesetze sei, die damals weit qualvollere Strafen verhängten, als in unseren mildern Zeiten für gut gefunden werden. Nun gab es noch eine dritte Partei, die ihn des Trunkes beschuldigte, und diese hatte zwar nicht ganz Recht, aber leider! auch nicht ganz Unrecht. Es begegnete ihm wohl, daß er im fröhlichen Kreise ein Glas Wein mehr trank, als sein von Nachtwachen und Anstrengungen geschwächter Kopf vertragen mochte, ob er sich auch selten von dergleichen Versuchungen hinreißen ließ.

Die Abendstunden pflegte der Richter oft dazu anzuwenden, daß er sich in die Kerker begab, und mit den Gefangenen ein Gespräch anknüpfte. Dadurch gewann er ihr Vertrauen, und erlangte eine richtige Kenntniß des menschlichen Herzens; zwei Dinge, die einem Criminalrichter so unentbehrlich sind. Er lernte hier, wie ein Laster, wenn auch gewöhnlich gleichen Ausgang, doch oft ganz verschiedenen Ursprung habe, wie nicht immer der Verbrecher von Stufe zu Stufe zu einer That fortschreite, die ihm das Leben verwirkt; daß vielmehr zuweilen ein einziger Augenblick, in welchem der Mensch die Hoffnung auf Gott ver-

läßt, den Unglücklichen zum Strange reif mache. Hier erfuhr er mit Schaudern, wie schnell und wie tief der Mensch fallen könne.

Eines Abends kam er zu einem Missethäter, welcher als Brandstifter und zweifacher Mörder am andern Tage unter dem Rade sterben sollte. Er erwartete, den Unglücklichen in wilder Verzweiflung oder in dumpfem Hinbrüten anzutreffen, und war höchlich erstaunt, als der junge Mann gefaßt auf ihn zutrat, ihn bei der Hand ergriff, und ihm dankte, daß er einem Unglücklichen in seinen letzten Lebensstunden noch seine Gegenwart schenke. Der Richter gab ihm sein Bedauern zu erkennen, ihn auf dieser Stätte zu sehen. „Bin ich doch selbst darüber erstaunt!" erwiederte der Gefangene mit einer bittern Kälte; „so eben sann ich nach, wie ich denn eigentlich hieher gekommen wäre?" „... Sie sehen mich an, gestrenger Herr Richter? Glauben Sie mir, so viel Sie auch aus den Akten erfahren haben, Sie kennen doch nicht das Bedeutendste in meinem Schicksale. Wenn Sie mir noch einige Minuten zu schenken haben — —?" Der Richter setzte sich neben das Strohlager, und der Verurtheilte begann: „Ich war einer der wohlhabensten Schneider dieser Stadt; wenn Andere nach Arbeit seufzten, hatte ich Tag und Nacht zu sorgen, wie ich alle meine Kunden befriedigen könnte. Mein Glück erregte überall Neid und Mißgunst. Zwar suchte ich einigen ärmeren Handwerksgenossen aufzuhelfen, gab Andern von meiner Arbeit in die Hände, und theilte mit, so gut ich vermochte; aber desto mehr wurde mein Verkehr bekannt, desto mehr feindete man mich von allen Seiten an. Ich ging indessen meines Weges ruhig fort, that und fürchtete nichts Arges. Aber Einer meiner Mitgenossen, der durch liederlichen Lebenswandel von seinem Wohlstande herabgekommen war, hatte mir den Untergang geschworen, so wenig ich auch dieß um ihn verdiente. Er fand nur zu bald Gelegenheit, sein Bubenstück auszuführen. Die Gemahlin des Kanzlei-Direktors wollte ein großes Fest geben; der Stoff zu dem neuen Kleide, welcher von weit her verschrieben worden, kam erst Tages zuvor an. Ich machte mich mit allen Gesellen an die Arbeit, und war noch vor der bestimmten Stunde

fertig. Mit leichtem Herzen springe ich fort, versuche das Kleid an, — und finde es bis auf den Grund verdorben. Einer meiner Gesellen war bestochen worden, und hatte heimlich einige Streifen herausgeschnitten. Die Frau geberdete sich, als sei sie von Sinnen, und drohte sogar mit dem Zuchthause. Ich machte mich unvermerkt aus dem Staube, überzeugt, daß ich diese Schwelle nie wieder betreten würde; aber nimmer hätte ich mir träumen lassen, daß die Rache eines erzürnten Weibes so weit gehen könne; in kurzer Zeit verlor ich alle meine angesehenen Kunden."

„Ich schickte mich in die Zeit und dachte, was du nicht verschuldet hast, darfst du auch nicht verantworten, aber meine Frau meinte nicht so. Früh und spät quälte sie mich mit den bittersten Vorwürfen, kümmerte sich um keinen Haushalt mehr, machte, mir zum Trotz, noch größeren Aufwand als zuvor; ich mußte wohl arm werden. Die Leute riethen mir zwar zur Scheidung, aber ich hielt diese für unchristlich und verboten, und wollte meinen Kindern nicht ihre Mutter rauben. Da traten endlich die Gläubiger hinzu, bemächtigten sich meines schönen Hauses, verkauften den Garten, der meine einzige Freude war, und ließen mir nichts als den elenden Rock, den ich auf dem Leibe trug, und einige Bettstücke, um welche ich die fühllosen Menschen für meine armen Würmchen anflehte. Auch dieses Unglück konnte mir noch nicht den Muth rauben. Ich zog in ein kleines Häuschen in der Vorstadt, behalf mich mit meiner Nadel, so gut es gehen wollte, und würde wohl wieder frohe Tage genossen haben, hätte nicht mein böses Weib diese Hütte in eine Hölle verwandelt."

„Und warum suchtet Ihr nicht Hilfe bei mir?" fragte der Richter.

„Wohl that ich das, gestrenger Richter. Aber vergebt mir, Ihr seid auch ein Mensch, und vermöget nicht, alle Dinge im Verborgenen zu schauen. Zwar ließet Ihr mich nicht ohne Trost von Euch, Ihr verspracht mir auch zu helfen; aber mein unglückliches Verhältniß wollte es anders. Als ich von Euch kam, waren meine Kräfte von Hunger und Verzweiflung zum

Hinsinken erschöpft. Ich ging nach einem Weinhause; der Wirth war mir noch Geld schuldig, er zahlte nicht, und setzte mir noch obendrein verfälschten Wein vor. Das berauschende Getränk betäubte meinen schwachen Kopf, ich taumelte nach Hause, und traf die Rabenmutter, wie sie das jüngste Kind blutrünstig schlug; weil es um Brod jammerte. Da packte ich das grausame Weib, und drückte es wüthend an die Wand. Unter diesem Ringen stürzte das Kind um, und schlug mit dem Kopfe heftig an eine Bank. Auf das Gekreisch eilten einige Vorübergehende hinzu, rissen uns auseinander und hielten mich fest. Meine Frau rief Zeter über mich, die Kinder heulten, die Nachbarn schrien auf mich ein, ich saß wie leblos da, von Wuth und Wein des Sinnes und der Sprache ganz beraubt. In diesem Augenblicke tratet Ihr in das Zimmer ein, Herr Richter! Der Schein war wider mich. Statt mir zu helfen, ließet Ihr den zanksüchtigen Trunkenbold auf acht Tage in den Thurm sperren."

Der Richter sah düster vor sich hin, und winkte dem Gefangenen fortzufahren.

„Ich bin nun bald am Ende," sagte dieser; „kaum war ich meiner Haft entlassen, so kam die große Theurung ins Land. Ach, lieber Herr, davon wäre viel zu sprechen; aber Ihr und Alle, welche sich täglich satt essen, verständen mich doch nicht. Ich arbeitete Tag und Nacht, lieber Himmel, was half es! Die Noth war zu groß. Meine Frau lag an einer auszehrenden Krankheit darnieder; der älteste Knabe war mit der Arzneiflasche gefallen, und hatte sich die Hand schwer verwundet; die beiden kleinen Mädchen jammerten über erfrorne Hände und Füße. Das Elend stieg immer höher und im ganzen Hause kein Holz, kein Brod, kein Geld! Wenn ich auf meinem Schemmel saß und die Nadel nicht mehr in meinen starren Fingern fühlte, und mit ansehen mußte, wie die Kinder in sich hineinweinten vor Hunger und Kälte, o lieber Herr, da war meine Angst wohl größer, als mit der ich morgen zum Richtplatz gehen werde. — Des Nachts auf meinem Strohlager war es noch schlimmer; kaum fielen mir die Augen zu, so weckte mich das Wimmern der armen Kinder,

die vor Hunger nicht einschlafen konnten. Hinweg war Schlaf und Ruhe, ich mußte aufspringen, die Angst wollte mir die Kehle zuschnüren. Das dauerte so ein Vierteljahr; ich hatte nun Alles, sogar mein letztes Hemd verkauft. Die Frau lag im Sarge; der Knabe war von einem Pfuscher verkehrt behandelt worden, und sollte den Arm verlieren; der Hausherr drohte mich aus dem Hause zu werfen, die Gläubiger überhäuften mich mit Schimpf und Schande; ich rannte wie ein Unsinniger vor das Thor." — „Stiehl für deine Kinder!" rief es mir zu. Ich schaudere; ich renne fort mir selbst zu entlaufen. Umsonst, die höllische Stimme verfolgt mich überall. „Für deine Kinder!" schallt es unaufhörlich mir in die Ohren: „Für deine armen Kinder!" Da fiel ich auf meine Kniee. Ich will erst betteln, ehe ich stehle! rief ich. Einen Thaler muß ich haben, bringe ich einen Thaler zusammen, so soll dieß ein Zeichen seyn, daß ich kein Dieb werden darf. — Ach, ich weiß wohl, daß dieß ruchlos war und Gott lästern hieß, aber damals hatte ich alle Besinnung verloren. Ich stellte mich an die Landstraße."

„Anfangs ging Alles gut, einige mitleidige Seelen griffen in die Taschen, aber sie hatten nur Heller in meinen Hut zu werfen. Bald darauf zog ein reichgekleideter Herr, mit einem großen Stern auf der Brust, vorüber. „Du mußt dir ein Herz fassen," dachte ich, „mit Dreiern und Pfenningen kommst du nicht weit." Ich bat um vier Groschen. — „„Könnt ihr einen Doppel-Louisdor wechseln, mein Freund?"" versetzte der Fremde höhnisch, und ging seines Weges. Ein kleiner Bauernknabe kam; er mochte mein Elend mir auf der Stirne lesen. Freundlich trat er auf mich zu, that noch einen herzhaften Biß in sein Stück Brod, und gab es mir; dann reichte er mir auch das Fläschchen, das er für seinen Vater hatte füllen lassen. Ach, dieses Labsal that mir so wohl, und meinem blutenden Herzen noch wohler, als meinem elenden Magen! Dieß gute Kind hätte mich freilich auf andere Gedanken bringen sollen, aber ich war schon zu sehr verstockt."

„Kaum ging der Knabe, so fuhr eine glänzende Carosse des Weges. Ich warf mich verzweiflungsvoll vor die Pferde,

und flehte die Dame an: mit einem elenden Gulden fünf Menschenleben zu retten. — „Unverschämter!“ kreischte die Frau, „der Branntwein spricht aus dir; geh, schlaf deinen Rausch aus, und dann arbeite oder verhungere.“ Ihr Schooßhündchen fuhr auf mich zu, der Kutscher hieb nach mir, eines der Pferde streifte mich, und warf mich über den Haufen, fort rollte der Wagen. — „Nun gilts den letzten Versuch,“ rief ich zähneknirschend, „und dann — — dann! — —“

„Nicht lange, so kam ein Mann auf einem stattlichen Rosse daher gesprengt. Ich fiel dem Pferde in den Zügel. „Straßenräuber!“ schrie der Reiter auf. — „Nicht das, lieber gnädiger Herr!“ sagte ich mit so sanfter Miene, als ich noch in meiner Gewalt hatte; auch war an meinem Zittern wohl zu merken, daß ich kein ausgelernter Bösewicht sei; „nicht das, nur ein Elender, der gern mit einem Gulden seine Seligkeit erkaufen möchte.“ — „Ein nichtswürdiger Schurke!“ rief der Reiter. „Seit wann pflegen die Bettler zu taxiren?“ — Ich flehte noch einmal um einen halben Gulden, um einige Groschen; zuletzt fiel ich auf meine Kniee, und bat nur um einige Pfennige, damit ich nicht ganz an Gottes und der Menschen Barmherzigkeit verzweifeln müsse. — „Keinen Heller, Spitzbube!“ rief der grausame Mann, und sprengte davon.

„Spitzbube!“ das Wort hallte fürchterlich in meinen Ohren. „Spitzbube?“ rief ich überlaut; „nun, so seis denn; über Ihn komme meine Schuld!“

„Ein einsamer Meierhof lag nicht weit; dahin schlich ich, sobald die Nacht eingebrochen war. Unbemerkt steige ich zum Fenster hinein, tappe zur nächsten Thür und öffne. Beim düstern Schein des Nachtlichtes erblickte ich eine alte Wärterin, tief schlafend; zu ihrem Haupte eine Wiege. Leise schlich ich vorüber, da erwacht die Alte und stößt einen Angstruf aus. Ich springe hinzu, und drücke ein Kissen auf ihren Mund; das Nachtlicht stürzt um und ergreift den Bettvorhang; — — das Uebrige wissen Sie. Ich wollte nur einen Thaler nehmen, — so wahr ich morgen um diese Stunde vor Gott stehe; ich hätte nicht mehr

als eines Thalers Werth fortgetragen, und mußte ein Haus verbrennen und zweien Menschen das Leben rauben. Heimlich, wie ich entkam, wäre ich wohl unentdeckt geblieben, aber mein Gewissen ließ mir keine Ruhe, und ich mußte die menschlichen Gesetze versöhnen. Sie haben mich zum Tode verdammt, und ich sterbe gern; hat doch mein elendes Schicksal Herzen erweckt, die sich meiner unglücklichen Kinder erbarmen. Ihr Vater mußte erst unter dem Rade zerschmettert werden, ehe er sie dem Hungertode entreißen konnte. Mit der Welt bin ich fertig, und dort im Himmel hoffe ich einen unendlichen Erbarmer zu finden, der mich gnädiglich richten wird, wie ich die Schuld der Menschen in meinem Herzen gern vergeben will. Mit Hilfe der Baarschaft, die jene Dame vielleicht für ein Halsband ihres Schooßhundes hingab, hätte sie mich errettet, und drei armen Waisen ihren Vater erhalten; und der Reiter, der nur seine silbernen Sporen abzuschnallen brauchte, um uns Alle bis zur Aernte froh und satt zu machen, — meinen Sie nicht, gestrenger Herr Richter, daß dieses Halsband und diese Sporen einst schwer, sehr schwer in jener Wagschaale da oben wiegen werden? Ich kannte die vornehme Dame gar wohl; es war die Gemahlin des hohen Staatsbeamten, dieselbe, die mich ein verderbtes Kleid mit dem Glücke meines ganzen Lebens büßen ließ; und jener Reiter — Sie schauen mich verwirrt an? Sie selbst und kein anderer! Sie kamen eben von einem festlichen Gelage. Erinnern Sie sich nicht mehr, wie Sie der wilde Schimmel, den Sie ritten, in einer kleinen Entfernung zwei Mal hinter einander abwarf?" —

Der Richter entsetzte sich, daß er tief erschaudernd aufsprang. Das Erstarren hatte seine Zunge gelähmt. Er rannte fort auf sein Zimmer, fiel auf die Kniee und zerschlug seine Brust. „Gott sei mir Sünder gnädig!" rief er fort und fort.

Der Gefangene litt am andern Tage seine Strafe; früh am Morgen aber, noch ehe das Sterbglöcklein erschallte, eilte der Richter in den königlichen Palast, legte seine Aemter in die Hände des Monarchen nieder, gab den größten Theil seines Vermögens für die Kinder des Bemitleidenswerthen hin, und

floh eilends aus der Stadt. Der Unglückliche begab sich in eines der strengsten Klöster, deren es damals in Deutschland noch viele gab. Dort lebte er noch einige Jahre als reumüthiger Büßer, bis ihn der Tod vor den ewigen Richter abrief.

2. Seltsame Heilung eines Trunkenboldes.

Max, sonst ein guter Mann und trefflicher Arbeiter, war leider sehr dem Laster der Trunkenheit ergeben. In diesem Zustande taugte er zu Allem nichts, und war schlechter, als der schlechteste Bürger in der Runde. Er schwor, er fluchte, er zankte, er lästerte auf seine Vorgesetzten; er wollte Alles besser wissen; er mißhandelte Frau und Kind; er machte sich zum Gespött aller Welt.

„Es ist Schade um ihn!" sagte Jeder und verachtete den Trunkenbold.

„Es ist Schade um ihn!" sagten seine Vorgesetzten, und wollten ihn nicht weiter zu Ehrenämtern gebrauchen; denn nicht das Amt ehrt den Mann, der Mann soll das Amt ehren; der Trunkenbold aber verunehrt jede Stelle.

Das that nun Maxens Freunden leid. Umsonst vergoß seine Frau tausend Thränen. Er konnte das Trinken nicht lassen. Der Trunkenbold ist ein Sklave seines eigenen Halses.

Maxens Freunde wandten sich endlich an einen geschickter Doktor, mit der Bitte, Max von der Trinksucht zu kuriren. Sie wählten ein sonderbares Mittel dazu.

Als sie Max eines Abends betrunken auf der Straße liegen fanden, hoben sie ihn auf und trugen ihn wehklagend in sein Haus.

„Was ist denn geschehen?" fragten die Leute auf der Straße: „Er hat das Bein gebrochen!"

Frau und Kinder schrien jämmerlich: „Er hat das Bein gebrochen!"

Der Doktor ward geholt, er brachte Schienen, und andere beim Beinbruche nöthige Geräthschaften mit, und schnürte das

gesunde Bein des Betrunkenen (denn er hatte keines gebrochen) so scharf zusammen, als ob es wirklich gebrochen wäre. Dann spritzten sie ihm Wasser ins Gesicht, und da er erwachte, schrieen Alle: „Ach er hat das Bein gebrochen!“

Max, der dieß hörte, der den schmerzlichen Druck der Schienen fühlte, und mit dem Bein festgebunden lag, das man wie in einem hölzernen Kasten eingesperrt hielt, wo er sich nicht rühren und von der Gesundheit überzeugen konnte, glaubte endlich selbst, er habe in der Betrunkenheit das Bein gebrochen, und verschwor aus dem Grunde seines Herzens den Wein, der die Ursache dieses Leidens war. Ein Vierteljahr lang mußte er still liegen und durfte, um das Blut nicht zu erhitzen, keinen Tropfen Wein trinken. Der Doktor gab ihm nur dann und wann stärkende Arznei.

Endlich kündigte ihm der Doktor die Vollendung der Kur an, und es war lustig zu sehen, wie Max sehr bedächtig, und gleichsam wie auf Eiern ging, um das vermeindlich gebrochene Bein zu schonen.

Er war von da an Zeitlebens ein ordentlicher Mann, der niemals mehr trank, als er ertragen konnte.

Dritte Abtheilung.

Besondere Veranlassungen und Vermittelungen zur Bekehrung.

I. Bekehrung im Anlasse unerwarteter oder wunderbarer Ereignisse.

1. Margarita von Cortona.

Die heilige Margarita oder Margaretha erhielt ihren Zunamen von der Stadt Cortona, weil sie dort als strenge Büßerin ein seliges Ende gefunden. Sie war geboren zu Alviano im Toskanischen im Jahre 1247. Schon im achten Jahr verlor sie durch den Tod ihre Mutter, und mit ihr eine Hand, die sie führte, ein Auge, das über sie wachte. — Noch war sie ein zartes Mädchen, als sie das Unglück hatte, in verschiedene Buhlschaften verwickelt zu werden. Sie war schön, lebhaft, empfindsam, aber dazu eitel und gefallsüchtig und taub gegen die Warnungen ihres Vaters und ihres Gewissens. Kaum war sie einige Jahre älter geworden (es war in ihrem 16. Jahre) so entfloh sie heimlich aus dem väterlichen Hause, und führte mit einem schlechten jungen Edelmanne ein ausschweifendes Leben, wohl 9 Jahre lang. Das Maaß der Sünde ward voll. Die Hand des Herrn trennt, was sich durch die Sünde verbindet. Einst reiste ihr unglücklicher Buhle eines Geschäftes wegen ab, und wurde auf dem Wege von Räubern angefallen, schrecklich mißhandelt und ermor=

det. Der Erschlagene hatte seinen treuen Haushund bei sich. Dieser blieb drei Tage lang bei der Leiche. Am dritten Tage kam er mit lautem Schreien und Heulen zur Margarita, zog sie beim Kleide, als Anzeichen, sie möchte ihm folgen. Margarita ahndend, daß sich etwas Außerordentliches müsse zugetragen haben, folgte dem Hunde, der mit ungewöhnlichem und durchdringendem Gewimmer vorauslief: sie kam endlich an den Ort, wo der Körper ihres getödteten Buhlen lag und schon modernd den abscheulichsten Gestank verbreitete. Margarita stand in Schrecken und Schauder bebend vor dem Leichnam des Jünglings; und im gleichen Augenblicke war es ihr, als liege es schwer wie Berge auf ihrem Herzen. Da lag der Körper desjenigen, dem zu lieb sie 9 ganze Jahre in sündiger Leidenschaft verzehrt hatte. Die Menge und Schwere ihrer Missethaten schwebte zermalmend ihrem Geiste vor, „Wo ist deine Seele?!" schrie sie auf; und wagte nicht zu antworten auf diese Frage, die nur dem ewigen Richter bekannt ist, vor dem ihr Verführer stand und gerichtet ward.

Diese schreckliche Stunde aber war eine Stunde des Heils, in welcher der gute Hirt das verlorne und lange gesuchte Schäflein fand, und auf die Schulter nahm, um es zur Heerde zurück zu tragen. Eine bis daher nie gefühlte Empfindung und Geistesstärke durchdrang sie. Die heftigste Reue erwachte in ihr; und doch beseelte sie das Vertrauen: „Es ist Gnade für mich möglich. Es ist unverdiente Erbarmung des ewigen Walters über Leben und Tod; es ist eine unbeschreibliche Langmuth der ewigen Liebe, die mir so lange zusah; sie ist es, die mir jetzt in diesem schrecklichen Ereignisse die Strafgerichte Gottes zeigt, und mich noch einmal, und vielleicht das letzte Mal, warnt." Entschlossen zur Buße, entschlossen gut zu werden, dachte sie an nichts Anderes, als ihre große Sündenschuld zu tilgen. Mit den heißesten Thränen versprach sie Gott, von diesem Augenblicke an bis zum Tode ihr Leben in strengster Buße zuzubringen.

Es läßt sich leicht denken, welcher Kummer an dem Herzen des Vaters der Margarita nagen mußte. Wie ist es dem Vater

zu Muthe, der die einzige Freude, die ihm auf Erde in seinem Kinde blieb, in ein unnennbares Leiden verwandelt sieht! Es ist auch eines der härtesten und schwersten Leiden für Eltern, ihre Kinder vom Strome verwilderter Leidenschaften hingerissen dem ewigen Verderben zueilen zu sehen, und für deren Rettung nichts mehr thun zu können, als Gebet und Thränen darzubringen.

Margarita fühlte nun das Vergehen wider ihren Vater der ganzen Schwere nach; es war ihr, als höre sie die Seufzer, die aus dem beklemmten Herzen des Vaters seit 9 Jahren kamen; sie dachte wie der verlorene Sohn: ich will zurückkehren zu meinem Vater. Und sie eilte von dieser Stätte des Entsetzens zurück zum Vater. Sie kommt, und bittet hingeworfen auf die Kniee, laut weinend um Verzeihung und um Wiederaufnahme in's Haus und verspricht ernste Besserung.

Der Vater empfängt sie voll Mitleiden, und nimmt sie auf. Aber die Stiefmutter duldete nicht, daß sie blieb, sondern sie stieß sie, als einen Schandfleck der Familie, schimpflich aus dem Hause. Doch, obschon verstoßen, erneuerte sie ihren festen Entschluß zur Lebensbesserung, und rief im Garten ihres Vaters mit lauter Stimme, Herz, Hände und Augen zum Himmel gewendet: „Ach, mein Heiland! — Du bist der Erlöser meiner Seele! — Willst du denn meine Seele zu Grunde gehen lassen? Ach; sie hat dich ja so viel gekostet, als die Seele der Magdalena. Du hast mich mit dem Werthe deines Blutes erlöset, o verlaß mich nicht in meinem armseligen Zustande, sondern erbarme dich meiner!" — Gott erhörte das Gebet der Reumüthigen; einer innern Einsprechung folgend reist Margarita nach Cortona, legt dort unter anhaltenden Thränen ein Bekenntniß über ihr ganzes Leben ab, gab manche und ernste Proben vollkommener Sinnesänderung, und bat dann um Aufnahme in den Orden der büssenden Schwestern des heiligen Franziskus, die ihr denn auch gewährt wurde.

Im Kloster brachte sie noch drei und zwanzig Jahre in strengster Buße zu. Sie begehrte eine enge Zelle, welche sie

nie, als aus Gehorsam verließ; ihre Nahrung war etwas Brod und Wasser, ihr Bett die harte Erde, das Küssen, worauf sie ihren Kopf legte, ein Stein! alle Tage schlug sie sich wund mit Geißeln. Den größten Theil der Nacht lag sie auf den Knieen, betete, und betrachtete vorzüglich das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi. — — Und in der anhaltenden Betrachtung der Geheimnisse der unendlichen Liebe nahm Margaretha auch in der Liebe gegen ihren Erlöser zu. Wie sollte es auch anders möglich seyn. Und diese Liebe, die Alles duldet, wie gerne möchte sie auch dem zu lieb etwas leiden, der sich selbst zum Opfer für die Menschheit dahin gab! So ward Margaretha alles Leiden ein froher Anlaß, Gott ihre Liebe beweisen zu können. Kein Tag verging, wo sie nicht mit demüthig zerknirschtem Herzen sich zum Vater im Himmel im gerührtesten Danke wendete, daß er sie auferweckt aus dem Schlummer des Todes und der Sünde durch Jesus Christus, daß er sie ermuthiget zu einem Leben der Buße durch die Gnade des heil. Geistes. Ach! noch immer schwebte ihr jenes furchtbare Ereigniß im Walde vor. Sie konnte nimmer vergessen, wie schrecklich es sei, so unvorbereitet, plötzlich aus dem Taumel der Sünde gerissen, wie jener unselige Jüngling, in die Ewigkeit hinüber zu gehen! In diesem Gefühle des Dankes für die unverdiente Erbarmung beweinte sie fast ununterbrochen ihre Sünden, und empfand die Schwere der Beleidigungen, die sie Gott angethan hatte, oft so sehr, daß sie entkräftet in Ohnmacht fiel. So sehr sie nun verlangte, ganz Gott zu leben, so sehr wandte der böse Geist die ausgesuchtesten Versuchungen an, um sie zu bewegen, von ihren Bußwerken abzustehen; Margarita aber erkannte den Betrug, und vermehrte, ihm zum Hohne, ihre Bußübungen. „Mein Leib, sagte sie oft, war so rüstig bei allen Ausschweifungen der Wollust; und wie! er sollte nun bei den Werken der Buße sich schwach zeigen? Er klagte nie, wenn er ganze Nächte bei Schwelgereien wachen mußte; und jetzt sollte er beim Gebete unterliegen?" — Sie hatte nebst ihren freiwillig erwählten Bußübungen noch viele Körper- und Seelenleiden; doch

Alles litt sie mit Geduld, und wünschte stets noch mehr zu leiden. Oft sagte sie: „Wenn es in meiner Macht stünde, so wollte ich alle Elende und Bedrängte von ihren Trübsalen befreien, und alle ihre Bedrängnisse auf mich laden.“ Aber wenn doch bisweilen der Kampf so heiß wurde, daß sie unterliegen zu müssen schien, so stärkte sie der Aufblick zu dem Erlöser. „In Christus allein ist Heil,“ sagte sie und warf sich vor dem Bildnisse des Gekreuzigten hin, und rief um Hilfe. Und Christus: der verheißen hat, „kommt alle zu mir ihr Mühseligen und Beladenen, und ich will euch erquicken,“ Er, die ewige Liebe, hielt Wort; einst sprach er sie an mit den Worten: „Fürchte dich nicht meine Tochter! Ich bin bei dir in deinen Versuchungen. Durch meine Gnade, die in dem Schwachen mächtig ist, wirst du überwinden; folge in Allem dem Rathe deines Beichtvaters!“ — Oft ward Margarita außerordentlich getröstet, und gewürdiget Jesum selbst zu sehen, und von Maria und heiligen Engeln Offenbarungen zu haben. Denn die wahre innige Liebe Gottes hebt jede Scheidewand auf zwischen Gott und den Gott Liebenden, dessen Auge, wie das Auge des ersten Martyrers Stephanus, „den Himmel offen und den Sohn des Menschen zur Rechten Gottes stehen sieht.“

Vom herzlichsten Verlangen brennend, ihren Gott nur recht bald anschauen und vollkommen lieben zu können, harrte sie der Stunde ihres Absterbens entgegen. O! so gerne hätte sie wie die Jünger Christum gefragt: „Herr! wann wird es geschehen?!“ Endlich geschah es; am zwei und zwanzigsten Februar im Jahre 1297 brachte sie ein seliger Tod zu ihrem Heilande. Sie wurde zu Cortona in die Franziskanerkirche begraben. Die Wunderwerke, durch welche sich Gott in ihr, sowohl vor als nach ihrem Tode, verherrlicht hatte, und besonders das außerordentliche Zeichen: daß ihr Leib viele Jahrhunderte lang unverwesen geblieben, vermochten Pabst Benedikt den Dreizehnten im Jahre 1728, Margarita der Zahl der Heiligen beizuzählen.

2. Petrus Consalvi.

Es war am heiligen Christtage des Jahres 1246, als man auf den Straßen von Piacenza eine ganze Rotte von Jünglingen sich umhertreiben sah, die sich vor Uebermuth und Kurzweil nicht zu fassen wußten. Sämmtlich zu Pferde, und mit schimmernden Gewanden und Waffen herausgeschmückt, schienen sie gegen alles, was Sitte und Ordnung heißt, zu Felde ziehen zu wollen; am tollsten jedoch trieb es der Anführer, der an ihrer Spitze ritt, und den die übrigen durch diese Cavaliade eben heut verherrlichen wollten. Denn der junge Mann, dem seine vornehme Geburt und sein nicht geringer Reichthum einiges Ansehen gaben, war eben auf Verwendung seines Oheims, nach damaligem Gebrauche, zu einer halb kirchlichen Dignität befördert worden, und diese Erhebung war es, die seine Freunde mit ihm durch solchen Muthwillen zu feiern für gut befanden. Doch mitten im schönsten Fortgange des tobenden Gelächters, und aller der schonungslosen Scherze, mit welchen das galoppirende wilde Heer, zur Wonne der Straßenjungen, die friedlichen Bürgersleute vor sich hertrieb, und sittsame Frauen kränkte, strauchelte plötzlich des Anführers Roß, ein feuriger Andalusier, über einen lockern Stein, stürzte zu Boden, und warf seinen Reiter herab, ehe er sich eines solchen Mißfalles versehen konnte.

Wahrscheinlich hätte er diesen Sturz, der nicht der erste gewesen seyn mochte, sehr bald verschmerzt, wäre er nicht unglücklicher, oder vielmehr glücklicher Weise in eine Grube gefallen, die so tief, und mit halbflüssigem Straßenkothe so zur Genüge angefüllt war, daß er, nachdem man ihn wieder aus der Grube gezogen, weniger einem Menschen als einem Erdenkloße ähnlich sah, so gänzlich waren ihm Antlitz und Kleider mit dem schwarzen Schlamme überzogen. Was ihm dabei für den Augenblick zu Gute kam, war der Umstand, daß man so wenigstens die glühende Röthe nicht bemerken konnte, die von Zorn und Scham herauf beschworen, unter der Larve sein Angesicht bedeckte. Statt seiner ritterlichen Gefährten, nunmehr von einem ganzen Trosse

jubelnder Knaben verfolgt und verhöhnt, eilte er nach Hause; und nachdem er in die einsamste Kammer sich geflüchtet, kehrte er auch in die seines Herzens ein; dort hielt er sich eine ernstliche Lektion. Hier hast du endlich, so ließ er sich an, was du in vollem Maße verdient; du hast die Prämie hingenommen, welche die Welt ihren Jüngern darreicht. Von jetzt an begann er erst, sich dem Berufe zu weihen, der ihm bereits zu Theil geworden; aus einem verlornen Sohne ward er nicht bloß ein eifriger Taglöhner, ein emsiger Arbeiter im Vaterhause, sondern auch einer der reichst Begnadigten unter den Kindern Gottes. Denn der Mann, in dessen Jugend dieses Ereigniß so wohlthätig eingegriffen, war Petrus Consalvi, den die Kirche als einen der ausgezeichneten und schon auf Erden verherrlichten Gottesdiener verehrt.

3. Der Jüngling und der Wolf.

Es war um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nach der gnadenreichen Geburt Christi, als ein altadeliges, mit mittelmäßigem Vermögen begabtes Ehepaar sein hoffnungsvolles, schlankerwachsenes Söhnlein, Fidelis mit Namen, auf eine hochberühmte Schule in schwäbischen Landen ziehen ließ, um ihn von da, mit Wissenschaft und Gottesfurcht geziert, zum eigenen Troste sowohl, als zum Frommen der Menschheit dereinst wieder heimkehren zu sehen.

Die verständigen Aeltern, wohl wissend, daß die Wissenschaften auf gar zu fett gedüngtem und schwerem Boden nicht fortkommen, sondern ein leichtes, etwas mageres und warmes Erdreich verlangen, gaben ihm gerade so viel Geld mit, als er nothwendig hatte, um eingezogen, sparsam, aber doch ohne Nahrungssorgen leben zu können. Und Fidelis vom Geiste der Frömmigkeit, Zucht und Ordnung beseelt, voll lebendiger Begierde, Wahres und Nützliches zu erlernen, war mit diesen Anordnungen seiner Eltern gar wohl zufrieden. Das alte Sprüch-

wort, Jugend hat keine Tugend — sollte an ihm, so schien es, aufs kräftigste widerlegt werden.

Bei den vortrefflichen natürlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, die der hoffnungsvolle Jüngling besaß, brachte er es durch seinen unermüdlichen Fleiß bald dahin, daß er seinen Mitschülern allen voranging; noch mehr aber zog sein sittlicher Wandel, und die Anmuth seines bescheidenen stillen Betragens Aller Augen auf ihn, und es war als eine ausgemachte Sache bekannt, daß er dem geistlichen Stande sich zu widmen im Sinne trage.

In der That war dieß des wackern Fidelis innerster Wunsch und Vorsatz, weil er den entschiedensten Beruf dazu in sich wahrzunehmen glaubte; er hatte sich auch schon ein bestimmtes Ordenshaus auserwählt, wo er um Aufnahme sich zu bewerben gedachte.

Alles dieß mochte sehr gut seyn, nur hatte sich leider in den Blumen und Fruchtkorb eine aufgeblasene, häßliche Kröte hineingestohlen, die sich überall gern aufhält, wo es finstere Winkel gibt, sei es auch zwischen Blumen und Früchten, vielleicht unter solchen am liebsten. — Fidelis fing nämlich an, einzusehen, daß er wirklich ein edler, musterhafter, für seine Jahre bereits gelehrter, wohl auch artiger Jüngling sei, an dem der liebe Gott eben so gut als die Menschen, ihre Freude haben mußten. Zum Unglück wurde er in dieser stolzen Selbstzufriedenheit auch noch durch das Lob Anderer bestärkt und seine Eitelkeit genährt. Um so schmerzlicher, unerträglicher fiel ihm der Tadel dieser verführerischen Schmeichler: er sei zwar ein fleißiger und tief studirter Mensch, aber noch etwas linkisch, noch etwas läppisch; er verstände sich auf keinen Umgang mit Menschen; er habe insbesondere zu wenig Anstrich von einem Weltmanne, und wisse sich in großen Gesellschaften gar nicht liebenswürdig darzustellen. —

Nur zu schnell hatte dieser Tadel, der den Stolz des ehrgeizigen Jünglings so tief beleidigte, seine ganze Seele vergiftet, und seinem ganzen bisherigen schönen Streben eine andere verderbliche Richtung gegeben.

Von jetzt an vernachlässigte er allmählig seine Studien,

schloß sich eng an die lockern Burschen an, ahmte ihre alberne Kleidung und ihr geckenhaftes Benehmen nach, schwärmte mit ihnen in Schenken und andern öffentlichen Belustigungsörtern herum, und brachte es auch darin nur zu bald zur Meisterschaft. Und obschon jeder Gutgesinnte über ihn trauerte, und viele andere wenigstens die Achsel zuckten, so ging ihm doch dermalen nichts anderes zu Herzen als der Mangel an Geld, welches zum honetten Müssiggange eben so nothwendig ist, als Wasser zu einem Teich.

Dieser tollen Vergnügungssucht wurde alles Entbehrliche — also auch die Bücher — hingeopfert, und dem Trödler übergeben.

So stand es um unsern Fidelis im Spätherbst, als eines Tages von seinen Eltern, die zum tiefsten Seelenschmerz und Kummer die schlechte Aufführung ihres Sohnes erfahren hatten, ein sehr ernster Brief an ihn kam, in welchem sie ihm sein ganzes bisheriges Betragen streng verwiesen, und ihm befahlen, so lieb ihm ihre fernere Unterstützung und ihr Segen wäre, auf der Stelle sich an die Schule von N** zu verfügen, und durch redliche Sinnesänderung und Besserung ihr tief betrübtes Herz wieder aufzurichten. Dem elterlichen Briefe war ein Reisegeld beigelegt, das eher einem sparsamen Zehrpfenning glich, und ihn zwang, die Reise nicht nur zu beschleunigen, sondern auch zu Fuße anzutreten.

So schritt denn der trübselige Fidelis beim ersten Tages-Grauen eines neblichten Oktober-Morgens mit Ranzen und Stab, und einem etwas schüchternen Studentendegen an der Hüfte, ganz kleinlaut seinen Fußsteig dahin, und gelangte am Vormittag schon zum übelberüchtigten Schwarzwald, durch den seine Reise ihn führte. In der sichern Hoffnung gegen Abend eine gewisse Herberge, die er sich zum Ziele gesetzt, ohne große Mühe zu erreichen, war er schon viele Stunden im Walde fortgegangen, als die Dunkelheit ihn überraschte, da er dann bald den rechten Weg verlor.

Im finstern Walde, ohne Spur eines ordentlichen Weges,

alle Schrecken fühlend, die bei solchen Gelegenheiten erwachen, rannte er lange Zeit bergauf, bergab, bis er zwischen den Bäumen ganz in der Nähe ein Licht sah.

Da nahm er die gesunkenen Kräfte zusammen, machte sich eilends hinzu, und fand eine Bauernhütte, die ihm wenigstens ein ruhiges Nachtlager zu versprechen schien. Auf sein lärmendes Klopfen trat zwar ein betagtes Weiblein mit einer Laterne aus der Hütte hervor, das den Jüngling verwundert und gutmüthig ansah; aber trotz seiner inständigsten Bitte, und seiner Bereitwilligkeit, mit irgend einem Winkel und etwas Suppe vorlieb zu nehmen, und dankbarst es zu bezahlen, schlug es ihm sein Begehren ganz trocken ab. Als er aber durchaus nicht ablassen wollte, erwiederte das Mütterchen: „Mein lieber junger Herr! Er wolle mich nicht für unbarmherzig halten; denn damit ich ihm die Wahrheit sage, es wäre mir um das liebe, junge Blut leid. Er muß nur wissen, daß hier in dieser Hütte ein Trupp der grausamsten Mörder sich aufhalte, die mich gefangen haben, damit ich ihnen koche, und sonstige Dienste thue, und denen ich, weil meine Füße mich nicht recht mehr tragen, schwerlich mehr entfliehen werde. Sein Glück, daß sie eben nicht zu Hause sind, weil sie auf der Straße einem Fuhrmann, der viele Waaren in die Stadt führt, auflauern; wahrscheinlich sind sie mit dem saubern Geschäfte schon zu Ende, und dann können sie augenblicklich da seyn. Deßhalb wird Er am besten thun, sich in den Schutz des Herrn zu empfehlen, und diesen erschrecklichen Ort zu verlassen, so geschwind Er's vermag."

Hierauf fing das arme Weib vor großem Mitleid bitterlich zu weinen an, gab dem bleichen Wanderer ein Stücklein Brod, und zeigte ihm, welche Richtung er nehmen müsse, um den Mördern zu entkommen.

Der todtmüde, von Hunger und Durst gepeinigte Fidelis würde keinen Schritt mehr haben gehen können, hätte die ungeheure Angst ihn nicht laufen gelehrt. Es dünkte ihn noch ein großes Glück zu seyn, als die volle Mondscheibe heraufstieg, und das Waldgestrippe wenigstens so viel beleuchtete, daß er

nicht jeden Augenblick über hervorragende Baumwurzeln und Blöcke straucheln und fallen mußte, sondern den Weg doch erkennen konnte, den er im Zickzack durch das Dickicht nahm. Auf diese Weise hatte er, mit Händen und Füßen arbeitend, vom Schweiße überfließend, am ganzen Leibe zerstoßen, eine ziemliche Strecke zurückgelegt, und fing schon einige Hoffnung zu schöpfen an, daß er nunmehr doch der Gefahr entronnen seyn dürfte. Aber der Arme wußte nicht, daß er nur in der Runde herumgelaufen war, und mit jedem Schritte seinem Unglücke entgegenrenne. Denn gerade, als er noch, einem gehetzten Hirsche gleich, einige rasche Sätze machte, und jetzt aus dem Dickicht an einen freiern Ort hervorsprang, befand er sich plötzlich mitten unter den Räubern, welche den erbeuteten Wagen, von der Straße weg, hieher geführt hatten, und so eben beschäftigt waren, den erschlagenen Fuhrmann unter die Erde zu verscharren.

Erstarrt von Entsetzen und von Todesangst durchrieselt, stand der arme Fidelis nun in Mitte der Mörderrotte, die mit Blitzesschnelle ihn umringt hatte, alle Gelegenheit zur Flucht vernichtend. — Mit gräßlichem Scherze schwangen sie ihre Säbel und Dolche vor seinen Augen, den leichenblassen und zitternden Jüngling verhöhnend, dessen verunglückte Nachtreise ihnen sehr belustigend vorzukommen schien.

„Sieh da!“ rief Einer von ihnen, „ein Schäflein, das den Wölfen geradezu in den Rachen läuft.“ „Wenn du nichts mitbringst,“ schrie der Andere, „so schlagen wir dich todt.“ — „Seid auf euerer Hut;“ rief ein Dritter, „seht ihr nicht das große Schwert an seiner Seite?“ — Hierauf lachten alle mit häßlichem Beifall, bis sich endlich ein ernstliches Wortgefecht wegen des Gefangenen entspann. Einer von ihnen meinte, man sollte ihn als ein junges Blut verschonen, ihm bloß sein Geld und seine Kleidung abnehmen, und sodann seine Wege gehen lassen. „Warum nicht gar;“ polterte ein anderer darein, „damit er uns etwa wo angebe, und uns die Nachspürer auf den Hals ziehe? Was gibt's da für viele Umstände mit dem Buben? So einem kindischen Gesellen ist die Gurgel leicht abge-

schnitten, dann übergibt man ihn dem Fuhrmann da, der kann ihn mitnehmen.“ „Alles dieß,“ so ließ sich ein anderer hören, „kostet Zeit, und ihr scheint gar nicht daran zu denken, daß wir vor Durst und Hunger bereits vergehen möchten. Laßt uns den armen Schelm vor der Hand in eines dieser leeren Fässer einsperren, bis wir uns mit den Weinfäßchen da eine Genüge gethan, und unsern schachmatten Leib erquickt haben; alsdann lasset uns wieder hierher kommen, und dem Bürschlein auf die kurzweiligste Art den Garaus machen.“ Dieser Vorschlag fand so allgemein Beifall, daß einige sogleich das leere Faß vom Wagen warfen, andere mit barbarischem Ungestüm den Jüngling packten, und ihn in das Faß hineinstießen. Hierauf schlugen sie es fest zu, und eilten mit ihrer reichen Beute fort nach ihrem Schlupfwinkel, um geschwind der armseligen Freude ihres Lebens sich zu versichern.

Da lag, oder kauerte nun der unglückliche Fidelis in seinem sehr fest schließenden, weingrünen Fasse, das ihm gänzlich wie ein Sarg vorkam, und der Weingeruch wie Grabesduft, und der hie und da angesetzte Weinstein, der nicht umsonst von alten Zeiten her Tartarus genannt wird, wie die traurigen Ueberreste menschlicher Vergnügungen; ja, dieser von geistiger Gährung zu Boden gesetzte Stein schien ihm einem Grabstein gleich, unter welchem er nicht mehr sich hervorarbeiten sollte.

„O Himmel!“ seufzte er, nachdem er sich von der ersten Betäubung des Schreckens etwas erholt hatte, „so ist denn alle Hoffnung verschwunden, daß in der Welt noch etwas aus mir werden soll? — So habe ich umsonst so fleißig studirt und so viele Kenntnisse erworben? — O Gott! siehst du meine schreckliche Noth nicht an? der du die Raben ernährst, der du unsere Haupthaare gezählt hast, was habe denn ich verschuldet, daß du mich so grausamen Mördern in die Hände gegeben hast? Bin ich denn ein Verbrecher, daß du so mich strafst?“ —

Diese Frage traf gleich einem zündenden Blitze sein Herz; — stromweise entstürzten seinen Augen köstliche Thränen, über welche die heiligen Engel Gottes Loblieder der ewigen Erbarmung

anstimmten — Thränen der Reue. Sein ganzes Wesen war auf einmal in Wehmuth und Schmerz aufgelös't, denn es war ihm — gleichwie es im Menschengemüthe durch höhere Kraft so zu geschehen pflegt — plötzlich ein Licht aufgegangen; er erkannte nun die wahre Beschaffenheit seines Gewissens, und sah nur Schuld und Gericht vor sich.

Mit der tiefsten Verdemüthigung seufzte er zum Herrn: „Nun, o Gott! erkenne ich, daß ich fürwahr kein Fidelis — kein Getreuer; sondern ein Ungetreuer bin. Nun gedenke ich des heiligen Gelübdes, dir in Liebe und Treue zu dienen, und meiner Treulosigkeit, mit der ich es brach. Nun verstehe ich erst, daß ich zwar die Hand rüstig an den Pflug gelegt, aber dann nicht allein zurückgesehen, sondern in raschen Sprüngen mich davon entfernt habe. — Dich, ewige Liebe, habe ich verlassen, und der Sünde gehuldigt. Du hast mich gerufen, und ich habe mich geweigert; du hast deine erbarmungsreichen Arme nach mir ausgebreitet, ich Elender, ich habe nicht einmal darnach hingesehen."

„Ach, die Liebe besserte mich nicht, nun soll mich die Strafe bessern." —

„Nun denn, mein Herr und mein Gott! so wie du mich gewahrst, und mit dem Auge deiner Gerechtigkeit mich anschauest, so will ich hinwiederum um dieser deiner Gerechtigkeit willen dich preisen. In deine Hände lege ich mein Schicksal und mein Leben, nur gib mir die Gnade, Barmherziger! daß ich, der ich im Leben dir untreu war, treu im Tode dir seyn möge, um die Schuld, die ich durch meine Thränen nicht auszulöschen vermag, mit meinem Blute zu büßen. — Aber ist es deiner Allmacht nicht möglich, mich aus diesem Kerker und vom drohenden Tode zu befreien? — Bist du nicht der Herr, von welchem die Schrift sagt: Der Herr gibt den Tod, und gibt das Leben; Er führt in das Grab, und wieder zurück. Wie oft hast du deine Getreuen gerettet, wie oft auch jene, die dir treulos waren, damit sie deine Macht und Herrlichkeit erkennen! Noch hoffe ich, o Herr! noch ferner wird meine Seele leben, und deine gerechten

Urtheile preisen, die mich zum bessern Leben geführt. Ich habe geirret, und war ferne von Dir; Du aber bist mir nahe geblieben; Du hast mich gezüchtiget, und in den Schatten des Todes geführt, wiederum wirst Du meine Bande zerbrechen, und Dich meiner erbarmen. Denn Du durchschauest mein Herz und siehst meine Reue; ich aber erneuere, was ich gelobt, und will mein Gelübde treulich halten, und um beharrliche Treue Tag für Tag Dich anflehen." —

Mit solcher Innigkeit betete der bedrängte Jüngling, und gleich einem sanften Lichtstrahl drang die köstliche Frucht des Gebetes — Friede, Ruhe und kindliche Gottergebenheit in sein Herz ein. Nur der Leib bebte und zitterte, als sich jetzt um das Faß herum ein Geräusch hören ließ, das sich von Zeit zu Zeit wiederholte: der Geist schmiegte sich aber nun recht innig an die göttliche Erbarmung an, und mit Jesus hoffte er zu enden — zu vollenden.

Als es wieder stille geworden, legte er sein Auge an das Spundloch und das Erste, was seinem Blicke begegnete, war ein sehr haariges, langgezogenes, zugespitztes unmenschliches Gesicht, das auch in der That keinem Menschen, sondern einem Wolfe zugehörte. Nun erklärte sich ihm das Geräusch; denn es war eine Streifpatrouille von Wölfen da, welche witternd und scharrend um das Faß herumschlichen.

Die Wölfe, deren allmählig mehrere herbeigekommen seyn mochten, setzten eine gute Weile ihre Runde um das Faß herum fort, um eine Oeffnung auszuspüren, wodurch sie dem verschlossenen honetten Wolfsfrühstück beikommen könnten. Je mehr ihre Freßbegierde gereizt ward, desto gräulicher fingen sie zu heulen an. Und Fidelis fand selbst im Rachen des Todes noch Ursache, den Allgütigen zu preisen, der ihn durch eine solche Festung gegen die vierfüssigen Raubthiere geschützt hatte, in welcher die zweifüßigen kurz vorher ihn eingesperrt hatten. Bald aber sollten sich Gottes wunderbare Rettungswege noch herrlicher offenbaren. Einer dieser raubgierigen Isegrimme, den Inhalt des Fasses genau zu prüfen, steckte, da dies mit der Schnauze nicht

möglich war, nach Art dieser listigen Thiere den Schweif durch die Spundöffnung hinein, und fuhr damit dem armen Studenten, der eben wieder heraussehen wollte, fein sanft über das Angesicht. Dieser aber, eigentlich ohne in diesem Augenblicke recht zu wissen, zu welchem Ziel und Ende er es thue, ergriff selben sogleich mit beiden Händen, und zog ihn mit aller Gewalt an sich. Kaum merkte der Wolf, auf dergleichen Fälle nicht gefaßt, daß er gefangen sei, und auch mit seinen Zähnen sich an dem Feinde nicht rächen, und von seiner Gewalt erretten könne, als er in verzweifelter Angst so jämmerlich zu heulen anfing, daß alle übrigen vor unbändigem Schrecken sogleich die Flucht ergriffen, und ihren Gefährten im Stiche ließen. Zwischen den beiden Gefangenen erhob sich jetzt ein heftiger Streit; endlich gab das Faß den Anstrengungen des Isegrimms nach, und bewegte sich fort über Stock und Stein, wobei der arme Fidelis eben nicht sanft hin und her geworfen wurde, bis endlich dieses sonderbare Fuhrwerk an den Rand eines steilen, steinigten Abhanges gelangte; da rumpelte sofort Alles übereinander den Berg hinab, wobei Isegrimm am schlimmsten wegkam, bis endlich das Faß in Trümmer ging, und Fidelis auf freiem Fuße stand. —

Der Wolf, ohne sich um jenen auch nur umzusehen, nachdem er früher eine so hungrige Sehnsucht geäußert, schleppte sich mühsam zur Waldschlucht hinab, und Fidelis sah sich von Kerker, Mördern und Wölfen erledigt, unter den hellfunkelnden Gestirnen des heitern Himmels.

Da wird nun freilich Niemand zweifeln, daß er vorerst Hunger, Durst und Müdigkeit vergessend, auf die Knie gesunken ist, um dem himmlischen Vater, den er vorher durch den Herrn Jesum um Hülfe angerufen hatte, nun seinen heißen thränenreichen Dank für so unverhoffte Rettung darzubringen.

Im großen Vertrauen, daß derselbe Gott, Herr und Heiland, der ihn durch so wunderbare Rettung aus den Händen der Mordlustigen gerissen, auch ferner ihm beistehen, und äußerlich, wie innerlich auf rechtem Wege leiten werde, machte er sich

bald wieder auf, und wanderte den Rest der Nacht hindurch im wüsten Walde fort, sein Herz aber lobte ohne Aufhören die unendliche Güte und Barmherzigkeit des Allmächtigen, und es kamen ihm viele lebenskräftige Sprüche aus den heiligen Schriften zu Sinne, die ihn mit großer Freude erfüllten. „Wie gut und wie heilsam war's mir, daß du mich gedemüthiget hast, auf daß ich deine gerechten Wege erkenne! Ja, mein Herr! nun habe ich erkannt, daß Deine Urtheile eine lautere Gerechtigkeit sind, und Deine Erbarmungen sonder Zahl! Erleuchte mein Herz, daß es Deine Gebote bewahre; lenke mein Auge, damit es auf eitles Spiel nicht sehe; pflanze mir heilige Furcht ins Herz; belebe mich auf Deinen Wegen. In meiner Angst schrie ich zu Dir, und Du hast mich erhöret; aus der Tiefe des Elends habe ich zu dir gerufen, Du hast meine Stimme nicht verworfen!"

So kam er endlich mit Tagesanbruch in eine sichere Herberge, wo ihm diesen Tag und die nächste Nacht auszuruhen, und seine erschöpften Kräfte wieder zu sammeln vergönnt war. Je mehr diese wiederkehrten, desto inniger ward auch zugleich sein neuerwachter Eifer; er fühlte, statt der in den letzten Zeitläuften seines jungen Lebens ihn quälenden Unruhe, eine friedliche, überaus süße Heiterkeit; statt des stutzerischen Leichtsinns, eine für immer befestigte Ernsthaftigkeit; statt des albernen Hochmuths eine recht klare Erkenntniß der eigenen Armseligkeit und eine lautere Demuth, die alles Gute und Vollkommene nicht sich, sondern mit dankerfülltem Herzen Gott zuschreibt. Darum ging er nunmehr in großer Freudigkeit am nächsten Morgen seine Straße fort und sang:

Herz, mein Herz, nun fröhlich sei,
Weil du wieder lebest
Und dich dankbar hebest
Zu dem Herren frank und frei.

Herz, mein Herz, bist nimmer mein,
Bist dem Herrn geschenket,
Der dich weise lenket:
Ihm gehorche ganz allein.

Herz, o Herz, nun lobe laut
Deines Herren Süße,
Immerfort ihn grüße,
Selig, wer dem Herrn vertraut! —

Von außen und innen gestärkt, hatte Fidelis an diesem Tage einen sehr ansehnlichen Weg zurückgelegt, und mit lautpochendem Herzen klopfte er am Abend an die Thür der älterlichen Wohnung an. Bald lag er weinend zu den Füßen der guten Eltern, die so sehr von Liebe bewegt waren, daß sie gar keine Spur von Verdruß oder Groll laut werden ließen, sondern nur Freude athmeten. Er saß mit ihnen bis in die tiefe Nacht hinein; ohne Hehl seine Verirrungen, und die Gefahren und den Jammer der letzten Reise erzählend, ließ er sie am Ende selbst urtheilen, was ihm nun für seine fernere Lebenszeit zu thun geboten sei. Da waren denn die gottesfürchtigen Eltern überaus froh, und dankten Gott, und zeigten sich in Allem mit dem, durch das Feuer schwerer Prüfung gereinigten Sohne einverstanden, also, daß dieser nach wenigen Tagen aus dem väterlichen Hause zog, und nach jenem Ordenshause sich begab, das er schon lange vorher sich auserkoren. Er ist auch daselbst mit offenen Armen empfangen worden, und hat von dieser Zeit an einen so demüthigen, gottesfürchtigen, liebreichen und auferbaulichen Lebenswandel geführt, daß der Herr, von dem alles Gute kommt, durch ihn eine lange Reihe von Jahren hindurch viel Gutes und Ersprießliches zum Heile der Menschen geschehen ließ; welchem die Ehre sei in Ewigkeit. Amen.

4. Die Allerheiligen-Nacht.

(Aus einer irischen Chronik.)

Es ist kein Sünder so groß,
Daß er nicht fällt in Christi Schooß.

Zu den düstersten Einöden des westlichen Irlands gehört die verrufene Clanmors-Heide. Vergebens sucht das Auge des

Wanderers in dieser Wüste weit und breit nach einem Baum, einem Strauch, oder einer Pflanze im lichten, saftigen Grün. Ueberall kümmerliche Vegetation, die ermüdende Leere. Verbranntes, welkes Heidekraut auf unfruchtbarem Torfgrund, hie und da untermischt mit trüben Lachen, worin Unken rufen und träge Wasserhühner mit einförmigen Tönen melancholisch in die todte Wüste klagen. Tiefgleisige, an vielen Stellen mit dichtem Heidekraut überwachsene Wege führen bei hellem Tage durch diese Wildniß; doch wehe dem Wandersmann, den die Abenddämmerung darin überfällt, und der die Spur des Weges oder die einzige Richtung, welche hindurch führt, verliert: er geräth in eine schauervolle weit gedehnte Wüste, und muß jämmerlich verschmachten, wenn er nicht früh genug in die verdeckten Sümpfe versinkt. Die in dieser gefährlichen Einöde am meisten bekannten Hochländer, welche Schaarenweise angewandert kommen, um im Sommer für die irischen Großpächter gegen geringen Lohn Torf zu machen, und dazu förmlich ein Lager beziehen, finden oft bei ihrer Arbeit Gerippe von Menschen, die als Verirrte ein bejammerungswürdiges Grab fanden. Die Umwohner derselben scheuen sie daher auch wie den Tod, und wenn es sie dann und wann trifft, sie zu durchwandern, gehen sie früh mit dem ersten Hahnenruf aus; befehlen sich in den Schutz der heiligen Jungfrau, beten endlich an einer verfall'nen Kapelle, unfern eines finstern Torfmoors, „die Hölle" genannt, wo die Wege offner werden, wenn die Gefahr überstanden ist, ein andächtiges „Vater Unser," und treten nach wenigen hundert Schritten mit dem frommen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" in die verdächtige, in der Wüste verlorne, einzige Hütte, spottweise „Toryschall" genannt, ein, worin die verruchtesten, dem Arme der Justiz entflohenen Uebelthäter aus England und Schottland stets ein sicheres Asyl finden. Vor Zeiten soll das verrufene Haus da gestanden haben, wo jetzt die Kapelle steht, und das in derselben befindliche Gnadenbild demselben angehört haben, und in ihm aufbewahrt worden seyn.

Als durch dasselbe ein entsetzlicher Mordanschlag in einer

Allerheiligen-Nacht abgewendet wurde, ist es mit bischöflicher Genehmigung, nach Aufhebung des Fluches, der auf die Hinwegnahme von seiner Stelle haftete, in der nun verfallenen, damals dazu erbauten, Kapelle aufgestellt worden, wohin ein halbes Jahrhundert hindurch alle Andächtigen aus dem weiten Irland gewallfahrtet.

Bis auf den heutigen Tag traut man auch den Bewohnern der genannten Hütte nichts Gutes zu, was denn auch die dort von Zeit zu Zeit vorgefallenen Mordthaten rechtfertigen, und der Irländer hütet sich, darin zu übernachten, oder sich lange zu verweilen. Ein Glas Jenever (eingeschmuggelter holländischer Branntwein) ist Alles, was er unter diesem Dache begehrt, und scheu um sich blickend, verläßt er, andächtig das Kreuz schlagend, mit eiligen Schritten die so gefürchtete als ersehnte Station.

Den Bewohnern dieses lebendigen Grabes mag indessen der Aufenthalt nicht so furchtbar scheinen. Das ganz bequem gebaute Haus und der dabei noch ziemlich erhaltene Garten wurden als Rastort für Reisende von einem frommen Grafen von Kerry im 17. Jahrhundert errichtet, und der Eingesessene als Pfleger für Wanderer bestimmt, welche die Einöde passiren müssen. Die nach dem Tode des Erlauchten von seinen Nachkommen eingeführte schottische Sparsamkeit hat den frommen Zweck des Hauses bei Seite gesetzt, und es mit dem Grundstück veräußert. Im Laufe beinahe zweier Jahrhunderte durch viele Hände gegangen, ist Haus und Land vernachlässiget und verfallen, und nur die Erzählung der Chronik zu Clanmors von dem unweit desselben in der gedachten Kapelle aufgestellten Marienbild erwähnt dessen vorzeitige Geschichte, die mühsam zusammengetragen ist.

Das Marienbild (angeblich von Corregio) soll von der Gemahlin des Grafen von Kerry, dem Erbauer der Station, für diese geschenkt, und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in solcher in zierlich vergoldetem Wandschrein, zur Andachtsübung für fromme wandernde Irländer, aufbewahrt worden seyn. Als das Haus, wie schon erzählt, verkauft worden, ist das Bild darin

verblieben, weil die Geberin dessen Hinwegnahme mit einem Fluche belegt, und die Schonung, für und für, dem Besitzer gerichtlich zur ausdrücklichen Bedingung gemacht hatte, welche besonders dazu niedergelegte Akte sich beim Sherif-Amt zu Clanmors befunden haben sollen Hierin hat es also gelautet: daß der Kauf bis auf den letzten Mann für null und nichtig angesehen, und das Haus sammt Grundstück der gräflichen Rentei ohne Ersatz verfallen sei, wenn das Bild angetastet, verunglimpft oder hinweggenommen wird. Aus Furcht vor Gott und Menschen ist es denn auch von den ruchlosesten Händen verschont, hinter Glas im fest verschlossenen Schrein wohl erhalten geblieben, dessen Schlüssel sich auf der Rentkammer zu Clanmors befunden haben soll. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ist es jährlich von einer verordneten Commission, bestehend aus dem Unter-Sherif, dem Pfarrer und Kirchenwächter zu Clanmors revidirt und gesäubert worden, für welches Geschäft, außer freier Fuhr, zwölf Schilling Sterling ausgeworfen, die der jedesmalige Einsasse als Canon jährlich entrichtet. Als das Bild aber aus dem Hause genommen und in der Kapelle aufgestellt war, hat das Geschäft aufgehört.

Um die Zeit der 1740ger Jahre, wo dieses Bild noch im besagten Hause befindlich war, bewohnte dasselbe ein zurückgekommenes, stets in Zank und Hader lebendes Ehepaar, von welchem die Sage ging, daß es viel Verkehr hatte mit schottischen Landläufern, und Theil habe an mehreren heimlichen Mordthaten. Nicht selten fielen in demselben Auftritte des häuslichen Zwistes vor, die oft mit Blutvergießen endeten, und den Charakter einer Mord-Scene an sich trugen. Ein langwieriger Subhastations-Prozeß (Versteigerungs-Prozeß), der über das Haus feit Jahren verhängt war, und täglich seine Endschaft zu nehmen drohte, das Ein und Ausgehen des Constabels (Gerichtsdieners) von Clanmors, zu dessen Sprengel die Einöde gehörte, waren in der Regel Veranlassung zu solchem blutigen Strauß, aus dem das Wehklagen des Einen oder Andern, der unterlag, wie Sterbegeheul durch die lautlose Einöde tönte.

Es war, so erzählt die Chronik, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, am Tage vor Allerheiligen um die Mittagsstunde, als der Constabel von Clanmors mit blanker Hellebarde in der Hand von einer knurrenden Dogge begleitet, in das öde Haus trat, aus welchem ihm schon in weiter Ferne ein jammerndes Wehklagen entgegen geschollen. Noch waren Mann und Frau im heftigen Kampf begriffen, der aus gegenseitigen Vorwürfen, ihre Armuth verschuldet zu haben, entstanden, und als halbbesiegte Parthei hatte eben die Frau, um einen empfangenen heftigen Schlag mit der Plaggenhacke zu rächen, den einzigen Kessel mit heißem Buchweizen-Brei vom qualmenden Plaggenfeuer (Plagge ist getrocknete brennbare Erde) erfaßt, ihn über den triumphirenden Gatten auszugießen, als die Dogge mit wildem Aufbellen zähnfletschend wie ein Friedensrichter zwischen beide Partheien sprang, und, nach augenblicklich hergestellter Ruhe, besänftiget den verschütteten Brei vom Boden aufschlappte, wozu sich schüchtern und miauend die Hauskatze vom Balken gesellte. Erschrocken wischte sich der mörderisch zerschlagene Mann das Blut vom Gesichte, welches den Nägelspuren seiner Ehehälfte entströmte, und mit einem lauten Schrei entfloh diese beschämt aus der Hinterthür des Hauses.

Auf seine Wehr gestützt, die friedfertige Dogge, als ihm substituirten Gerechtigkeitspfleger, streichelnd, stand der Gerichtsmann vor dem Betroffenen, und dachte auf den Sermon, den er dem Armensündergesicht halten wollte. Endlich hatte er sich darauf besonnen, und fing mit hochtrabenden Worten seine Epistel an, die ihm aber bald im Halse stecken blieb, und durch ein Glas Jenever vollends hinunter gespült wurde, das ihm Inculpat mit demüthiger Geberde darreichte. Die flüchtig gewordene Frau blickte dabei lauschend durch die Hinterthür, und huschte wie eine Fledermaus in das Haus hinein, als sie die Versöhnungs-Scene gewahrte. Bald saßen alle drei im ziemlichen Vernehmen um den halbgeretteten Brei, und nur die abgerichtete Dogge lag mit halbgeschlossenen Augen auf der Lauer. Als die Wirthin zum Schluß der Mahlzeit ihr letztes Pöckelfleisch dem Gerichtsmann

auf einem hölzernen Teller aufgeschnitten, und es zur bessern Verdauung der Gewaltige gehörig mit Lebenswasser begossen hatte, dachte er an seine Hiobspost, deren frühere Entledigung ihn um seine Maulsporteln gebracht, ja vielleicht das Leben gekostet haben würde. Er nahm nun seine Amtsmiene und eine gedeckte Stellung an, wobei er gleichzeitig seine Dogge in die Rippen stieß; zog ein versiegeltes Schreiben aus der Tasche, und übergab es seinen Tischgenossen, so verlegen als trotzig mit den Worten, wobei immer mehr sein Muth und Amtseifer stiegen: „da habt Ihr die Bescherung! Könnt Euch nun ein Unterkommen suchen. Wenn Ihr binnen acht Tagen nicht vierzig Pfund schafft, dann ist es aus, rein aus mit Euch. Der Verkauf dieses Bettels hat dem Sherif viel Aerger und Mühe gemacht. Kein Mensch wollte darauf bieten. Endlich hat ein schottischer Landläufer den Plunder unter Vorbehalt des Zuschlags für die Taxe erstanden; wird gleich bezahlen, und in Besitz gesetzt werden, wenn Ihr nicht vor dem Termin Eure Gläubiger zufrieden stellet. Der Schurke wird hier wohl sein Diebeshandwerk noch frecher treiben wollen, wobei die Justiz ein Auge zudrücken muß, denn hier," dieß sprach er mit einem stechenden Seitenblick, „hat ja die Ehrlichkeit ein Ende." Auf solche Weise redete er noch weiter fort, indeß der Brief noch unerbrochen auf dem Tische lag, und von dem erblaßten Ehepaar mit verzweiflungsvollem Blick angestarrt wurde. Der Constabel nahm das Schreiben und drang es dem Mann mit Härte auf, der es gereizt mit der Antwort auf den Tisch warf, „erst seine Brille zu suchen." „Werdet auch mit ihr nicht lesen können," brummte er in sich hinein, und erbrach mit Behutsamkeit den Brief, um das Siegel möglichst zu schonen, aber auch Ernst in der Sache zu machen. Als der Mann hierauf unruhig im Zimmer herumging, fuhr er nach einer Pause fort, als habe er eine Antwort erwartet, wobei er aufstand und sich seiner Hellebarde näherte: „was wollt Ihr nach der Brille suchen; spart Euch die Mühe; ich weiß den Inhalt auswendig. Wir befehlen Euch, nämlich Sherif und Beisitzer, so heißt es wörtlich drinnen, das Schulden

halber längst verfallene Haus auf den Grund des Euch publicirten Urtels, binnen acht Tagen zu räumen, wenn Ihr nicht vor Ablauf der Frist Eure Gläubiger befriediget. Das ist die ganze Litanei. Nun heult mir die Ohren nicht voll; schafft das Geld, oder packt Euch bei Zeiten aus dem Loche, sonst helfen wir Euch ausziehen, und Ihr könnt Euch in der Heide einwühlen, wie ein Hamster." Bei den letzten Worten ergriff er seine Hellebarde, lockte seiner Dogge und schritt gravitätisch, mit halbzurückgehaltner Wehr, wie zur Deckung aus dem Hause, um noch vor Abends aus der Heide zu kommen.

Verblüfft über die glückliche Retirade des verhaßten Unglücksboten, und neue Kräfte zum drohenden Streite zu sammeln, schauten sich beide Eheleute erst kalt und besonnen, dann glühend und zornbleckend an, indeß ein Jedes von ihnen heimtückisch auf das Signal zur Ausforderung, wie die Katze auf die Maus lauerte. Sei es nun, daß die Munition bereits am Morgen verschossen war, oder das unabwendbare Schicksal sie wirklich niederschlug: genug, es ging dießmal hart am Strauße vorbei; der aufsteigende Zorn verrauchte, und nur mit gemäßigten Vorwürfen suchte Eines das Andere als Urheber des Unglücks anzuklagen, das sie bedrohte. Hiebei ward die Frau wieder warm, in ihrem Innern regte sich die wilde Streitbegier von Neuem, und sie platzte bald in gottloser Maulfertigkeit gegen den ruhig bleibenden Mann los, der dießmal alle Vorwürfe ertrug und nur mit einem gleichgültigen Lächeln antwortete. „Was hat Dir," hub sie, hiedurch noch rasender gemacht, an, „all Dein Hehlen und Stehlen und Morden, selbst der Todtschlag des müden schottischen Lumps, des Kleiderhändlers aus Dingle, geholfen, der mit versilberten Knöpfen am Wammes anlockte? Nun wird Dir weder der schwarze Robert, noch der rothe John, noch alle saubern Gesellen helfen können, und der reiche Antheil aus der Kasse des filzigen Zöllners zu Clanmors geht uns aus der Nase. Den schluckt der schottische Hund, der dieses Diebesnest von dem rothnasigen, versoffenen Sherif um ein Lumpengeld, was er in Alt-England zusammen geschnurrt, erstanden hat. Ja,

käme mir nur in dieser Nacht ein irrender Ritter oder ein reiches Muttersöhnchen in die Klauen: ich wollte ihnen gelassen den Hals mit einem Brodmesser abfiedeln, und ihnen weislich eine Schlafprise in die Suppe mischen, daß sie mir nicht unter den Händen erwachten. Die Seele meines einzigen Kindes (fuhr sie mit kläglichem Tone fort), das ich schon oft als verloren beweinte, und dann wieder im Traum als reichen Mann mit dem schönen Rosenkranz sah, den ich ihm beim Abschied weinend um den Hals hing, wollte ich" — — —. Hier hielt ihr der Mann das Maul zu, und drückte sie zu Boden, doch sie murmelte zwischen den Zähnen den letzten Satz ihrer Schmäh-Epistel — — — „zum Dank ließ ich dann den rothen Hahn über dem Dache des Sherifs krähen, um Meister Fritzen zur Heimkehr zu leuchten, wollte den heiligen Schrein in der Gaststube erbrechen und" — — —. Die Stimme ging ihr nun plötzlich aus, und sie verzerrte grimmig das Gesicht, bis ihr wieder die lästernden Worte aufstiegen, und sie boshaft im gottlosen Geschwätz fortwüthen konnte, daß ihr der Geifer vom Maule floß, wie einem wasserscheuen Hunde. Dabei ersah sie sich eine furchtbare Waffe, um damit die zweite Thätlichkeit ihres aufgereizten Mannes schrecklich zu erwiedern. Dieser, selbst zwar ein Bösewicht, schauderte doch hoch auf vor solchem Teufel, und verließ eiligst das Haus, um mit ihr keine Gemeinschaft zu haben. An einem Plaggenhaufen warf er sich in der Heide nieder, und weinte die ersten Thränen der Reue über sein sündenvolles Leben, über sein doppeltes Unglück. Auf ein Unterkommen in der Gegend durfte er nicht rechnen, denn Keiner nahm den Berüchtigten an und auf. Um nach England zu gehen, und dort Verdienst zu suchen, war es nicht die gelegene Zeit, er auch der Arbeit ungewohnt, und so blieb ihm denn keine andere Ausflucht, als sein Brod von Ort zu Ort vor den Thüren zu betteln, oder sich mit seinen Diebsgesellen zu vereinigen und sein ruchloses Leben fortzusetzen. Bei diesem Gedanken erschrack er heftig; die verübten Mordthaten traten vor seine Seele, und die blutigen Schatten der Gemordeten grinsten ihn an. Von den

Schlangenbissen der Reue gefoltert, rang er nach Rettung aus seinem Sündenleben, und faltete die Hände zum Gebet. Da dachte er plötzlich an seinen ganz vergessenen Sohn, welchen schon als Knabe ein Vetter in England zu sich genommen, und der nach dunklen Nachrichten zu London im Wohlstand leben sollte, wohin er sich reuevoll zu wenden beschloß. Tief versunken in diesem Plan, bemerkte er nicht, daß um ihn ein heftiges Unwetter tobte, und nur dann, als der rasende Sturmwind in den aufgeschichteten Plaggenhaufen fuhr, und die Erdschollen hoch in die Luft warf, ward er dessen gewahr. So verhaßt ihm auch jetzt sein abscheuliches Weib war, und so leicht er sich auch entschlossen haben würde, es auf immer zu verlassen, suchte er doch instinktmäßig seine Wohnung auf, um Schutz gegen das Unwetter darin zu finden. Laut heulte der Sturm um das wankende Haus, als er eintrat; wie Schlossen schlug der vom Sturm gepeitschte Regen an die Fenster, wirbelte gleich einer Wasserhose über die Heide, und überzog, in Dünsten sich verlierend, sie mit düsterer Grabesdämmerung. Verzagt warf er sich in einen hölzernen Armstuhl und betete leise, aus Furcht, daß seine Frau es höre. Sie war nirgends zu finden, und er glaubte schon, daß sie im Wahnsinn entlaufen sei, als sie plötzlich, schleichend wie eine Katze, verstockt und trotzig in die von Regen schwimmende Stube trat, und grimmig wie ein Raubthier aus seinem Hinterhalt durch die trüben Fensterscheiben spähend auf die Heide blickte. Lange hielt indessen ihre Maulfertigkeit die Pause nicht. Sie schob die Mütze um den Kopf herum; strich ihr struppiges Haar aus dem Gesichte und schlug jubelnd in die Hände. „So muß es kommen," rief sie mit krächzendem Ton: „im Sturm und Wind marschiren wir, der Wald ist unser Nachtquartier," sangen immer Robert und John. Vielleicht ziehen sie heute ein, denn es ist ja rechtes Galgenwetter, oder statt ihrer ein irrender Ritter. Da gibt's zu kochen und zu braten oder was abzukehlen. Ich will mein Messer nur wetzen, dann führt mir der Teufel den Braten zu." Indem sie dieß sprach, strich sie ihr Messer auf einem nahelie-

genden Wetzstein, und schaute dabei mit wildem Zahnblecken rückwärts auf ihren Mann. „Huh! huh," fuhr sie fort, und sang die letzten Strophen des bekannten Galgenlied's:

„Wenn wir Rad und Galgen sehen,
Bilden wir uns gänzlich ein:
Besser ist's in freier Luft,
Als in schwarzer Todtengruft,"

und schloß mit einem gräßlichen Geheul. „Nicht wahr," schrie sie dem Manne, ihn aus seiner Betäubung rüttelnd, in die er versunken war, in die Ohren: „Du alter, grauer Bösewicht, bist doch auch dabei, auf daß Dein Sündenmaaß voll werde? Ich will draußen ein Feuer anmachen von Heidekraut, daß man einen Ochsen d'ran braten kann, und es bis Adfeard leuchtet, um das Wild in's Garn zu locken." Lachend stürzte sie mit einem angezündeten Strohwisch in die einbrechende Finsterniß hinaus, und zündete den nächsten Haufen Heidekraut an, daß bald die hellen Flammen daraus hoch in die Nacht emporstiegen. Da kam sie wieder hinein getobt, und jubelte mit kreischender Stimme über das Bratenfeuer, wie sie's nannte, im Zimmer umher.

Eine Stunde mochte so vergangen seyn, als Pferdegetrampel hörbar ward und vor dem Hause eine männliche Stimme um Oeffnung bat. Mit teuflischer Schadenfreude auf dem Gesichte schlich sie zur Thür', erhob dabei furchtbar drohend ihre Krallenhand gegen den Mann, und öffnete leise. Mit den höflichsten Worten begehrte draußen ein Reiter einen Boten durch die Heide, und versprach dafür eine Belohnung von einem Pfund. Sie stieß ihren Mann, der hinzugetreten war, heftig bei Seite, und antwortete schmeichelnd mit verstellter Stimme: „es mög dem Herrn belieben, abzusteigen und Herberge zu nehmen, denn für die ganze Grafschaft Kerry ginge wohl Keiner in seinen gewissen Tod, oder was Eins wäre, in diesem Wetter bei Nacht durch die Heide." Der Mann wagte nicht zu widersprechen, und pflichtete mit halblauten Wor-

ten ihr bei. Nachdem zwischen ihm und dem Fremden noch einige Worte wegen Unterbringung des Pferdes gewechselt worden, stieg derselbe beim Schein des noch immer hellbrennenden Feuers vom Pferde, schnallte seinen Mantelsack ab, und trat damit im triefenden Mantel in das Haus. Das mordlistige Weib hatte inzwischen die Lampe angezündet und leuchtete dem Fremden in's Zimmer, der heftig zusammenfuhr, als er so ein Satansgesicht vor sich sah. Sie schien sein Entsetzen zu bemerken und machte sich mit dem Kaminfeuer zu thun, um ihre Verlegenheit zu verbergen, und keinen Verdacht zu erwecken. Der alte Mann hatte unterdessen das Pferd untergebracht, und trat mit Gruß und Händedruck als Willkommen zu dem Fremden, der dadurch wieder etwas Muth zu fassen begann. „Ihr werdet vorliebnehmen müssen," sagte er im treuherzigen Tone, und achtete nicht auf die Winke, welche ihm das böse Weib hinter dem Rücken des Fremden gab. „Mit Pferdefutter und Streu wird's schlecht aussehen. Es mag Bord fressen, und die Nacht auf Heidekraut liegen, was ich ihm schon untergestreut. Ihr könnt ihm morgen die ersparte Ration als Zulage geben, dann hat's einen Festtag." „Ja, es ist doch morgen Allerheiligen," fiel das Weib ein, „und wohl mag das Thier an diesem Tage auch doppelt fressen." Ein verächtlicher Blick des Mannes, und ein scharfer des Fremden verschlossen ihr den Mund, und geschäftig schickte sie sich an, die Mehlsuppe zu bereiten. Der Fremde verbat sich diese, und wünschte nur etwas Theewasser, da er Thee bei sich führe. Als er seinen Mantelsack aufschloß, und eine zierliche, englische Theebüchse heraus nahm, schlich sie sich hinter ihn, und schaute ihm über die Schulter in den Mantelsack, um dessen Inhalt zu erspähen. Auf eine Bewegung des Fremden huschte sie wieder an ihren Ort, und schmähte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, auf seinen Eigensinn, daß er die schöne Suppe nicht essen wolle, welche sie ihm zugedacht habe. „Er müsse," meinte sie, „wenigstens ein Paar Löffel probiren," und dabei dachte sie schon an das Einschläferungsmittel, welches

sie ihm damit eingeben wollte. Dieses wird aus Mohn bereitet, und von allen Spitzbuben in England fabricirt, um davon bei ihrem Gewerbe Gebrauch zu machen. Auch sie hatte davon etwas im Hause, welches die Diebsgesellen ihres Mannes zurückgelassen. Der Fremde gab ihren Reden nach, und sie schlich aus dem Zimmer, es zu holen. Bald hatte sie es gefunden, hielt es unter der Schürze versteckt bei ihrem Eintritt und warf es in die Suppe, wobei sie den Topf mit Buchweizenmehl zwischen den Knieen hielt, als wenn sie daraus genommen hätte. So scharf sie der Fremde auch immer in's Auge gefaßt hatte, so war ihm doch dieser mit Gewandtheit und Blitzesschnelle ausgeführte Streich entgangen, und da sein Thee noch nicht bereitet war, aß er arglos einige Löffel von der Suppe, welche ihm die Unholdin mit gleißnerischer Miene reichte. Als sein Thee auf dem Tische dampfte, lud er seine Wirthsleute höflich dazu ein, und fing mit dem Manne ein Gespräch an, dessen Inhalt Wege, Wind und Wetter waren. Er fragte, wie weit die Entfernung bis zum nächsten Orte sei, den er noch zu erreichen gedacht hätte, wenn das Unwetter nicht entstanden, die Finsterniß nicht so früh eingetreten wäre; ob der Weg dahin durch die Heide wohl zu finden sei, wenn sich's aufkläre, ob diese viele Moräste enthalte, und hier wohl Reisende dann und wann einkehrten. Auf alle diese Fragen erhielt der Fremde von seinem Wirthe mit einem ruhigen Gesichte die unverdächtigsten Antworten, und faßte immer mehr Muth, daß die Nacht glücklich vorübergehen würde; denn in der That hatte er beim ersten Anblick des Weibes daran gezweifelt. Nach und nach schwand seine Furcht ganz, und er verließ beruhigt das Zimmer, um ein natürliches Bedürfniß abzumachen. Wie ein Falk schoß die Frau sogleich aus ihrem Hinterhalt auf den Mantelsack, hob ihn auf, wog ihn in den Händen, und klopfte an verschiedenen Stellen, ob nicht Geld d'rinnen klimpre. Sie fand, daß er schwer sei, und überzeugte sich auch bald durch einen dumpfen Klang von einem vorhandenen, vollen Geldbeutel. In teuflischer Lust jubelte sie auf, und schwur gräßlich, die

Gelegenheit nicht vorbeigehen zu lassen, welche ihr Satan gegeben. Mit verzerrten Zügen und geballten Fäusten trat sie drohend vor ihren Mann hin, und betheuerte mit wild funkelnden Augen, daß sie alle seine heimlichen Mordthaten morgen dem Sherif verrathen wolle, wenn er ihr die Nacht zuwider sei. Sie wollte ganz allein Hand an den Fremden legen, und ihm schon vom Leben helfen; auch könne man den Leichnam ja in einen entfernten Sumpf werfen, und das Pferd dabei todtschlagen, als sei er mit demselben d'rinnen umgekommen. Zur bessern Vorsicht müsse dann der Fremde im Schlafe erwürgt oder durch Schwefeldampf erstickt werden, damit keine Wunde sichtbar sei, wenn er etwa früher gefunden würde, bevor er verweset wäre. Es würde wohl noch so viel Schwefel im Hause seyn, um ihn damit in den ewigen Schlaf zu räuchern. Die von ihm genossene Suppe, welche sie ihm gesegnet habe, gewähre ihr die Sicherheit, daß er nicht aufwachen würde vom irdischen Schlaf, bis er in den ewigen übergegangen. Alle menschlichen Vorstellungen des Mannes gegen den schrecklichen Mordanschlag fruchteten bei dem Ungeheuer nicht, welches ihm mit teuflischer Ueberredung bewies, daß es zur Reue und zum Umkehren für Beide zu spät sei. Die Aufmerksamkeit, womit der Mann ihr nach und nach zuhörte, gaben ihrer teuflischen Suade immer mehr Fluß: er wurde überredet, und sein guter Engel wich von ihm. So ward der Tod des Fremden hämisch beschlossen; die nähere Berathung jedoch, wie er vom Leben gebracht werden sollte, bis zu der Zeit aufgespart, wo er sich zur Ruhe gelegt hätte. Das Wetter begann sich inzwischen ganz aufzuklären: blau und heiter war der Himmel; die Sterne kamen hervor und blickten funkelnd auf die Heide nieder; der Sturm schwieg. Da wurden Beide besorgt, daß der Fremde noch abreisen möge, und faßten den Entschluß, ihn in diesem Fall von hinten zu erschlagen, wozu sich der Mann verstehen mußte, und im heimlichen Winkel die Axt zurecht setzte. Das lange Ausbleiben des Fremden fiel bald der Frau auf, und sie schickte den Mann hinaus, ihn aufzusuchen, auf daß er sich

nicht etwa heimlich davon mache, und sich irgendwo bis zum Anbruch des Tages verstecke, da er vielleicht den Braten schon rieche. Bald kamen Beide in's Zimmer zurück, und der Fremde drang wirklich in seinen Wirth, ihm als Bote durch die Heide zu dienen, weil es helles und gutes Wetter geworden. Er setzte hinzu, daß seine Reise Eile habe, und ihm eine heilige Pflicht gebiete, jede Stunde dazu zu nützen. Mann und Frau sahen sich nach dieser Rede betroffen an, und winkten sich schon zu, als plötzlich wunderbar der Himmel sich wieder verdunkelte, der Sturm von Neuem zu erwachen begann. Heftige Regenschauer schlugen an die Fenster; rasend tobte der Sturm und die ganze Natur gerieth aufs Neue in furchtbaren Aufruhr. Der Fremde schwieg erblassend; warf einen Blick zum Himmel, und schien sein trauriges Loos zu ahnen. Mit wankenden Schritten nahm er seinen Platz am Kaminfeuer, stützte den Kopf in die hohle Hand und versank in düstre Schwermuth. Eine hämische Freude leuchtete hell von dem Angesicht des blutdürstigen Weibes, indeß der Mann mit scheuem Wesen stier in das halbverloschene Feuer sah, um den Augen des Fremden nicht zu begegnen. Dann und wann schaute er flüchtig auf, und gewann endlich Fassung, seinen Gast ruhig zu betrachten, dessen Gesicht ihn wunderbar anzog und zum Mitleiden und Erbarmen bewegte. Der Fremde war ein blühender, hochgewachsener Jüngling, von einnehmender Gesichtsbildung; sein Auge sprach Sanftmuth und Menschenliebe, so daß oft seinem lauernden Mörder der menschliche Gedanke aufstieg, sich ihm anzuvertrauen, von ihm die Summe als Darlehen zu erbitten, womit er sich vom Elend retten könnte. Das in einem Winkel lauschende Weib schien den Wankelmuth ihres Mannes und Alles, was in seiner Seele vorging, auf seinem Gesichte zu lesen, und schlug listig, Mitleiden mit dem Gemüthszustand des Fremden heuchelnd, demselben vor, sich in das andere Zimmer zur Ruhe zu begeben und die Grillen zu verschlafen, da sein Lager bereits besorgt sei. Der Arme empfand auch wirklich eine gewisse Müdigkeit, weil das Pulver schon wirkte, und war unfähig, den Antrag des Weibes besonnen zu prüfen. Er

nahm seinen Mantelsack unter den Arm, und folgte der ihm voranleuchtenden Mörderin mechanisch. Sie hatte bald das ärmliche Bett zurecht gelegt, putzte die spärlich mit Oel gefüllte Lampe vor dem Marienbilde mit den Fingern, und wünschte ihm mit der Versicherung gute Nacht, daß sie ihn mit Anbruch des Tages wecken wolle.

Als sie aus der Thüre war, durchschauderte es plötzlich den Fremden; eine furchtbare Angst bemächtigte sich seiner, daß ihm fast die Sinne vergingen, und er halb ohnmächtig auf's Bett niedersank. Bald fuhr er, wie aus einem schweren Traum erwachend, wild in die Höhe, und eilte taumelnd, ein Fenster zu öffnen, um den Grabgestalten zu entfliehen, die vor seiner Phantasie aufstiegen. Der hiedurch entstandene Luftzug gab ihm seine volle Besinnung wieder; er prüfte seine mechanisch begangene Handlung und fand, daß Flucht das einzige Mittel sei, sich seinem gewissen Tode zu entziehen. Schon war er dazu auf einen Stuhl gestiegen, weil das Fenster zu hoch lag, und blickte mit klopfendem Herzen in die Finsterniß, als sich vor ihm eine dunkle Gestalt bewegte, worin er schon den lauernden Mörder ahnte. Mit dumpfem Angstruf warf er das Fenster zu, und versank in tiefes Hinbrüten. Er war ja wirklich der Sohn jener Abscheulichen, die seinen Tod beschlossen; hatte sich als Compagnon eines angesehenen Handelshauses in London mit der Tochter des Prinzipals desselben verlobt, vor seiner Verheirathung mit einer bedeutenden Summe aufgemacht, seine Eltern aus dem Elende zu reißen, wovon ihm ein dunkles Gerücht zu Ohren gekommen war, und sich ihren Segen zu holen. Daß sie aber so tief gesunken wären, ahnte seine Seele nicht; denn auf seiner einsamen Reise hatte er sich immer eine niedre, unentweihte Hütte geträumt, worin er sie als kümmerliche Alten finden würde. Bei dem Sherif-Amte zu Clanmors glaubte er die sichersten Nachrichten über sie einziehen zu können, und auf seiner letzten Tagereise dahin befand er sich, als ihn das Unwetter überfiel, und er gezwungen war, ein Obdach zu suchen, wozu ihn der Schein des gesehenen Feuers hingeleitet. Nicht allein der Gedanke an

seinen nahen Tod quälte seine verzagende Seele: er gedachte seiner verlaßnen Braut, seiner armen hilflosen Eltern, und weinte bittere Thränen über sein hartes Loos. Sein ganzes Wesen löste sich in stille Wehmuth auf, und sein Herz fing an Ruhe und Ergebung wohlthätig zu athmen. Als er so gefaßt auf die letzte Stunde mit klarem Blick im Zimmer umher schaute, ward er beim schwachen Schein der Lampe das Marienbild hinter Glas im verschlossenen Heiligenschrein mit frohem Erstaunen gewahr. Er sank vor demselben auf seine Kniee nieder; rief inbrünstig Gott um Rettung an, und flehte zu Ihm, daß Er sein kindliches Vorhaben segnen möchte. Gestärkt erhob er sich, betete noch andächtig seinen Rosenkranz, den er von Kind an als einziges Andenken an eine frühverlassene Mutter treu bewahrte, und fühlte sich endlich so ermuthigt, daß ihm alle Todesfurcht schwand, und er selbst Neigung zum Schlaf bei sich verspürte. Inzwischen war die Lampe fast erloschen, im Halbdunkel mußte er sein Lager aufsuchen, das gerade unter dem Heiligenschrein sich befand. Mit dem Rosenkranz in der Hand legte er sich d'rauf nieder, und versank bald in den sanften Schlummer, den ein ruhiges Gewissen und das Vertrauen auf Gott dem Frommen gibt.

Während seines Schlafes besprachen sich seine verruchten Eltern über seine Todesart, und näher rückte der Augenblick, in welchem das abscheulichste aller Verbrechen geschehen sollte. Die Miene, welche der Fremde in seinem Zimmer zur Flucht gemacht, war dem lauschenden Mann nicht entgangen, und bestimmte ihn völlig, in seinen Tod zu willigen. Ein heimlicher Schauer hielt ihn jedoch ab, selbst Hand an ihn zu legen, und so hatte das blutdürstige Weib ihr freies Spiel. So viel Schwefel, daß der Arme von dessen Dampf getödtet werden konnte, fand sich nicht im Hause vor, und da sie es mit dem Erwürgen zu gewagt hielt, beschloß sie, des Ueberlegens müde, ihn auf die leichteste Art sich vom Halse zu schaffen, und ihn mit der Axt zu erschlagen. Damit sie indessen alle sichtbaren Verletzungen der Haut möglichst vermiede, dachte sie sich's aus, den

Helm der Axt mit einem Tuche zu umwickeln, und den Schlag auf die obere Hirnschale zu thun, wo die Haare Alles zudecken; dann den Leichnam so neben dem getödteten Pferde in den Sumpf zu werfen, als wenn er auf den Kopf von demselben gestürzt wäre, und dadurch seinen Tod gefunden hätte. Ungeachtet dieser teuflischen Ueberlegung, graute ihr doch vor der That, und zögernd schlich sie unruhig auf den Socken oft an die Thür des Schlafenden, und lauschte mit wild verdrehten Augensternen seinen Athemzügen. Endlich gewann sie Fassung zu dem schrecklichen Mord. Sie holte die Axt, bewickelte sie vorsichtig, lehnte sie dann leise an die Wand, und huschte aus der Thür, um vorher das Haus noch zu umspähen und ganz sicher zu seyn, daß kein rettender Engel nahe. Hierauf schickte sie ihren Mann hinaus, um Lauer zu stehen auf dem am Hause vorbeiführenden Wege; goß Oel auf die Traglampe, damit sie nicht erlösche, und stellte sie so, daß ihr Schein durch die Ritze der Thür in das Zimmer des Schlafenden fallen mußte, wenn sie halb geöffnet war; denn sie glaubte jene vor dem Gnadenbilde bereits erloschen. Auf den Socken schlich sie nun, die Axt unter der Schürze verborgen, zur Thür; lauschte lange mit angehaltenem Athem, ob der Schlafende sich nicht rege, und öffnete sie leise. —

Wie einst die Gottlosen am Tage des jüngsten Gerichts vor dem Throne des Ewigen zittern, und von seinem Glanz geblendet auf ihr Angesicht in Staub niedersinken, so bebte — starrte und schwankte die verruchte Mörderin vor dem Wunder, das ihr kreisendes Auge sah. Die Gottesampel brannte hell auf, in überirdischen Strahlen schwamm das Bild der Gebenedeiten, Tageshelle übergoß den Schlafenden, und mit Entsetzen erkannte sie den Rosenkranz, welchen sie einst dem scheidenden Kinde mitgab. Zerknirscht sank sie in den Staub über das schweigende Gottesurtheil; ihre Sinne vergingen, und finstere Todesnacht umfing sie.

Doch, ihre Seele sollte nicht verloren gehen: — so unendlich, wie das Reich Gottes ist, so unendlich ist auch seine Barmherzigkeit. Die Sünderin erwachte unter den Händen ihres

Sohnes, um reuig zur ewigen Seligkeit einzugehen. Sie gestand ihm ihre Schuld, und flehte um die himmlische Wohlthat, die Beichte abzulegen, und das heilige Sakrament darauf zu empfangen.

In der Pfarrei zu Clanmors vollendete die Bußfertige nach empfangener Absolution, und noch heut zu Tage zeigt ein Stein auf dem Kirchhofe dieses Orts die Stätte, wo man sie begrub.

In der ganzen Gegend verbreitete sich bald das Wunder von Mund zu Mund. Auf Kosten des Geretteten unfern des Hauses ward nun die oben erwähnte Kapelle unter bischöflicher Segnung erbauet, das Gnadenbild in feierlicher Prozession dahingetragen, und darin aufgestellt, und lange wallfahrteten fromme Seelen zu der heiligen Stätte.

Von dem Manne, der sich gleichfalls zu Gott bekehrt, und allem Bösen abgesagt hat, spricht die Chronik nicht weiter. Möge auch seine Seele in den Ort der Frommen eingegangen seyn. Die Geschichte schließt mit folgenden Worten:

„Ihr Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, die Ihr wandelt in Irrthum und Sünde, fliehet vor der Missethat; nehmt ein Erbauen d'ran und wendet Euch reuig zu Gott dem Herrn!

Es ist kein Sünder so groß,
Daß er nicht fällt in Christi Schooß!

Amen."

II. Bekehrung mittels des Predigtamtes.

Um zu zeigen, welche Wirkungen die Predigt auf empfängliche Gemüther zu machen im Stande ist, gehen wir zurück auf die Zeiten des heiligen Franciscus von Assisi und des heil. Dominicus.

Die Prediger, welche diese beiden Heiligen ausgesendet, erscheinen hauptsächlich dadurch ausgezeichnet, daß ihnen außer der Verherrlichung Gottes und der Heiligung der Seelen ein zweiter großer Gegenstand die Beruhigung der Welt, die Friedensstiftung unter den Völkern war. Hierdurch erhielt die Predigt jene hohe sociale Bedeutung, welche sie in neuerer Zeit, wo die Kanzel, gleich dem weltlichen Lehrstuhl, vom „Staate"

aus besetzt wird, verloren hat. Es war eine Zeit wilder Gährung und grausenhafter Zerwürfnisse, als jene Heiligen ihre Orden stifteten. Die Städte waren gewaffnet gegen Städte, die Familien in verderbliche Factionen gespalten, alle Classen der Bürger bekämpften sich gegenseitig, um die Gewalt und obrigkeitliche Würde an sich zu reißen, und die Völker zerfleischten sich selbst, sobald sie nicht von gottesräuberischen Tyrannen gequält wurden. Dazu kam, daß die Häresie eben damals ihr verderbliches Netz über ganz Europa auszuspannen suchte. Es gingen aber, wie die neueste Biographie des heiligen Franziscus sagt, gleichzeitig vom Fuße des Kreuzes zwei Wege des Heils und zwei mächtige Heerzüge aus: die Prediger-Brüder und die minderen Brüder; mit glühendem Eifer durchwandern sie die Welt, und predigen im Namen des Gottes des Friedens Versöhnung und Verzeihung aller Beleidigungen. Und die tobenden Völker verstummen und umringen ihre Apostel, und alsbald schwindet der Haß, schwindet der Krieg, und man hört nur aller Orten den feierlichen Nachhall der Worte: Brüder, der Friede sei mit euch! der Friede, das ist die Gerechtigkeit; der Friede, das ist die ruhige Freiheit. Wir beginnen mit den minderen Brüdern.

1. Franziscus von Assisi.

Franziscus schwankte Anfangs zwischen dem beschaulichen und dem thätigen Leben. Die Mehrzahl seiner Jünger und er selbst waren ungelehrte Menschen, die dem Hochmuthe nur die „Thorheit des Kreuzes“ entgegensetzen konnten. Gott weckte aber, wie der heilige Bonaventura sagt, diesen Zweifel in der Seele seines Dieners, damit ihm sein apostolischer Beruf vom Himmel offenbar werde. Franziscus versammelte seine Brüder und sprach: Meine Brüder, was rathet ihr mir? Was von beiden dünkt euch das Bessere: daß ich mich dem Gebet überlasse, oder daß ich das Land durchwandere und predige? Ich bin ein einfältiger Mensch, der sich wenig auf das Reden versteht; ich habe mehr die Gabe des Gebets als des Worts

empfangen. Ueberdies gewinnt man viel durch das Gebet, es ist die Quelle der Gnaden; beim Predigen geschieht aber nichts anders, als daß man dasjenige, was Gott uns mitgetheilt hat, unter die Andern vertheilt. Das Gebet reinigt unser Herz und unsere Neigungen; es vereinigt uns, die Seele mit einer großen Lebenskraft der Tugend durchdringend, mit dem allein wahren und höchsten Gute, während die Predigt die Füße des geistigen Menschen staubig macht, und ein Amt ist, welches zerstreut und entzügelt, und zur Auflösung der Disciplin führt. Endlich sprechen wir im Gebete zu Gott, wir vernehmen ihn und verkehren mit den Engeln, als wenn wir schon ein englisches Leben führten. Dagegen müssen wir bei der Predigt gar viele Rücksichten für die Menschen haben; müssen, unter ihnen lebend, in gewisser Beziehung und ganz in ihrer Weise sehen und hören, sprechen und denken wie sie. Allein es ist etwas, was alles Andere vor Gott zu überwiegen scheint: daß nämlich der eingeborne Sohn, der im Schooße des Vaters und die höchste Weisheit ist, herabstieg vom Himmel, um die Seelen zu retten, um durch sein Beispiel und durch sein Wort die Menschen zu lehren, um sie mit seinem Blute zu erlösen, und ihnen aus diesem kostbaren Blute ein Bad und einen Heiltrank zu bereiten. Alles, was er hatte, hat er großmüthig und ohne Rückhalt für unser Heil hingegeben. Und da wir nun verbunden sind, alle Dinge nach dem Muster zu thun, welches uns in seiner Person wie von der Höhe herab gezeigt wird, so scheint es dem göttlichen Willen angemessener, daß ich meine stille Ruhe unterbreche, um draußen in der Welt zu arbeiten. Um aber dieser peinlichen Ungewißheit zu entgehen, sendete er zwei seiner Geistlichen, Philippus und Masseo, zu dem Priester, Bruder Sylvester, der damals in dem Gebirge von Assisi im beständigen Gebete verharrte, mit der Bitte, sich bei Gott wegen dieses Zweifels Rath zu holen. Denselben Auftrag gab er seiner Schülerin Clara, der Stifterin des Ordens der armen Frauen, indem er ihr empfahl, ihre Töchter, und besonders jene, welche sie für die reinste und einfältigste halte, dazu zu benützen.

Als die beiden Geistlichen zurückkamen, empfing sie Franziscus mit großer Ehrfurcht und Zärtlichkeit; er wusch ihnen die Füße, umarmte sie und gab ihnen zu essen; dann führte er sie in den Wald, wo er sich mit gesenktem und entblößtem Haupte, die Hände auf die Brust gekreuzt, auf die Kniee niederließ und sprach: verkünde mir, was mein Herr Jesus Christus mir zu thun gebietet. Hierauf antwortete Masseo: Mein viel lieber Bruder und mein Vater, Sylvester und Clara haben von unserm Herrn Jesus Christus eine und dieselbe Antwort erhalten: gehet hin und prediget. Es ist nicht allein um unsers Heiles wegen, daß Gott euch berufen hat, sondern wegen des Heils der Andern, und er wird euch seine Worte in den Mund geben. Sogleich erhob sich Franziscus, und gleich den alten Propheten Israels vom Geiste Gottes ergriffen und von Liebe entflammt, rief er im Fortschreiten: gehen wir im Namen des Herrn!

Wie er predigte, und welcher Segen seine Predigten begleitete, mag man an Folgendem abnehmen. Ein sehr berühmter Dichter jener Zeit, ein gekrönter Troubadour, Kaiser Friedrich II., welchen man wegen der Vortrefflichkeit seiner Lieder den König des Gesangs nannte, trat eines Tags in die Kirche eines Klosters im Flecken St. Severino, wo eben der Diener Gottes über die Mysterien des Kreuzes predigte. Da öffnete Gott die Augen des Dichters und er sah zwei blitzende Schwerter quer über die Brust des Franziscus gekreuzt, und er erkannte, daß dieser hier der heilige Mann sei, von welchem der Ruf so große Dinge verkünde. Und wie durchbohrt von dem Schwerte des göttlichen Worts, entsagte er aller Eitelkeit der Welt und trat in den Orden der minderen Brüder. Franziscus, weil er ihn so vollkommen von der Unruhe des Zeitlichen befreit und zum Frieden Jesu Christi bekehrt sah, nannte ihn Bruder Pacificus. Er war ein Mann von großer Heiligkeit und wurde der erste Minister-Provinzial von Frankreich.

Eines Tages kam Franziscus auf seinen apostolischen Wanderungen mit dem Bruder Leo am Fuße des Schlosses von

Montefaltro vorüber. Ritter, Kaufleute, Landleute strömten zahlreich zusammen; das ruhmvolle Panier der Grafen von Montefaltro wehte ober dem Hauptthor, und von den Wällen herab schallte Trompetenklang und freudiges Jauchzen. Der Hof hallte von dem Stampfen und Wiehern der Streitrosse wieder, und in den weiten gothischen Prunksälen stimmten italienische und provençalische Troubadoure ihre Saitenspiele, um Tapferkeit und Heldenmuth zu besingen. Eben war die Waffenwache geendigt, und ein junger Graf von Montefaltro empfing in der alten Kapelle, umgeben von seiner Familie und von der ganzen benachbarten Ritterschaft, den symbolischen Schmuck des Ritterthums, welches ursprünglich eine durchaus religiöse Anstalt, eine Heiligung der Kriegskunst war. Franziscus liebte solche Feste, die ihm seine süßesten und lebendigsten Neigungen der Jugend in die Erinnerung zurückriefen, und er sagte zu Leo: gehen wir auch zu diesem Feste, wir machen dort mit Gottes Hilfe wohl einen geistlichen Ritter. Nach der kirchlichen Feierlichkeit stieg Franziscus auf eine kleine Mauer, und begann seine Predigt mit den Worten: es ist so groß das Gut, nach dem ich trachte, daß alle Qualen ich für Wonne achte. Er berief sich auf das Beispiel der Apostel, die voll Freude waren, wenn sie für den Namen Jesu Christi Mißhandlungen ertragen durften, und auf jenes der Martyrer, welche um den Himmel zu gewinnen, sich freiwillig allen Qualen und dem Tode darboten. Die Zuhörer waren tief bewegt; die Blicke Aller hafteten auf dem Antlitze des Predigers, als wäre er ein Engel und einer von den Rittern, Orlando di Chiusi di Casentino, der in Toscana wunderbare Dinge von Franziscus vernommen und sich deßwegen lebhaft nach seinem Anblicke gesehnt hatte, näherte sich ihm sogleich nach der Predigt, führte ihn auf die Seite und sagte: Vater, ich möchte mit euch über das Heil meiner Seele reden. Das ist mir sehr lieb, entgegnete Franziscus, bezeiget indessen jetzt Euern Freunden, die Euch zum Feste einluden, die übliche Ehre, esset mit ihnen und nachher wollen wir zusammen sprechen so viel Ihr wollt. Und so geschah es auch; nach dem

Essen kam Orlando zu Franziscus und nach einer langen und erschöpfenden Unterredung über den Zustand seiner Seele sagte er: ich besitze in Toscana einen Berg, wie geschaffen für ein gottseliges klösterliches Leben; er heißt Monte del Alverna, liegt abgesondert, und ist wegen seiner wilden Einsamkeit gewiß Allen erwünscht, die entfernt von der Welt Buße thun und ein einsiedlerisches Leben führen wollen. Findet ihr Gefallen an ihm, so gebe ich ihn mit Freuden Euch und Euern Genossen zum Heile meiner Seele. Franziscus vernahm diese Worte mit großem Vergnügen, und Gott in seinem Herzen dankend, erwiederte er, Herr, wenn Ihr auf Euer Schloß zurückgekehrt seid, will ich einige meiner Jünger zu Euch senden, damit sie den Berg besichtigen; und wenn er sich für das klösterliche Leben eignet, so werde ich Euer liebreiches Geschenk annehmen.

So kam Franziscus in Folge einer Predigt in Besitz des Berges Alverna. Dort war es, wo der Heilige später die Wundmale empfing. Nachdem er nun geistlich und leiblich mit Jesus Christus gekreuzigt worden war, so daß er wegen der Nägelmale in seinen Füßen seine gewöhnlichen Wanderungen nicht mehr vornehmen konnte, ließ er sich erschöpft und halbtodt herumführen, und wiederholte immer die Worte: Jesus Christus, meine Liebe, ist gekreuzigt worden. So besuchte er oft in einem einzigen Tage vier bis fünf von den kleinen Städten Umbriens und sein Anblick allein wurde zur erschütternden Predigt.

2. Antonius von Padua.

Unter den Predigern, die im Geiste und nach der Regel des h. Franziscus die Kirche zu reformiren strebten, verdient zunächst der heilige Antonius von Padua genannt zu werden. Er war nicht bloß ein apostolischer Missionär, sondern auch ein gelehrter Doctor. Wie urtheilt er aber über das Predigtamt, und wie übte er dasselbe unter seinen Zeitgenossen? Ein guter Prediger, sagt er, ist ein Sohn des Zacharias, d. h. der Erinnerung an den Herrn; in seinem Geiste muß er stets eine Denkschrift von dem Leiden Jesu Christi bewahren. Der Hei-

land ist es, nach welchem er in der Nacht des Unglücks verlangen, er ist es, in welchem er am Morgen der Wohlfahrt und Freude erwachen muß: dann wird sich das Wort Gottes auf ihn niederlassen, das Wort des Friedens und des Lebens, das Wort der Gnade und der Wahrheit. Du Wort, welches die Herzen nicht ermattet, sondern entzündet! Wort voll milder Süße, welches im Kern der leidenden Seele beseligende Hoffnung zeugt! erfrischendes Wort für die durstende Seele! — Bei der Erläuterung einer Stelle aus dem dritten Buche der Könige findet er dort das symbolische Bild eines vollkommenen Predigers: Elias ist der Prediger, der den Gipfel des Berges Carmel, d. h. den Gipfel des heiligen Gesprächs, besteigen soll, wo ihm die Wissenschaft gelehrt wird, mittelst einer mystischen Beschneidung alle eitlen und überflüssigen Dinge zu entfernen. Zum Zeichen der Demuth und der Erinnerung seines Elendes wirft er sich auf die Erde nieder und sein Antlitz birgt er zwischen seine Kniee, um die tiefe Trauer über die alten Missethaten zu bezeigen. Und Elias sagt zu seinem Diener: gehe und blicke hinaus gegen das Meer! Dieser Diener ist der Leib des Predigers, der rein seyn und unaufhörlich hin auf die Welt blicken muß, die in der Bitterkeit der Sünde versunken ist, damit er sie durch sein Wort bekämpfe. Und er muß siebenmal hinblicken, d. h. er muß ohne Rast und Ende die sieben hauptsächlichsten Artikel des Glaubens: die Allerheiligste Dreieinigkeit, die Fleischwerdung, die Taufe, die Passion, die Wiederauferstehung, die Sendung des heiligen Geistes und das jüngste Gericht, wo die Bösen zum ewigen Feuer verdammt werden, bedenken und betrachten. Allein beim letzten Hinblick wird der Prediger aus der Tiefe des Meeres eine kleine Wolke aufsteigen sehen: eine Regung der Zerknirschung und Reue in der innersten Seele der Sünder; und diese Spur der göttlichen Gnade im Herzen des Menschen wird sich erheben, wird zur großen Wolke werden, die mit ihrem dichten Schatten die Liebe zu den irdischen Dingen bedecken wird; dann wird der Wind des Bekenntnisses wehen, der die Sünde bis zur letzten Wurzel ausrottet, und zuletzt wird der

reichliche Segen der Genugthuung den Boden tränken und befruchten. Dieß sei das Thun des guten Predigers. Wehe aber dem, dessen Rede von eitlem Ruhme glänzt, und dessen Werke ihn mit Schande bedecken.*)

Antonius predigte auf freiem Felde vor mehr als dreißigtausend versammelten Menschen. Von allen Seiten strömte das Volk herbei; alle Wege waren des Nachts mit Männern und Frauen angefüllt, die große Fackeln trugen, und um die Morgenpredigt nicht zu versäumen, mit drängender Hast einander vorzukommen suchten. Die Ritter, die edeln Frauen lagerten mit den Bauern und dem geringsten Volke auf dem Felde, und harrten in tiefster Sammlung am bezeichneten Orte. Die reichen Gewänder und Alles, was die heilige Einfalt stören konnte, legte jeder ab. Sah man endlich den heiligen Missionär, von dem Bischof von Padua und der gesammten Weltgeistlichkeit begleitet, herankommen, so gerieth die Menge in eine unbeschreibliche Bewegung. Dann wurde Alles still und jeder öffnete sein Herz dem süßen Thau der Gnade. Und selbst die Kaufleute im Innern der Stadt schlossen voll Ehrerbietung vor einem so feierlichen Augenblick ihre Läden und verzichteten auf ihr Geschäft. Nun ließ der Herold Jesu Christi die erhabenen Lehren seines Meisters vernehmen; seine Rede drang gleich einer auflodernden Flamme bis in das innerste Mark der Seele; bald strömten die Thränen in Fülle, und Seufzer, Schluchzen, Ausrufungen des Schmerzes und der Reue bedeckten die Stimme des Predigers. Jetzt stürzten sich die Massen mit aller Gluth des Glaubens und der Liebe auf Antonius, küßten ihm Hände und Füße, zerrissen seine Kleider, und oftmals hätte er ohne den Beistand von starken bewaffneten Männern, die ihn bis in sein Kloster begleiteten, unter der drückenden Last dieser maßlosen Zärtlichkeit erliegen müssen.

Damals verwüstete die Grausamkeit des verruchten Ezzelino

---

*) Sermonis S. Antonii, Paris 1641. p. 105, 335, 366, nach Chavin de Malan's Cit.

die Städte Verona und Padua. Antonius geht mit der Furchtlosigkeit, die nur der heilige Eifer zu verleihen vermag, in den Palast, und vor ihn tretend, sagt er: grausamer Tyrann, unersättliches Ungeheuer, das Gericht Gottes bedroht dein Haupt! Wann wirst du aufhören, das Blut unschuldiger und gläubiger Christen zu vergießen? Und als die Wachen nur eines Winkes harren, den Tollkühnen niederzuhauen, wird Ezzelino zum sanften Lamme, schlingt sich seinen Gürtel um den Hals, wirft sich dem Antonius zu Füßen, und verspricht ihm, der Gerechtigkeit zu genügen. Die Umstehenden staunten aber über eine so plötzliche Umwandlung, als hätten sie eine Todtenerweckung gesehen. Antonius erhielt die Loslassung des Grafen von San Bonifacio und mehrerer anderer Ritter. Ezzelino zeigte sich später in seinen Missethaten und Verwüstungen wieder als den alten Wütherich, aber auch Antonius fuhr fort, im Namen der Kirche und der menschlichen Freiheit vor aller Welt sich gegen ihn zu erheben und zu verwahren.

Antonius ganzes Apostelamt war eine fortgesetzte Erhebung gegen die Zügellosigkeit und Wildheit der damaligen Zeit. Er durchwanderte das ganze nördliche Italien und südliche Frankreich, um den Spitzfindigkeiten des Irrthums die positive Macht einer reinen Lehre entgegenzusetzen, und die katholische Bevölkerung strömte deßwegen, wo er erschien, zusammen, und begrüßte ihn als den unermüdlichen Hammer der Ketzerei. Er predigte zu Rom und das Wunder des Pfingstfestes erneuerte sich zu seinem Ruhme, denn jeder vernimmt ihn in seiner eigenen Sprache. Er beschwichtigt und besänftigt die giftigen Regungen alten Hasses und tiefgewurzelter Feindschaft; stellt Frieden und Eintracht her; befreit und tröstet Gefangene; nöthigt die Wucherer, ihr schmähliches Unrecht gut zu machen und stiftet jene Vereine, jene Bruderschaften der Buße, die der Welt so lange zur frommen Erbauung dienten. Sein Eifer überfliegt jedes Maaß. Ein Jahr vor seinem Tode hatte er sich krank und erschöpft, in die Stadt Padua zurückgezogen, um seine Predigten niederzuschreiben, wozu ihn der Bischof von Ostia,

sein hoher Gönner, dringend aufgefordert hatte. Allein beim Herannahen der heiligen Fastenzeit konnte er dem heißen Wunsche, noch einmal unter dem Volke zu predigen, nicht widerstehen, und man genoß das Glück, ihn vierzig Tage lang zu hören. Bei dieser apostolischen Wirksamkeit fand er oft vor einbrechender Nacht nicht einen freien Augenblick zum Essen; weßwegen auch sein Körper, von Natur schwerfällig und dick, immer leidend fortsiechte. Doch Gott stärkte und unterstützte seinen Diener innerlich, und theilte sich ihm auf unaussprechliche Art mit. Die alten Bücher sagen: man sah eines Tages auf einem großen aufgeschlagenen Buche ein außerordentlich schönes Kind, lieblich und im hellsten Lichte strahlend, welches seine Hände um den Hals des Antonius schlang und ihn, wie es auch der Heilige that, mit zärtlicher Liebkosung umarmte und an sich drückte. Er wurde auch bald zu der ewigen Hochzeitsfeier geladen, denn er starb 1231 in einem Alter von sechsunddreißig Jahren, und Gott ließ seinen Triumph der Welt durch den Mund der Unschuld und Reinheit verkünden: kleine Kinder durchliefen Abends die Straßen von Padua mit dem Rufe: gestorben ist der heilige Vater, der heilige Antonius ist gestorben!

Mehrere Jahre waren vergangen, als der heilige Bonaventura, der General des Ordens der mindern Brüder, das Grab des Antonius öffnete, den Leib zwar in Staub zerfallen, die Zunge aber, dieß Werkzeug seines mächtigen Worts, frisch und roth fand. Der große Lehrer nahm sie in seine Hände, küßte sie und rief mit tiefer Rührung aus: o gesegnete Zunge, die immer das Lob Gottes verkündet und die Menschen gelehrt und bewegt hat ihn zu preisen und zu segnen, wie kostbar bist du vor Gott! Sie wurde dann in ein goldenes Reliquienkästchen gelegt.

3. Bernardino von Feltri.

Später finden wir den mindern Bruder Bernardino von Feltri in der Reihe wunderthätiger, auf das öffentliche Leben mächtig einwirkender Prediger. Er war geboren zu Feltri in der Treviser Mark im Jahre 1439. Die salbungsvollen Pre-

digten des berühmten Jacobus de Marchia, den er als siebenzehnjähriger Jüngling mit besonderer Vorliebe hörte, und der Tod zweier innig geliebter Lehrer, machten einen solchen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth, daß er sich entschloß, in einem Orden das Eine Nothwendige zu suchen. Am 14. Mai 1456 empfing er aus den Händen des Jacobus de Marchia das Ordenskleid. Nachdem er dreizehn Jahre lang in stiller Zurückgezogenheit sich geübt und erprobt hatte, wurde er, dreißig Jahre alt, von seinen Obern zum Predigtamt berufen. Peschieri am Gardasee, Feltri, Mantua und Trient sahen die erste Entwicklung seiner Größe als Prediger. Später waren der Schauplatz seiner apostolischen Thätigkeit vorzüglich Venedig und Padua. Damals herrschte in ganz Italien, besonders in den oberen Gegenden, in Folge von Kriegsunruhen große Zerrüttung, und namentlich sah sich der gemeine Mann häufig in der rathlosesten Geldverlegenheit. Diesen Zustand der Dinge benutzten die Juden zu ihrem Vortheile; sie liehen um schwere Zinsen und brachten dadurch die armen Menschen am Ende in Verzweiflung. Bernardino sah ein, daß in einem von den Dornen zeitlicher Sorgen gequälten Herzen das Wort Gottes unmöglich ein gutes Erdreich finden könne; er sann daher auf Mittel, diesem Uebel abzuhelfen. Bei der ihm eigenen Macht des Geistes, womit er auf die Gemüther wirkte, war es ihm leicht, die Vermöglichern zur Spendung großer Beiträge zu bewegen. Das zusammengeschossene Geld bildete einen Stock, der unter eine eigene Verwaltung gestellt wurde. Aus diesem Fond konnten nun die Aermeren gegen Entrichtung einer kleinen Abgabe ihren Bedarf entlehnen. Eine solche Stiftung, mons pietatis, Berg der Frömmigkeit genannt, hatte überall, wo er sie errichtete, die gesegnetsten Folgen. Begreiflicher Weise wurden die Juden, die dadurch ihrem Wuchergeiste den freien Spielraum entzogen sahen, die erbittertsten Feinde des Bernardino, und leider brachten sie es später in Venedig und Florenz dahin, daß dem heiligen Manne das Predigen in beiden Staaten untersagt wurde. Unter den oberitalischen Städten herrschte ein rühmlicher Wettstreit, welche

das Glück genießen sollte, seine Fasten- oder Adventpredigten zu hören. Seitdem 1481 der Doge von Venedig sich an den Pabst gewendet hatte, er möge ihm befehlen, bei den Venetianern zu predigen, war sein Leben eine ununterbrochene Kette von glänzenden Triumphen. Die stolze Herrscherin der Meere, deren Töchter alle Damen Europa's an Ueppigkeit und Putz übertrafen, wurde auf einmal vom Geiste Gottes ergriffen. Die Weiber legten ihren Putz ab, die Nonnenklöster, die sich der Ungebundenheit ergeben hatten, hielten jetzt strenge Clausur, das Volk horchte ihm stundenlang in unermeßlichen Schaaren unter freiem Himmel, Jünglinge, denen sich vermöge ihrer innern und äußern Vorzüge in der Welt die lockendsten Aussichten darboten, stellten sich in Menge an der Klosterpforte ein, um als Ordensmänner das auszuüben, was der Prediger ihnen zur Pflicht gemacht hatte. Wo in einer Stadt ein unheilbarer Bürgerzwist obwaltete, da wurde er hingefordert, und selten ohne Erfolg. Nachdem er einst (1491) im Amonathal hundertjährige Feindschaften beigelegt hatte, wurde er zu Faenza von Papinian, einem angesehenen Juristen, zu einem Alten geführt, welcher wegen Ermordung seines Sohnes mit Gedanken einer schweren Blutrache umging. Kein auch noch so eindringliches Zureden hatte bisher Eindruck auf ihn gemacht. Auch Bernardino's bewegliche Worte, die alle Umstehenden zu Thränen brachten, rührten ihn nicht. Da warf sich der Pater dem Greise weinend zu Füßen und sprach: sieh' hier deinen Sohn! Das bewegte auch den Alten, er nahm ihn weinend an Sohnes Statt auf und versöhnte sich mit seinen Feinden. Zu Mantua hielt er den tyrannischen Markgrafen Friedrich unerschrocken seine strafwürdige Gewaltthätigkeit vor und achtete es wenig, daß ihm derselbe seinen Unwillen empfinden ließ. Wie er, wohin er kam, dem Wucher der Juden den Krieg erklärte, so auch der Eitelkeit der vornehmen Welt in übertriebenem Putz, in Fastnachtsaufzügen, Bällen, in der Lectüre verderblicher Bücher. Außer dem oben erwähnten mons pietatis wurde daher, ehe er eine Stadt verließ, auch ein castellum diaboli, eine Teufelsburg errichtet und unter großem Zulauf verbrannt. Zu diesem Zweck wurden

von allen denjenigen, welchen durch die salbungsvollen Worte des Gottesmannes die Lust an der Eitelkeit vergangen war, Toilettengeräth, Schminke, Spiegel, Schleppkleider, Masken, Carnevalzeug, unsaubere Lieder, Bilder, Bücher, Zauberschriften, Würfel, Instrumente zur Tanzmusik u. dgl. herbeigebracht, ordentlich aufgebaut, gehörig ausstaffirt und dann in Brand gesteckt. Der Werth solcher Teufelsfestungen belief sich öfters auf mehr als 2000 Gulden. Als er 1487 zu Parma die Adventpredigten hielt, fiel ihm ein in Gold und Silber gefaßtes kostbares Buch von Liebesgedichten, das der Herzog Johann Galeazzo seiner Buhlin zusandte, in die Hände; sogleich wurde es den Flammen übergeben. Wer seine Anwesenheit in einer Stadt nicht an dem unglaublichen Zusammenfluß der Menschen gemerkt hätte, durfte nur die Aenderung der Sitten, den häufigen Besuch der Kirchen und den andächtigen Empfang der Sacramente, das Verstummen rauschender Belustigungen, die reichliche Beschenkung der Armen, die Aussöhnung langer Feindschaften, die Wiedererstattung unrecht erworbenen Gutes, und hundert andere Wahrzeichen von Lebensumkehr beobachten, um zu wissen, wer an diesem Orte zugegen sei, oder vor kurzem daselbst gewirkt habe. Die Verehrung des Volkes gegen diesen außerordentlichen Prediger war um so größer, je mehr mit seinen Worten sein ganzes Leben übereinstimmte. Trat er vom Predigtstuhle ab, so mußte ihn eine starke Wache gegen die Zeichen übermäßiger Verehrung schützen, denn es geschah mitunter, daß das Volk, um von dem allverehrten Mönche Reliquien zu haben, Stüche von seinem Habit abschnitt, so daß er Gefahr lief ohne Gewand heimzukommen. Seine Fußtapfen wurden andächtig geküßt. In heiligen Zeiten predigte er öfter des Tags dreimal. Wenn er von einer Stadt zur andern zog, so verließen die Landleute Sichel und Sense und folgten ihm schaarenweise nach, bis sich eine so große Menge gesammelt hatte, daß er sich genöthigt sah, ihnen zu predigen. Oefter eilten ihm von einer Stadt zur andern ganze Züge voraus, um dort an seinen Reden, die sie bisher immer hungriger nach geistlicher Nahrung gemacht

hatten, sich satt hören zu können. Die engherzige Politik der Venetianer und Florentiner, geleitet von dem Wuchergeist der geldgierigen Juden, verwehrte ihm, wie schon erwähnt wurde, eine Zeitlang das Predigen in ihren Staaten. Wenn er nun in eine Stadt kam, wo der Magistrat aus höherem Auftrag ihm untersagte an das Volk zu reden, so gerieth dieses in eine so drohende Bewegung, daß der Mann, welchem die Macht über alle Herzen verliehen war, ehrerbietig gebeten wurde, den Sturm zu stillen und ohne Scheu das Wort Gottes zu verkünden. Nicht selten ging er aus einem solchen Ort, um keine Unruhe zu erregen, in der Stille weg. Kaum war aber seine Entfernung, und der Grund derselben, bekannt geworden, so eilten ihm ganze Schaaren nach, holten ihn ein, und nöthigten ihn auf der Stelle zu predigen, oder führten ihn triumphirend in die Stadt zurück, wo er dann mit unverwandter Aufmerksamkeit angehört wurde. Auch besiegelte der Herr seine Worte mit Wundern, was ihm in den Augen Aller das Ansehen eines himmlischen Gesandten gab. Wie groß sein Eifer war, kann man daraus schließen, daß, als ihm einst im Feuer der Rede eine Brustader gesprungen war, er sich nur fünfzehn Tage lang unterbrechen ließ. Nachdem Venedig, Mailand, Genua, Florenz, Rom, Spoleto, kurz ganz Ober- und Mittelitalien den Segen seines himmlischen Berufs genossen hatte, verschied er zu Pavia den 28. September 1494.*)

4. Reginald.

So groß die Verdienste der minderen Brüder um das Predigtamt seyn mögen, die eigentlichen Träger desselben, namentlich bezüglich seines Einflusses auf das öffentliche Leben, waren damals die Dominikaner, die Prediger-Brüder. Dieser Orden hatte zur Absicht, der Irrlehre gegenüber sich der Vertheidigung der Kirche mittelst der Predigt zu widmen. Bemerkenswerth ist,

*) Hieher gehört auch Johannes Capistranus. Das Nähere über ihn s. Exempelbuch I. Theil. III. Abtheilung, II. Abschnitt. II. F.

wie der heil. Dominicus auf den Gedanken kam, einen solchen Orden zu stiften. Als er im Jahre 1203 mit dem Bischof von Osma in Geschäften auf Reisen war, hatte er, auf dem Wege durch Languedoc, Gelegenheit, sich von den furchtbaren Fortschritten der Albigenser zu überzeugen. Zu Toulouse, wo sie nur eine Nacht verweilen sollten, bemerkte Dominicus, daß ihr Wirth der ketzerischen Secte angehöre; und obgleich durch die Kürze der Zeit gedrängt, war ihm dennoch der Gedanke peinlich, daß der verirrte Mensch, der sie aufgenommen, von ihrer Durchreise keinen Vortheil haben sollte. Er wußte ja, daß Jesus Christus seinen Jüngern gesagt hatte: „Wenn ihr in ein Haus gehet, so grüßet dasselbe und saget: der Friede sei mit diesem Hause! und wenn das Haus dessen würdig ist, so wird euer Friede über dasselbe kommen; ist es aber dessen nicht würdig, so wird euer Friede auf euch zurückkehren.“ Den Heiligen sind stets alle Worte Christi gegenwärtig, und sie wissen wie mächtig eine Segnung selbst bei jenen wirkt, die sie nicht kennen; darum betrachten sie sich als Gesandte Gottes an jedes Geschöpf, welchem sie begegnen, und sind eifrig bemüht, nicht früher von ihm zu scheiden, als bis sie einen Keim des göttlichen Erbarmens in seiner Brust geborgen haben. So begnügte sich auch Dominicus nicht damit, im Stillen für seinen ungläubigen Wirth zu beten, sondern er brachte die ganze Nacht im Gespräche mit ihm zu, und der Ketzer fühlte sein Herz von der unerwarteten Beredtsamkeit des Fremden so gewaltsam ergriffen, daß er sich, bevor die Sonne aufgegangen war, wieder zum alten Glauben bekehrte. Bei dieser Gelegenheit verfiel Dominicus zum Erstenmal auf den Gedanken, einen Orden für das Predigtamt zu stiften.

Nachdem der Gedanke des Heiligen so weit in's Leben getreten war, daß er eine Schaar Brüder um sich versammelt sah, deren einer, Peter Cellani, der guten Sache sein bedeutendes Vermögen zum Opfer gebracht hatte, ging er im Jahre 1215 nach Rom, um sein Werk durch Genehmigung des apostolischen Stuhles zu krönen.

Wie bewährte sich das kühne Unternehmen des Mannes Gottes? Im Jahre 1221 wurde zu Bologna das zweite Generalkapitel des Ordens gehalten. Die Verhandlungen desselben sind nicht zu unserer Kenntniß gelangt; wir wissen aber, daß damals die Theilung des Ordens in acht Provinzen stattgefunden hat, nämlich in Spanien, die Provence, Frankreich, die Lombardei, Rom, Deutschland, Ungarn und England. Der Ehrenrang wurde Spanien ertheilt, nicht nach dem Rechte des Alters, sondern aus Verehrung für die Person des Patriarchen, dessen Wiege es war. Zum Provinzial-Prior in demselben wurde Suero Gomez ernannt; in der Provence Bertram de Garrigue, in Frankreich Matthäus von Frankreich, in der Lombardei Jordanus von Sachsen, in Rom Johann von Piacenza, in Deutschland Conrad der Deutsche, in Ungarn Paul von Ungarn und in England Gilbert de Frassinet. In den sechs ersten Provinzen allein bestanden ungefähr sechzig Klöster, die in nicht ganz vier Jahren gegründet worden waren.

Damals schien Nord und Süd zu wetteifern, wer dem heil. Dominicus ausgezeichnetere Arbeiter zusenden werde. In Frankreich lebte ein berühmter Doktor Namens Reginald, der fünf Jahre lang auf der Universität zu Paris canonisches Recht gelehrt hatte, und Dechant des Capitels von Saint-Aignan zu Orleans war. Im Jahre 1218 kam er nach Rom zum Grabe der heiligen Apostel mit dem Vorsatze, weiter nach Jerusalem zu wandern, um dort am Grabe des Erlösers zu beten. Diese doppelte Wallfahrt war jedoch nach seiner Absicht nur die Einleitung in ein neues Lebensverhältniß, welchem er sich hingeben wollte. Gott hatte in ihm das Verlangen erweckt, Alles aufzuopfern, um das Evangelium zu predigen, und er bereitete sich zu diesem Amte vor, ohne noch mit sich über die Art der Ausübung desselben einig zu seyn, denn er wußte nicht, daß ein Predigerorden gestiftet worden war. Als es nun geschah, daß er in einem traulichen Gespräche mit einem Cardinal diesem sein Herz eröffnete, und ihm mittheilte, wie er darauf sinne, Alles zu verlassen, um im Stande freiwilliger Armuth Christum

den Gekreuzigten zu predigen, antwortete ihm der Cardinal: da hat sich eben zur rechten Stunde ein Orden gebildet, der den Zweck hat, die Uebung der Armuth mit dem Predigtamte zu verbinden, und der Meister des neuen Ordens befindet sich hier in der Stadt und verkündigt selbst das Wort Gottes. Dieß vernehmend bemühte sich Meister Reginald, den heil. Dominikus aufzusuchen und ihm das Geheimniß seiner Seele zu offenbaren. Der Anblick des Heiligen und die Anmuth seiner Reden rissen ihn hin, und er war von diesem Augenblicke an entschlossen, in den Orden zu treten. Das Mißgeschick aber, welches die Probe aller heiligen Entwürfe ist, versuchte sich bald auch an dem seinigen; er erkrankte so heftig, daß seine Natur den Stürmen des Todes zu erliegen schien, und die Aerzte an seiner Rettung verzweifelten. Da wendete sich der heil. Dominicus in seinem tiefen Schmerze, ein Kind zu verlieren, dessen er noch nicht froh geworden war, mit heißem Ungestüm an die göttliche Barmherzigkeit, sie anflehend, ihm nicht einen Sohn zu rauben, der nur mehr empfangen als geboren sei, und ihm das Leben desselben wenigstens noch auf einige Zeit zu schenken. Während er so betete, erschien die heilige Jungfrau Maria, die Mutter Gottes und Herrin der Welt, in Begleitung zweier jungen Mädchen von unaussprechlicher Schönheit dem Meister Reginald, der von den Gluthen des Fiebers verzehrt wachte, und er vernahm von der Königin des Himmels die Worte: erbitte von mir was du willst, und ich werde es dir gewähren. Und als er mit sich selbst zu Rathe ging, flüsterte ihm eines von den jungen Mädchen, welche die heilige Jungfrau begleiteten, zu, nichts zu begehren, sondern sich gänzlich dem Willen der Königin der Barmherzigkeit zu überlassen, was er auch gerne that. Darauf salbte ihm diese mit ihrer jungfräulichen Hand die Augen, die Ohren, die Nase, den Mund, die Hände, die Lenden und die Füße, und sprach zugleich gewisse Worte aus, die jeder Salbung eigenthümlich entsprachen, z. B. bei den Füßen: kreuze deine Füße, um das Evangelium des Friedens zu predigen. Sie zeigte ihm dann das Ordenskleid der Prediger-Brüder, sprechend: sieh'

hier das Kleid deines Ordens! worauf sie seinen Augen entschwand. Reginald, gesalbt wie er war von der Mutter dessen, der das Geheimniß jeglichen Heils besitzt, fühlte sich sogleich geheilt, und als am andern Morgen Dominicus ihn besuchte und nicht nöthig hatte, nach seinem Befinden zu fragen, weil er ihn geheilt fand, statteten beide mit inbrünstiger Andacht dem Gotte, der schlägt und heilt, der verwundet und verbindet, ihren Dank ab. Die Aerzte aber verwunderten sich über eine so plötzliche und unerwartete Rückkehr zum Leben, denn sie kannten die Hand nicht, die das Heilmittel gereicht hatte.*)

Reginald wallfahrtete hierauf in's heilige Land. Von da zurückgekehrt, wirkte der wunderbar Geheilte Wunder der Beredtsamkeit zu Bologna, wo die Prediger-Brüder inzwischen ein Haus gewonnen hatten. Nichts läßt sich mit diesem Erfolge göttlicher Beredtsamkeit vergleichen. Geistliche, Rechtsgelehrte, Schüler und Professoren der Universität drängten sich um die Wette in einen Orden, der noch am Tage vorher unbekannt und verachtet gewesen. Ausgezeichnete Geister gingen so weit, daß sie sich scheuten, den Redner zu hören, weil sie besorgten, von seinen Worten verlockt zu werden. „Als der Bruder Reginald, heiligen Andenkens," so erzählt ein Geschichtschreiber, „zu Bologna predigte, und dem Orden Geistliche und berühmte Doktoren gewann, fing der Meister Moneta, der damals die Philosophie lehrte, und einen großen Ruf in der ganzen Lombardei hatte, über so vielen Bekehrungen an, für sich selbst bange zu werden. Deßwegen vermied er den Bruder Reginald sorgfältig, und suchte auch seine Schüler von ihm fern zu halten. Allein am Festtage des heil. Stephans zogen ihn seine Zöglinge in die Predigt, und da er ihnen nicht widerstehen wollte, sei es ihretwegen oder aus einer andern Ursache, so sagte er: gehen wir zuerst zur Messe in die Kirche vom heil. Proculus. Dahin begaben sie sich auch, und hörten nicht nur eine Messe, sondern

*) So erzählt wörtlich der sel. Humbert in seinem Leben des heiligen Dominicus.

drei, denn Moneta suchte absichtlich so viele Zeit zu versäumen, um der Predigt nicht beiwohnen zu müssen. Indessen drängten seine Zöglinge immer mehr, und er sagte zuletzt: gehen wir nun. Als sie nun in die Kirche kamen, war die Predigt noch nicht ganz zu Ende und die Menschenmenge so groß, daß Moneta an der Schwelle stehen bleiben mußte. Kaum hatte er aber einige Worte vernommen, als er sich überwunden fühlte. Der Redner rief in dem Augenblicke aus: „„Ich sehe die Himmel geöffnet! Ja, die Himmel, und geöffnet für jeden, der in sie eingehen will; die Pforten stehen jedem offen, der sie überschreiten will. Darum verschließet nicht euer Herz und euern Mund und euere Hände, damit nicht auch die Himmel sich verschließen. Warum zögert ihr aber? die Himmel sind geöffnet.““ — Sobald Reginald von der Kanzel herabgestiegen, suchte Moneta, vom Geiste Gottes berührt, ihn auf, unterrichtete ihn über seinen Stand und über seine Beschäftigungen, und legte das Gelübde des Gehorsams in seine Hände ab. Da er aber vieler eingegangenen Verbindlichkeiten wegen noch nicht ganz frei handeln konnte, so trug er mit Zustimmung Reginalds noch ein Jahr lang seine weltliche Kleidung, war jedoch mit allen seinen Kräften thätig und beflissen, ihm Zuhörer und Schüler zuzuführen. Bald gewann er diesen, bald jenen, und jedesmal, wenn er eine solche Eroberung machte, schien er mit dem, der das Ordenskleid anlegte, es gleichfalls anzulegen.“ *)

5. Johann von Vicenza.

Welcher Einfluß im Mittelalter durch das Predigtamt auf das öffentliche Leben geübt werden konnte, dafür ist Johann von Vicenza ein merkwürdiges Beispiel. Es war im Jahre 1232, als die Florentiner mit Heeresmacht Sienna belagerten, um sich für die Zerstörung von Montipulciano zu rächen. Nachdem sie einige vierzig Ortschaften rings umher verwüstet hat-

*) Gerhard de Frachet, Leben der Brüder, Buch IV., Kapitel 10. nach Lacordaire's Citat.

ten, sendete Papst Gregor, durch väterliches Mitleid bewogen, den genannten Predigermönch, von dessen ungewöhnlicher Beredtsamkeit er Alles erwartete, nach Florenz. Johannes kam über Bologna, wo er stets von ganzen Haufen von Bürgern und Bauern umgeben war. Hier schlichtete er durch seine begeisterten Predigten sehr viele Zwiste und verringerte den Luxus des Frauengeschlechts. In dem üppigen Florenz selbst war seine Mission weniger mit glücklichen Erfolgen gekrönt; zuletzt belegte der Papst Florenz mit dem Interdict, die Magistrate mit Excommunication.

Unterdessen entbrannte der Hader noch mehr zwischen den Städten der Mark von Verona. Noch im nämlichen Jahre zogen die Mantuaner in Verbindung mit Hilfstruppen von Mailand, Bologna, Faenza und Brescia gegen Verona und verwüsteten viele Ortschaften, z. B. Villafranca, Cona, Gussolengo, Seccacampagna u. a. Da begab sich Johann, von höherer Liebe gezogen und dem Wunsche des Papstes entsprechend, auf den Schauplatz der Feindseligkeiten. Der Ruf von seiner Tugend und wundervollen Beredtsamkeit war so groß, daß ihm das Volk von Padua und Monselice entgegenging, ihn auf einen Wagen setzte und unter Jubel in die Stadt führte. Er predigte in mehreren Städten unter ungemeinem Zulaufe des Volkes, z. B. in Treviso, Feletri, Belluno, Vicenza, Verona, dann in Mantua und Brescia; überall zum Frieden bewegend, den Gefangenen Befreiung bewirkend, und die Gesetze der Städte verbessernd.

Nach diesen Vorbereitungen bestimmte er einen Tag, an dem sich alle diese Städte an einem bezeichneten Orte zum allgemeinen Friedensschlusse versammeln sollten. Er wählte hierzu eine Ebene an der Etsch, zwei Stunden unterhalb Verona, bei Vigomontoni oder Paquara. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, die Bewohner von Verona, Mantua, Brescia, Vicenza, Padua und Treviso zu Fuß und zu Wagen heranziehen zu sehen. Es kam auch der Patriarch von Aquileja, der Markgraf von Este, Eccelino, Alberico da Romano, die Magi-

strate von Camino, und eine große Menge von anderen Städten, z. B. Feletri, Bellano, Bologna, Ferrara, Modena, Reggio und Parma, mit ihren Bischöfen, alle ohne Waffen, und viele zum Zeichen der Buße mit bloßen Füßen. Die Geschichte Italiens kann es nicht aufweisen, daß eine solche Volksmenge in solcher Absicht je versammelt war; die Zahl derselben wird auf mehr als viermalhunderttausend angegeben. Johann predigte von einer fast sechzig Ellen hohen Tribüne aus diesem unermeßlichen Auditorium, gehört und verstanden von Allen; und von seiner Rede hingerissen, als er im Namen Gottes und des heiligen Vaters sie beschwor, reichten sich alle die Hand zum Frieden. Hierauf verkündigte er die Excommunication gegen jeden, der dieses schöne Werk stören würde.

In die Macht der Verhältnisse einmal hineingezogen, übte er, da der Friede doch nicht lange währte, erst in seiner Vaterstadt Vicenza, dann in Verona absolute Gewalt aus; er setzte Beamte ein und ab, änderte Gesetze, gab neue; Geißeln und einige Castelle mußten für die Sicherheit seiner Person eingesetzt werden. Als er in Padua gleiche Autorität geltend machen wollte, ergriffen die Bewohner die Waffen gegen ihn und nahmen ihn gefangen. Nach wenigen Tagen aber entließen sie ihn nach Verona, wo er mehr Gehorsam fand. Endlich, nachdem er die Geißeln entlassen, und dem Grafen Ricciardo das Castell St. Bonifaz zurückgegeben hatte, zog er sich nach Bologna zurück, überzeugt von der Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge und voll Reue, die Gränzen seines heiligen Amtes überschritten zu haben.*)

6. Vincentius Ferrerius.

Ungetrübter erscheint das Wirken des Predigerbruders Vincentius Ferrerius. Dieser unermüdete Mann hat von 1398 bis 1419 nicht bloß fast alle Provinzen seines Vaterlandes

---

*) Nach Muratori Annali d'Italia, ad annum 1233.

Spanien durchwandert, sondern auch Südfrankreich durchzogen, und dann über Savoyen und Burgund nach Flandern, die Picardie, Normandie, Poitou und die Bretagne sich gewendet. Darauf ist er durch die Lombardei gegen Genua gezogen und gegen Toskana hinunter, bis er, von seinem König abberufen, wieder nach Spanien zurückkehrte. Dann, als ihn Heinrich IV. von Lancaster eingeladen, besuchte er auch England und ging bis Schottland hinauf, und nach Irland hinüber. Wohin er sich wendete, zogen ihm Fürsten, Bischöfe, Prälaten und der ganze Klerus unter Gesängen entgegen, er aber ritt dann in aller Demuth in Mitte des Prachtzuges daher. Kam er in eine Stadt, dann mochte in den Stunden, wo er predigte, kein Handwerker bei seiner Arbeit zurückbleiben; die öffentlichen Lehrer unterbrachen ihre Vorträge; und so groß war das Verlangen ihn zu hören, daß kaum die Kranken zu Hause gehalten werden konnten. Er selber war in seinem Berufe rastlos thätig; nur fünf Stunden pflegte er dem Schlafe zu widmen, dann las er Messe und ging sofort an's Tagewerk. Er war immer und überall von großen Volksmassen begleitet, oft an Achtzigtausend, die gekommen, um ihn zu hören, oder unter seiner Leitung Uebungen anzustellen. Für die Bedürfnisse aller dieser Leute hatte er dann vorgesorgt durch Priester, die er aus verschiedenen Orden dazu erwählt, die Beicht saßen, den Gottesdienst abhielten, Bußgänge anordneten, und die Almosen unter den Bedürftigen austheilten; während Notare sich im Zuge befanden, um bei Aussöhnungen, die er herbeigeführt, sogleich die nöthigen Documente auszufertigen. Und so eindringend war sein Wort, daß man die Zahl der Lasterhaften, die er bekehrte, auf einmalhunderttausend berechnete, von denen manche zuvor in ihrer Zerknirschung vor allem Volke ein Bekenntniß ihrer Sünden abgelegt. In Spanien allein brachte er mehr als fünfundzwanzigtausend Juden zum christlichen Glauben, und weihte viele Synagogen in Kirchen um; wie er auch achttausend Sarazenen eben dort bekehrt hat. Viele Klöster, Kirchen, Hospitäler, Brücken wurden an vielen Orten auf sein

Zureden erbaut. Alle Städte, die er durchwandert, gaben Zeugniß von der Macht seines Wortes, die Gemüther zu versöhnen; nicht zu zählen waren die Fälle, in denen er lange genährter Blutrache Einhalt gethan, und der blutigen Folge von Wechselworten Gränzen gesetzt. Die Zahl der Buhlerinnen, Kuppler, Mörder, Seeräuber, Wucherer, Gotteslästerer, die er zur Erkenntniß ihrer Verbrechen gebracht, wird allein auf vierzigtausend angeschlagen. Und es war kein Wunder, daß er solche Wirkung hervorbrachte, denn mit der Heiligkeit des Lebens verband er jene wunderbare Beredtsamkeit, die eben so durch den Ernst des Inhaltes, wie durch den Glanz des Vortrages ausgezeichnet war: so daß alle, durch seine Feuerreden angeregt, nicht einen Menschen, sondern einen Engel des Himmels zu hören glaubten; wie denn auch Manche die Engel während der Rede um ihn geschäftig erblickten.*)

III. Bekehrung durch Vermittelung der seligsten Jungfrau Maria.

Mittheilungen aus den Erlebnissen der Erzbruderschaft des heiligen unbefleckten Herzens Mariä.

Die Pfarrei Notre Dame de victoires zu Paris ist der Mittelpunkt des Handels und der Geschäfte, so wie der öffentlichen Vergnügungen aller Art. Sie war auch der Centralpunkt geworden, von dem die politischen Uebel ausgingen, die so lange Jahre hindurch Paris in Schrecken und in Unruhe versetzten; und jedes Gefühl von Andacht und Frömmigkeit schien in ihrer Mitte gänzlich erloschen. Die schöne Pfarr-Kirche Notre Dame des victoires war selbst an den höchsten Festtagen leer und verödet und der Gebrauch der hl. Sakramente so wie alle

*) Das Weitere über ihn s. Exempelbuch I. Theil. III. Abtheil. II. Abschnitt. II. e.

andern religiösen Uebungen waren vergessen und aufgegeben. Man konnte rechnen, daß dieser Zustand seit 6 Jahren währte, als der fromme Pfarrer dieser Gemeinde auf den glücklichen Gedanken kam, seine Pfarrkirche ganz besonders der Andacht zu dem unbefleckten heiligen Herzen Marias zu widmen, um durch die Fürbitte der heil. Jungfrau die Bekehrung der Sünder zu erlangen. Der Plan und die Statuten einer Bruderschaft zu diesem Endzweck wurden sogleich verfaßt und dem Erzbischof von Paris vorgelegt, der sie am 16. Dezember 1836 höchst beifällig genehmigte. Doch wünschte er, daß die Register, in denen die Theilnehmer an diesem frommen Vereine verzeichnet werden sollten, nicht vor dem darauf folgenden 12. Januar eröffnet werden möchten, daß jedoch die öffentlichen Andachten des Vereins gleich anfangen sollten. Dieß geschah dann am dritten Adventsonntag, den 11. Dezember; und der ehrwürdige Pfarrer bemerkte mit Freuden, daß die Gemeinde an diesem Tage zahlreicher als seit lange versammelt war, und darunter viele Männer, die man bei anderen Veranlassungen nie in der Kirche fand. Und als er bei dem Segen auf den Knieen lag vor dem hochwürdigsten Gut, während seine Gemeinde mit Andacht das parce Domine sang, flehte er mit Innigkeit, die hl. Jungfrau möge sein Gebet erhören und ihm zum Zeichen, daß sie die Bruderschaft unter ihren Schutz nehmen wolle, die Bekehrung des M** erbitten; er wolle gleich am nächsten Tage in ihrem Namen zu ihm gehen. M** war der letzte noch übrige Minister des frommen Ludwig XVI. Er gehörte zur Secte der sogenannten Philosophen und hatte seit seiner Jugend keine Religion, welche es immer sei, geübt. Jetzt war er über 80 Jahre alt, blind und seit mehreren Monaten krank. Doch waren seine geistigen Fähigkeiten noch in voller Kraft; und als hocherfahrener Rechtsgelehrter war er noch stets der Rath und die Stütze vieler Familien.

Schon oft war der Pfarrer dort gewesen; es war ihm aber immer verweigert worden, den alten Herrn zu sprechen. Endlich am Montag, den 12. Dezember, geht er noch einmal

hin. Man weis't ihn ab; er besteht auf dem Wunsch, den Kranken zu sehen und wird vorgelassen. Nach einigen Minuten einer gleichgültigen Unterredung bat M** ganz ohne besondere Veranlassung den Pfarrer um seinen Segen und fügte mit Rührung bei: „Ihr Besuch ist mir wohlthätig, Herr Pfarrer; ich sehe Sie zwar nicht, aber ich fühle Ihre Gegenwart. Seit Sie bei mir sind, empfinde ich mehr innern Frieden, mehr Freudigkeit, als je." Es wurde dem Pfarrer leicht, das Evangelium der Erlösung dieser Seele zu verkünden, in der die Gnade bereits mächtig wirkte; und nach einer reuigen Beicht erfuhr diese Seele noch unbeschreibliche Gnaden von Gott. M** lebte bis zum 10. April 1837 und alle seine Tage waren voll Friede, Freude und Ergebung in die Rathschlüsse Gottes, den er jetzt mit Innigkeit liebte.

Nach einer so ermunternden Erfahrung wurden zur bestimmten Zeit die Register zum Einschreiben eröffnet. Zehn Tage nachher waren 114 Mitglieder eingeschrieben, meistens Bewohner der Pfarrei. Das war schon mehr als man hätte hoffen können; doch schnell schlossen sich aus allen Stadtpfarreien in Paris und aus vielen anderen Städten Frankreichs so viele an, daß nach Verlauf von zwei Jahren die Zahl der Bruderschaftsmitglieder über 7,200 betrug. In Auxere, Mirepoix und vielen andern Städten Frankreichs wurde die Bruderschaft zum unbefleckten Herzen der Mutter des Erlösers eingeführt. Und der Ruf der wunderbaren Bekehrungen, mit welchen in großer Anzahl die Gebete der Gläubigen gekrönt wurden, verbreitete sich schnell in den angrenzenden Ländern, und selbst nach Amerika, so daß das Vertrauen auf die Fürbitte der heil. Jungfrau dadurch gestärkt und unzählige Filial-Bruderschaften allenthalben gegründet wurden. Pabst Gregor XVI., unterrichtet von der schnellen Verbreitung und von den gesegneten Folgen der Bruderschaft zum heil. Herzen Marias für die Bekehrung der Sünder, erhob die erst so kleine Vereinigung in der Pfarrkirche Notre Dame des victoires zur Würde einer Erzbruderschaft und ertheilte für ewige Zeiten den Pfarrern dieser Kirche das Recht,

alle schon gegründeten oder noch später in gleicher Absicht entstehenden Bruderschaften auf der ganzen Erde aufzunehmen und ihnen alle Fähigkeiten, Rechte, Privilegien und Ablässe mitzutheilen, womit der heil. Vater diese Erzbruderschaft beschenkt und bereichert hat.

Die Umstände, welche die Stiftung der Vereinigung zum heil. Herzen Marias für die Bekehrung der Sünder begleiteten, die Leichtigkeit und Schnelle, mit der sie sich verbreitete, sind beglaubigte Zeugnisse von dem Schutze, den die glorwürdige Jungfrau diesem Werke angedeihen läßt. Doch besitzen wir noch auffallendere Beweise, welche die göttliche Barmherzigkeit täglich erneuert. Wir sprechen von den zahllosen Bekehrungen, die den Bitten der Bruderschaft gewährt wurden. Aus reichem Vorrathe wählen wir nun folgende Beispiele aus.

1. Ein Atheist.

J. B., Advokat in einer der größten Städte des südlichen Frankreichs, 32 Jahre alt, hatte in seiner ersten Jugend eine christliche Erziehung genossen. Als er jedoch in seinem 13ten Jahre das Lyceum besuchte, gerieth er in die Gesellschaft eines Professors der Mathematik, eines ehrlosen Gottesläugners, der sich seines Geistes bemächtigte und sein Herz verderbte. In diesem gottlosen Umgang wurde er nach und nach ein systematischer Atheist und sittenloser Gotteslästerer. In seinem zügellosen Leben war er ein Sclave seines Stolzes und seiner Sinne. Diese traurige Periode seines Lebens währte 17 Jahre. Er war dabei nicht glücklich; und seit zehn Jahren ging er mit den schauerlichsten Selbstmordsgedanken um, als ihn zu Anfang Octobers seine Geschäfte nach Paris riefen. Mit den eitelen Hoffnungen, welche der Stolze und Selbstsüchtige sich vorzuspiegeln pflegt, war er in die Hauptstadt gekommen. Allein, bald sah er sich auf das Bitterste getäuscht. Er war in der Straße Notre Dame des victoires, auf dem Weg nach seiner sehr entfernten Wohnung, als er erfahren mußte, wie sehr er sich ver-

rechnet habe; und er fühlte sich so sehr davon ergriffen, daß ihn eine Art von Wahnsinn befiel. Er, der in seinem Leben Niemandem gewichen war, sollte jetzt, von einer höhern Macht gezwungen, den Gegenstand seiner sträflichen Neigung aufgeben! Ganz außer sich vor innerer Wuth konnte er nur stöhnen. Ein heftiges Zittern befiel ihn. Kurz er gerieth in einen Zustand, in welchem er unmöglich seine Wohnung erreichen konnte. Da sehnte er sich nach einer Stelle, wo er sich wieder fassen und äußere Ruhe gewinnen könnte. Es war 6 Uhr Abends, als er sich vor der Kirche Notre Dame des Victoires befand. Er trat ein und fand sie ganz leer von Menschen; und so schritt er in ihr vor, bis er sich rechts wendend, in die Kapelle des unbefleckten Herzens Marias kam, wo er sich dem Altar gegenüber auf einen Stuhl warf, ohne in seiner Aufregung Etwas zu sehen, was mit dem heiligen Orte in Widerspruch stünde. Statt hier Ruhe zu finden, stieg seine Unruhe auf's Höchste. Seine Wuth ergoß sich in heftigen Ausbrüchen gegen Gott, dessen Daseyn er läugnete. Der Unsinnige erhob seine Fäuste mehrmals drohend und lästernd gegen den Himmel, ausrufend: „Wenn es wahr ist, daß Du lebst, warum muß ich dann unglücklich seyn! Beweise mir Dein Daseyn! ich fordere Dich, beweise es!“ Ermüdet und erschöpft wollte er seine Stellung verändern und warf sich knieend auf den Betstuhl. Da fiel ihm die weiße Statue der heil. Jungfrau in die Augen. Er betrachtete sie und rief in zornigem Ton: „Und Du, die man den Trost der Unglücklichen nennt, hilf mir, wenn Du Etwas vermagst!“ Er hatte dieß kaum ausgesprochen, als er sein Gemüth etwas erleichtert fühlte. Doch erneuerten sich auch bald wieder seine Anfälle von Verzweiflung. Wiederholt sich an die heil. Jungfrau wendend, rief er aus: „O Du, Trost der Elenden, habe Mitleid, tröste mich, steh mir bei!“ Dreimal betete er so. Und nach einem Aufenthalt in der Kirche von beinahe einer Stunde fühlte er sich im Stande seine Wohnung zu erreichen. Beim Eintritt in sein Zimmer findet er auf dem Kamin ein Buch: „die Nachfolgung Christi.“

Er ist um so mehr davon überrascht, da er dieses Buch nicht besitzt und niemand es in sein verschlossenes Zimmer legen konnte, zu dem er allein den Schlüssel hat, den er bei sich trug.

Bei dem ersten Blick, den er auf das aufgeschlagene Buch warf, las er die Worte: „Der Mensch wird durch das gestraft, wodurch er sündigte.“ Dieser Spruch fiel ihm auf. Er mußte darüber denken und fand ihn durchaus anwendbar auf seine Lage. Er öffnete das Buch nochmals und las: „Der Mensch kann den wahren Frieden bloß finden, indem er seinen bösen Neigungen widersteht, aber nicht, wenn er sich zum Sclaven seiner Leidenschaft macht.“ Und an einem andern Orte las er: „Mein Sohn, folge nicht deinen ungeregelten Wünschen, sondern entsage deinem Eigenwillen. Deine Freude sei der Herr; und er wird dir geben, was dein Herz wünscht!“ Er fühlte es wohl, wie unglücklich er stets unter allen Genüssen seines lasterhaften Lebens gewesen sei und daß er den wahren Frieden des Herzens nicht kenne. Das machte ihn ungemein traurig. Gleich am nächsten Tage ging er wieder in die Kirche Notre Dame des Victoires; und so während 8 bis 10 Tagen. Er dachte dort noch über sein früheres Leben und über die Religionswahrheiten, die man ihn in seiner ersten Jugend gelehrt hatte. Je mehr er sie verglich mit den sogenannten philosophischen Grundsätzen, auf die er seit 17 Jahren die Handlungen seines Lebens gebaut hatte, um so mehr fiel es ihm auf, wie unwahr und widersprechend sie sind. Er erkannte, daß ihre Grundlage die Leidenschaften des Menschen und ihre unvermeidlichen Folgen der Untergang und das Unglück Derjenigen sind, von welchen sie angenommen werden. War er doch selbst ein lebendiges Beispiel davon. Er las oft in dem kostbaren Buch der Nachfolgung Christi und fühlte sich jedesmal gestärkt und angetrieben zu allem Guten. Jetzt konnte er beten; und er betete mit Innigkeit, Gott möge ihm seine Irrthümer und Laster verzeihen und ihm eingeben, was er thun sollte. Sein Gewissen sagte ihm, er müsse den Entschluß fassen, ein wahrer Christ zu werden. Nur ließ sein Stolz den ersten Schritt auf

dieser Bahn, nämlich eine aufrichtige Beicht, nicht leicht zu. So kämpfte er mehre Wochen mit sich selbst. Doch erleichterten seine häufigen und vertrauensvollen Gebete zur heil. Jungfrau seinen Sieg. Von seiner Beichte an zeigte sich die größte Aenderung in seinem ganzen Leben. Er war so glücklich, seine Versöhnung mit Gott, am Fest Pauli Bekehrung, zu feiern. Er lebt seitdem als ein frommer und eifriger Christ.

2. Ein Hauptmann, der in seinem vier und vierzigsten Lebensjahre noch nicht getauft war.

Ein Hauptmann der französischen Armee, ehemaliger Lieutenant in der kaiserlichen Garde und Sohn eines Brigadegenerals, der im Felde geblieben war, wurde im Kriegslager geboren und erzogen. Er diente im französischen Heer, welches über Algier siegte, und wurde nach Spanien geschickt als Hauptmann der algierischen Legion. Dort gefährlich verwundet, ward er nach Frankreich zu seiner Herstellung zurückgebracht. Nach einem Aufenthalte zu Paris von mehren Monaten wurde er vollkommen hergestellt. Dieser tapfere Offizier, dessen Brust vier Orden, jener der Ehrenlegion, der eisernen Krone, des heiligen Ferdinands und Isabella's der Katholischen, schmückten, war, obgleich schon in seinem 44sten Jahre, nicht getauft. Unter einem Zelte geboren während des Feldzuges in Belgien 1793, erinnerte er sich vollkommen, daß er in seinem 10ten bis 12ten Jahr seine Mutter oft zu seinem Vater sagen hörte, man müsse ihn taufen, da man es bei seiner Geburt versäumt habe, daß dieser aber stets erwiedert habe: „Es sei nicht der Mühe werth; wenn er groß wäre, würde er am besten selbst die Religion wählen, die ihm zustände.“ Theils im Lager, theils in einer kaiserlichen Militärschule aufgewachsen, hatte er nichts weniger als eine religiöse Erziehung genossen; und wenn er auch zuweilen daran gedacht, sich taufen zu lassen, so legte er doch keinen besondern Werth darauf. Ueberdieß fand er bei der Unruhe und Zerstreuung seines Lebens keine Zeit dazu. Während seines, einige Monate

dauernden Aufenthalts zu Paris fiel es ihm wieder ein. Aber ohne allen Unterricht, ohne christliches Gefühl, wie er war, sah er den Taufact nur als eine Förmlichkeit an, die im bürgerlichen Leben zuweilen ihren Nutzen haben könnte. Er sprach von seinem Wunsche mit Graf Forbin Jason, Bischof von Nancy, der ihn im Juli 1837 dem Pfarrer von Notre Dame des Victoires zuschickte. Dieser suchte ihn von der Nothwendigkeit des Unterrichts im Glauben und von den Verbindlichkeiten zu überzeugen, die er bei der Taufe über sich nehme, und schlug ihm verschiedene Bücher und öftere Conferenzen jede Woche vor, in denen er ihm die Glaubenswahrheiten erklären wollte. Alles dieß wunderte ihn und war ihm zuwider. Darum antwortete er immer, er sei schon unterrichtet und habe oft von Religion sprechen hören. Wohl hatte ihm, wie der Pfarrer leicht bemerkte, sein klarer Verstand die Nothwendigkeit und das Daseyn Gottes errathen lassen. Aber das war auch Alles. Denn die Mysterien und Sacramente kannte er nicht einmal dem Namen nach. Kalt ging er hinweg und ließ sich nur noch einmal im Laufe des Monats August bei dem Pfarrer sehen, um ihn zu ersuchen, daß er das, was er sein Geschäft nannte, schnell zu Ende bringen möchte. Als ihn dieser an die Bedingungen erinnerte, verließ er ihn ganz unzufrieden; und gewiß hätte er sein Vorhaben ganz aufgegeben, hätte nicht die göttliche Barmherzigkeit besondere Absichten mit ihm gehabt.

Am Sonntag, 3. September, in dem Augenblick, als der Pfarrer die Kanzel bestieg, um 7 Uhr Abends, geht dieser Offizier über den Platz des petits pères und sieht zwei Frauen in die Kirche Notre Dame des Victoires gehen. Er folgt ihnen ohne Absicht und gelangt bis vor den Altar des heil. Herzens Marias. Der Prediger erzählte eben die Jugend des hl. Augustinus; er sprach von Hippo und Carthago. Diese Namen sind ihm nicht fremd. Denn er kömmt eben aus Algier. Er fühlt sich also angesprochen. Als von der Reise nach Rom die Rede war, verdoppelt er seine Aufmerksamkeit. Denn er hat die Feldzüge in Italien mitgemacht. Am Ende der Rede fühlte sich der

Pfarrer, der keine Sünder dem Gebet besonders anzuempfehlen hatte, gedrungen, das öffentliche Gebet, das man eben verrichten sollte, für die Seele desjenigen unter den Versammelten anzusprechen, der die Gnade der Bekehrung am nöthigsten hätte. Der noch gegenwärtige Hauptmann, gerührt und erschüttert durch Alles, was er hörte und sah, wurde durch diesen letzten Umstand sehr bewegt. Er fiel auf seine Kniee nieder und betete, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben. Doch wir wollen ihn selbst hören, wie er die Wirkung der Gnade dem Pfarrer berichtete, als er am 4. September ihn aufsuchte. Schon sein Besuch wunderte diesen, der ihn nicht mehr zu Paris vermuthete, weil er ihm in den beiden Unterredungen, die sie gehabt, stets von der Nothwendigkeit gesprochen hatte, unverzüglich zu seinem Regiment reisen zu müssen. „Herr Pfarrer," sagte er, „ich besuchte gestern Abends ihre Kirche. Ich ging über den Platz und sah noch um halb 8 Uhr zwei Frauen in die Kirche gehen. Ich dachte, es wäre so spät kein Gottesdienst mehr, und wollte doch sehen, was sie da thäten. Aus bloßer Neugierde ging ich in die Kirche, in dem Augenblick, da Sie die Kanzel bestiegen, um von der Bekehrung des hl. Augustinus zu predigen. Sie sprachen von Hippo und Carthago. Diese Städte lagen an der afrikanischen Küste und ich habe in Algier oft davon sprechen hören. Das interessirte mich sehr. Als Sie weiter erzählten, wie der hl. Augustinus nach Italien gereis't sei, dachte ich, ich will doch sehen, ob er in Städten war, die ich kenne. Denn ich habe mit meinem Vater alle Feldzüge in Italien mitgemacht. War ich doch schon mit 14 Jahren Soldat. Ich war oft in Rom. Ich wohnte lange Zeit zu Mailand. Sie sprachen vom hl. Ambrosius; ich habe sein Grab gesehen. Den Erzbischof von Mailand kenne ich wohl; ich war sehr oft bei ihm; mit dem höchsten Antheil habe ich sie angehört. Aber was mich am meisten wunderte, ist, daß der hl. Augustinus, als er nach seiner Bekehrung die Taufe empfangen sollte, sich eine Zeitlang nach Cassi zurückzog, um sich dort durch Buße und Gebet darauf vorzubereiten. Cassi ist ein Dörfchen ganz nahe vor Mailand

und voll Wirthshäuser, wo man am Sonntag hingeht, sich zu unterhalten, wie hier an die Einlässe von Paris. Ich mußte denken, wie der hl. Augustinus dahin ging, um Buße zu thun, und ich nur stets, um mich zu unterhalten und meinen Leidenschaften zu fröhnen. Ich bin nicht getauft; ich bin kein Christ. Eine Menge von Gedanken bestürmten mich. Ich erinnerte mich der tausend Gefahren, denen ich in der Schlacht ausgesetzt war, und was aus mir geworden seyn würde, wenn ich so ohne Taufe hätte sterben müssen. Der Angstschweiß trat mir auf die Stirne, und ich war so in meine Gedanken verloren, daß ich während einer Weile gar nichts von Ihrer Rede hörte. Jetzt sprachen Sie von dem Leben des Heiligen nach der Taufe. Daran hatte ich nun vollends gar nicht gedacht. Als sie dem allgemeinen Gebete denjenigen anempfahlen, der es am nöthigsten hätte, dachte ich gleich, daß dieß mich anging. Ich kniete nieder und betete von ganzem Herzen, daß Gott mir die Gnade der Taufe möge werden lassen. Ich versprach ihm dagegen, christlich zu werden, wie Augustinus. Eben damals erwarteten mich einige Freunde im Palais royal, wo wir einen vergnügten Abend zubringen wollten. Ich war auf dem Wege dahin, als ich in die Kirche kam. Aber nun hatte ich keine Lust mehr in die Gesellschaft der Freunde zu gehen. Statt dessen ging ich in mein Zimmer und legte mich zu Bett. Ich konnte aber die ganze Nacht kein Auge schließen. Ich mußte immer daran denken und bin jetzt froh, daß Sie mich nicht tauften, weil ich nicht wußte, was das heißt, ein Christ seyn. Jetzt, da ich es überlegt habe, will ich meine bösen Gewohnheiten verbessern, meine Leidenschaften beherrschen und werden wie der heilige Augustinus."

Mit Leichtigkeit begriff er jetzt die Nothwendigkeit, sich in den Wahrheiten des Glaubens zu unterrichten. Jeden Tag kam er eine Stunde, mit dem Pfarrer darüber zu sprechen, bis sein Urlaub zu Ende ging. Da er hinlänglich unterrichtet war, gab ihm der Pfarrer am 27. September die Taufe. Doch wünschte der Offizier, daß die heilige Handlung ganz in der

Stille vorgenommen werde, aus Rücksicht auf seinen militärischen Stand. Der fromme Pfarrer vertrat selbst Pathenstelle bei ihm und erbaute sich an der Andacht und tiefen Rührung seines Täuflings, dessen Thränen seinem männlichen Gesicht einen besondern Ausdruck verliehen. Nach der Taufe warf er sich tief bewegt in des Pfarrers Arme, ausrufend: „Mein Vater! Wie danke Ich Ihnen. Sie haben mich unaussprechlich glücklich gemacht, daß Sie mich aufgenommen zum Christen und zu einem Kind Gottes!" Noch glücklicher fühlte er sich, als am 18. September der Bischof von Nancy ihm die erste heilige Communion und die Firmung ertheilte. Da er mit dem Eilwagen nach Bayonne reisen sollte, rieth ihm der Pfarrer beim Abschied, er solle seine Lection während der Reise mit frommen Betrachtungen ersetzen. Er antwortete: „Mein Vater, ich habe schon daran gedacht und die Nachfolgung Christi, so wie mein Gebetbuch und das christliche Handbuch, bei mir behalten." „Aber," meinte der Pfarrer, „unter den Reisenden könnte sich vielleicht Jemand Spöttereien erlauben." „Niemand wird das thun, mein Vater," entgegnete der Offizier: „denn wenn Jemand verwundert scheint, werde ich ihm sagen, daß ich noch zu kurz ein Christ bin, um meine Pflichten schon vergessen zu können. Ich werde es ihm sagen, daß ich am Samstag getauft wurde, am Sonntag das heilige Abendmahl empfing, und daß mich die heil. Firmung gegen alle falsche Scham stark gemacht hat. Wenn er es will, werde ich ihm meine Geschichte erzählen!"

3. Bekehrung eines Vaters durch sein Kind.

Ein Pfarrer aus der Diöcese Albi erstattet in einem Briefe vom 20. Septbr. dem Herausgeber der Annalen der Erzbruderschaft nachstehenden Bericht.

Recht spät antworte ich auf das Sendschreiben, das Sie an mich zu richten mir die Ehre gaben; aber ich war zu sehr mit Reparaturen meiner Kirche und andern pfarrlichen Ge-

schäften überhäuft, so daß ich erst heute Ihre guten Wünsche ins Werk setzen konnte. Ich bin glücklich, diese Zeilen an Sie richten zu können; sie werden der Krone derjenigen, die die Zuflucht der armen Sünder ist, keine neuen Strahlen hinzufügen, aber wenigstens ein Zeichen unsers Dankes seyn."

„Die Pfarrei, die mir zuzutheilen Unserm Herrn gefiel, ist seit langer Zeit durch Gleichgültigkeit und Irreligiosität verwüstet. Es machte mich unglücklich zu sehen, wie die Seelen verloren gingen, und die heil. Gebote Gottes nicht geachtet wurden; ich hörte nicht auf, mich über den mir zugefallenen Antheil zu beklagen. Es sind zwei und ein halbes Jahr, daß ich meine Leiden einem meiner Mitbrüder, einem guten, vortrefflichen Priester erzählte: er bestrebte sich, mir Muth einzuflößen, und ich gestehe, es erfüllte mich mit Vertrauen, als er mir von der in der Kirche Unserer Frau vom Siege gegründeten Erzbruderschaft sprach. Der unendliche Segen, der die Gebete dieses heiligen Verbündnisses begleitete, verbreitete sich zu dieser Zeit über das mittägige Frankreich. Die Gleichförmigkeit meiner Stellung mit der des Herrn Pfarrers von Unsrer Frau vom Siege, die schnelle und wirklich überraschende Aenderung, die in seiner Pfarrei statt fand, all dieses erregte in mir den geheimen Wunsch, ihm nachzuahmen und einst, wenn die Gelegenheit sich böte, die Bruderschaft vom heiligen Herzen Mariens in meiner Pfarrei einzuführen. Die darauf folgende Faste begann ich, wenigstens einstweilen auf versteckte Weise, meinen Vorsatz auszuführen. Auf der Kanzel sagte ich meinen getreuen Pfarrkindern, wie ich klar einsähe, daß meine Unterweisungen nicht hinreichend wären, um die Bekehrung der verirrten Seelen zu bewerkstelligen; ich bäte sie, von jetzt an sich mit mir zu vereinigen, um diese Gnade von Gott zu erflehen. Zu diesem Zwecke verlangte ich, daß jeden Abend in jeglicher Familie ein Gesätz des Rosenkranzes gebetet werde. Ich muß Ihnen, mein sehr verehrter Herr Mitbruder! bemerken, daß ich im Seminar von St. Sulpice in Paris erzogen wurde; in diesem heiligen Hause, wo ich sieben Jahre zubrachte, erlangte ich eine kindliche

Liebe und Vertrauen zur allerseligsten Jungfrau; alle Werke, die die Verherrlichung dieser lieblich schönen Mutter zum Zwecke haben, oder deren Grundlage die rührende Andacht zu ihr ist, ziehen mich besonders an, und ich fühle mich gleich geneigt, sie mir anzueignen. Meine Pfarrkinder, denen ich meine Gefühle in diesem Punkte einzuflößen mich bestrebte, ließen sich für diese ohnehin so anziehende Andachtsübung gewinnen: und kaum hatte ich dieses Rosenkranz-Gesätz für Bekehrung der Sünder begehrt, so bestrebten sich mehrere Familien, in hinreichender Anzahl, meine Absicht auszuführen. Ohne Zweifel rührte es die heilige Jungfrau, unsre Gebete zu sehen und zu hören, die im Grunde denen, die man in der Kirche von Unsrer Frau vom Siege an Sie richtet, ganz ähnlich waren: sie verlangte, daß unsre Stimmen sich mit den Bitten Jener vereinigten, die als die Ersten daran gedacht hatten, sie anzurufen. Wirklich erhielt ich eines Tages durch die Post das Handbuch der Erzbruderschaft: es war der Herr Abbé N., Direktor des Collegiums von.... der es mir zusandte. Dieser vortreffliche Mitbruder, mit dem ich seit langer Zeit nicht mehr in Berührung gestanden, schrieb mir zu gleicher Zeit, er fühle sich durch die heilige Jungfrau angetrieben, mir dieses Handbuch zuzuschicken, damit ich guten Gebrauch davon mache. Ich gestehe Ihnen, daß Thränen meine Augen füllten, als ich dieses rührende Zeichen von der Fürsorge unsrer göttlichen Mutter erhielt; ich beschloß auf der Stelle, ihm zu entsprechen, indem ich die Bruderschaft von ihrem unbefleckten Herzen einführte. Mittlerweile verschaffte die göttliche Vorsehung meiner Pfarrei die überschwengliche Wohlthat der Einführung der Schwestern des heil. Joseph, die sowohl zur Erziehung der Jugend, als auch zum Besuche der Kranken bestimmt sind. Um sie unterzubringen, kauften wir ein altes Kapuzinerkloster an. Die Gebäulichkeiten waren noch sehr dauerhaft; und die Kapelle in ziemlich gutem Zustande; ich erfaßte den Gedanken, die nothwendigen Reparaturen darin vorzunehmen und sie dann für die Versammlungen meiner künftigen Bruderschaft zu widmen. Die Reparaturen wurden ausgeführt; ich ließ aus Lyon eine schöne

Statue kommen, und bereitete mich, die Einweihung der Kirche vorzunehmen. Einige Zeit vorher, um sicher zu seyn, hatte ich Ihnen geschrieben, um Sie zu ersuchen, die arme, kleine Bruderschaft, die in ..... errichtet werden würde, der Erzbruderschaft von Unsrer Frau vom Siege einzuverleiben. Sie hatten die Güte, auf die rührendste Weise meinem Ansuchen zu entsprechen und unsern Wünschen in ihrer ganzen Ausdehnung beizupflichten. Da Alles bereitet war, verkündigte ich am vierten Fastensonntag, nach Einweihung der Kapelle, mit Bewilligung unsers Herrn Bischofes, in unsrer Pfarrei die Gründung der Bruderschaft vom unbefleckten Herzen Mariens, und mit Ihrer Einwilligung verkündete ich zu gleicher Zeit, daß dieses Verbündniß der Erzbruderschaft von Unsrer Frau vom Siege in Paris einverleibt werden würde. Ich fügte hinzu, daß die Einschreibungslisten an demselben Tage eröffnet würden, und die Personen, die den Wunsch hegten, Theil daran zu nehmen, sich einschreiben lassen möchten. Meine armen Pfarrkinder wurden bis in das Innerste der Seele gerührt: Der Gedanke der Gebets-Vereinigung für ihre irrenden Mitbrüder schien ihnen erhaben; und in wenigen Tagen waren zahlreiche Einschreibungen geschehen. Sehen Sie hier das Werk Mariens, wie rührend, wie herrlich ist es! Diese Pfarrei zählt 2800 Seelen, man hat hier wenig Einfalt des Glaubens, und deßwegen liebt man die Bruderschaften nicht sehr. Die Rosenkranzbruderschaft, die allein in Mitte dieses Volkes eingeführt war, zählte nur ungefähr 150 Theilnehmer, und man mußte noch, um sie zur Aufnahme zu bringen, diesen Schritt jedes Einverleibten mit dem Siegel des Beichtgeheimnisses verdecken. Nicht so war es bei Einführung unsrer neuen Bruderschaft. Feierlich eröffnete ich die Einschreibungslisten, und diesesmal hielt Niemanden die Menschenfurcht zurück: Männer, Frauen und Kinder kamen öffentlich, um sich einschreiben zu lassen. Nach einigen Wochen zählten wir 600 eingeschriebene Personen, und jetzt beläuft sich die Zahl derselben in unserm Bezirk auf 929. Alle Sonntage findet in der Kapelle des Klosters der Schwestern von St. Joseph eine

feierliche Versammlung statt; es wird der Segen mit dem Hochwürdigsten Gute gegeben und feierliches Gebet für die Bekehrung der Sünder verrichtet. Die Gläubigen lieben sehr diese Andachtsübungen, deren Zweck so rührend ist. Ich fühle mich gedrungen, Ihnen jetzt von den kostbaren Früchten der Errichtung der Bruderschaft vom unbefleckten Herzen Mariens Einiges zu sagen.

Eine große Anzahl Sünder, besonders Männer, die seit langer Zeit sich vom Zutritte zu den heil. Sakramenten entfernt gehalten hatten, nahten sich ihnen an Ostern. Was war die geheime Kraft, die sie zum Beichtgerichte führte? Augenscheinlich war es die Folge der Gebete der Bruderschaft. Alle Abende, ein und einen halben Monat hindurch, saß ich im Beichtstuhle für die Männer zwei bis drei Stunden; und jeden Abend kamen neuerdings verirrte Seelen, die ganz umgekehrt waren, und die gar keine Rechenschaft von ihrer schnellen Aenderung ablegen konnten. Eine Bekehrung, die mich sehr rührte, war die eines verheiratheten Mannes, der seit vier Jahren sehr schlecht mit einer Fremden lebte; er hatte dieser Unglücklichen einen Schlüssel gegeben, um zu jeder Stunde ihn besuchen und bequem ihre beiderseitige Leidenschaft befriedigen zu können. Während der Feste kam dieser Mann, von Gewissensbissen ganz zerknirscht, zum Beichtgerichte; dieses ist nicht alles, er unternahm die Bekehrung seiner Mitschuldigen; nachdem er ihr das Versprechen abgenommen, ein christliches Leben zu führen, forderte er ihr den Schlüssel ab, der so lange Zeit zur Vollbringung ihrer schändlichen Begierden gedient hatte. — Noch eine andre Rückkehr zu Gott hat mich sehr gerührt, und ließ mich klar die Sorgfalt Mariens für meine arme Pfarrei erkennen: Eines Tages wurde ich auf offener Straße durch ein kleines, zwölfjähriges Mädchen angeredet: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen," sagte sie. „Was willst Du, mein liebes Kind?" Ich nahm sie auf die Seite: hierauf erzählte sie mir mit der rührendsten Naivität, sie habe ihren Vater dazu beredet, zu beichten, und in wenig Augenblicken würde er sich in der Kirche

einfinden. „Recht lange mußte ich ihn darum plagen; immer sagte er mir: „Eines Tages werde ich schon gehen.“ Endlich heute sagte ich zu ihm: Nun wohl: wann wird endlich dieser Tag kommen? und er antwortete mir: „Heute Abend noch werde ich gehen.“ Ich kam, um Sie hievon zu benachrichtigen. Sehen Sie, Herr Pfarrer! es sind 13 Jahre, seitdem er nicht mehr gebeichtet hat; ohne Zweifel hat er vergessen, was man dabei zu beobachten hat; Sie müssen ihn also recht ausfragen; denn ich möchte nicht, daß er eine schlechte Beicht ablegte.“ Sie werden begreifen, daß ich eine solche Anempfehlung mit Freude und Dank aufnahm. Ich wünschte dem armen kleinen Mädchen Glück, und fragte sie, wie sie mit der Bekehrung ihres Vaters zu Stande gekommen sei. „Sehen Sie, erwiederte sie, eines Tages sagte ich zu mir selbst: Nur du allein beichtest im ganzen Hause; du mußt dich in diese Bruderschaft einschreiben lassen, wo man um die Bekehrung der Sünder betet: vielleicht erhältst Du es, daß Vater und Mutter beichten. „Ich sprach mit einer meiner Freundinnen darüber, die meiner spottete und sagte: „Sieh, du hast deine erste heilige Communion noch nicht empfangen, man wird dich nicht aufnehmen.“ — Und ich sage dir: ja, man wird mich aufnehmen, man nimmt Jedermann in diese Bruderschaft auf, und ich ließ mich aufnehmen. Hierauf sagte sie mir nochmal: Wenigstens prüfen Sie meinen Vater recht genau, denn sehen Sie, gewiß kann er nicht beichten. „Apropos, fügte sie hinzu, kam meine Mutter heute zur Beicht?“ — „Nein,“ sagte ich, „ich sah Niemand.“ — „O, ich dachte wohl, daß sie mich betrogen hatte; aber es ist gleichgültig, ich werde schon machen, daß sie kommt . . . . .“ Wir kamen bis zur Kirche: indem wir Weihwasser nahmen, wiederholte ich immer dieselbe Anempfehlung, ihren Vater wohl zu prüfen. Ich ging in meinen Beichtstuhl für die Frauen. Ich war beinahe eine halbe Stunde darin, als ich mein kleines Mädchen kommen sah, die durch das Gitter meines Beichtstuhles mir zuflüsterte: „Herr Pfarrer, kommen Sie geschwind, er ist da.“ Sogleich ging ich heraus und trat

in den Beichtstuhl der Männer und fand den durch seine Tochter bekehrten Sünder; er beichtete, indem er Ströme von Thränen vergoß; er erzählte mir alle Bemühungen seines Kindes, das er *seinen* Engel nannte, um ihn zur Uebung seiner Religion zurückzubringen. Einige Tage später kam ihre Mutter; aber diese letztere blieb bei einer Beicht stehen. Einige Wochen verflossen, das kleine Mädchen drängte sie, zu vollenden, was sie begonnen; sie versprach und verschob immer wieder. Endlich eines Tages, bei Annäherung des Frohnleichnamsfestes, war sie kaum seit einigen Augenblicken neben ihrer Mutter in der Kirche, als die Kleine ihr leise in die Ohren flüsterte: „Mutter, sehnest Du Dich nicht, Jesus Christus zu empfangen? Gehe jetzt zur Beicht . ." Die Mutter antwortete nicht . . . „Gehe hin, fuhr die Kleine fort." — „Ich werde später gehen . ." „Gehe jetzt!" Keine Antwort . . . . . „Gehe hin, sage ich; bist Du's nicht müde, mich den lieben Gott beleidigen zu sehen; siehst Du nicht, daß Du mich die ganze Zeit über in der Kirche sprechen machest?" Die Mutter lächelte und kam gleich an den Beichtstuhl, wo sie mir erzählte, was eben vorfiel. Ich bestimmte für ihre Communion den Frohnleichnamstag. Bei Annäherung dieses Festes kam sie wieder, gab mir aber Ursachen an, wegen welcher sie ihre heilige Communion erst im Laufe der Woche halten könne. — Ich willigte ein. Bei ihrer Nachhausekunft sagte ihr die Kleine: „Nun wohl, liebe Mutter, bist Du zu Ende gekommen? — Wirst Du morgen die heilige Communion empfangen?" „Nein, mein Kind, ich werde sie im Laufe der Woche verrichten." „O! wie hast Du dieses eingerichtet? Morgen ist ein so schönes Fest, wir werden feierliches Amt, Predigt und Prozession haben; kehre zur Kirche zurück und glaube mir, bitte den Herrn Pfarrer, daß er Deine Beicht höre; er wird es Dir nicht abschlagen." — Ohne ein Wort zu erwiedern, kehrte die arme Mutter zu mir zurück und sagte mir, was ihr begegnet sei. Ich wünschte ihr Glück, den Eingebungen ihrer Tochter gefolgt zu haben; ich gab ihr die Erlaubniß, die heilige Communion zu empfangen, und empfahl ihr, ihr

Kind mitzunehmen und es während der heiligen Handlung an ihrer Seite zu behalten, um sich an seiner Andacht und an seinem Gebete zu erbauen. Dieses, Herr Pfarrer, ist gewiß ein außerordentlich rührender Zug von der Macht Mariens; er ist in Allem ganz der Wahrheit gemäß, und ich bediente mich in meiner Erzählung der eigenen Ausdrücke des Kindes, damit nichts die Wahrhaftigkeit der Thatsache beeinträchtige. Sie sehen, daß die gütige, zärtliche Maria uns recht sehr liebt.... Wir lieben sie noch nicht so sehr, wie wir sollten. Ich fühle mich recht schuldig, weil ich finde, ich hätte vielleicht mehr thun können, um den Versammlungen der Bruderschaft vom heiligen, unbefleckten Herzen größere Feierlichkeit zu geben. Ich hoffe, diesen Winter werden wir die Wirkungen unsers Undankes wieder gut machen, und hoffe auch, Maria werde uns mit neuen Wohlthaten überschütten.

Genehmigen Sie, mein ehrwürdiger Herr Mitbruder! den Ausdruck meiner innigsten Verehrung und meiner unbegrenzten Ergebung in der Vereinigung der heiligsten Herzen Jesu und Maria."

4. Bekehrung zweier Juden und eines gottesräuberischen Heiligthumsschänders.

Ein jüdischer Arzt, geboren zu Wien, und nun ungefähr 36 Jahre alt, machte eine Lustreise. Dieser Mann, welcher eine eben so tiefe, als umfassende Gelehrsamkeit besaß, hatte im Alter von 28 Jahren die heil. Taufe empfangen. Hingerissen von der Schönheit und Annehmlichkeit der evangelischen Lehre, und ergriffen von den in seiner Jugend erhaltenen Tugendbeispielen eines jungen katholischen Hauslehrers, dem seine Erziehung von seiner Familie übergeben worden war, hatte er diesen Schritt in einem Augenblicke von Begeisterung und ohne sich durch Unterricht oder durch Lebensänderung dazu vorzubereiten, gethan. Deßhalb war auch dieser erste Eindruck bald verwischt; er erfüllte keinerlei Pflichten und Vorschriften der

christlichen Religion, und betete auch nie. Sein Betragen war nach der Taufe noch das nämliche, wie vorher, d. h. ausgelassen. Gegen Mitte Novembers 1841 hielt er sich in Paris auf. Da kam er an einem Sonntag Abends während dem Gottesdienste der Bruderschaft vom heiligen unbefleckten Herzen Mariä in die Kirche U. L. F. vom Siege. Er ward von dem, was er sah und hörte, überrascht, von der Gnade gerührt, und stellte darauf tiefe Betrachtungen an, deren Erfolg ein lebendiges, brennendes Verlangen war, sich mit Gott auszusöhnen, und fortan als Christ zu leben. Am folgenden Tage, ... doch, vernehmen wir die Geschichte seiner Bekehrung von ihm selbst.

„Ich bin lange angestanden, Herr Pfarrer! Ihnen den von mir verlangten Bericht über meine Bekehrung zu geben, weil Alles, was dieser glücklichen Aenderung vorangegangen ist, Niemanden erbauen kann, was ihr aber folgte, so einfach ist, daß zu dessen Bezeichnung ein einziges Wort hinreichen würde. Es wird also nur das Ereigniß meiner Bekehrung den Gegenstand dieses Briefes ausmachen.

„Sie wissen, daß ich der Sprößling einer vornehmen israelitischen Familie in Deutschland bin, und im 28. Jahre die heilige Taufe verlangt habe. Zu diesem Schritte bestimmten mich meine Verhältnisse zu einem frommen, christlichen Freunde, und eine gewisse Begeisterung, die sich bei Lesung des Evangeliums meiner bemächtigte. Es geschah indessen mit großem Leichtsinne; denn ich kannte, so zu sagen, nur das Poetische am Christenthume; ich suchte in demselben mehr das Ideal des Schönen, als die Ausübung des Guten und die Bedingnisse des Heiles.

„Uebrigens hatte die deutsche Philosophie, weil von berühmten Männern vorgetragen, meinen Verstand gänzlich gefesselt. In Allem erblickte ich Gott; er schlief, nach meiner Ansicht, im Steine; er entwickelte sich in der Blume; er dachte im Menschen; in allen Dingen um mich herum sah ich lebende Wesen, Brüder und Schwestern; es brannte ein Feuer in mir, das ich

in meinem durch eine fruchtbare Einbildungskraft und anhaltendes Studium gesteigerten Zustande für ein göttliches hielt.

„Nach dieser Richtung hin verirrte ich mich immer weiter, und die medizinischen Studien, denen ich mich mehr aus Spekulation, als aus Beruf widmete, entrissen mich den philosophischen Verirrungen nicht.

„Mein Leben war in der That nur ein Rausch. Dem wissenschaftlichen Stolze folgten die Anforderungen aller übrigen Leidenschaften auf dem Fuße nach, und ich überließ mich denselben, um mich zu betäuben und dem Stachel der Gewissensbisse zu entziehen. Ich war zwar getauft, hatte aber keinen christlichen Akt ausgeübt; ich besaß Glauben, aber einen todten, rein wissenschaftlichen, der mir keinerlei Pflicht vorzeichnete; die Formen des Christenthums sah ich für Hüllen an, die der Gelehrte nicht braucht, und legte deßhalb keinen Werth darauf.

„Dieß mein Zustand, als ich mich auf Reisen begab. Herr meines Vermögens, habe ich meiner Vergnügungssucht keine Gränzen gesetzt; ich klammerte mich an die Welt, und trat alle edlern Gefühle, selbst jede Rücksicht menschlicher Klugheit, mit Füßen. Dabei nagte jedoch ein Wurm in meinem Herzen, und mehr als einmal verbreiteten niederschmetternde Blitze Angst und Schrecken im Innersten meiner Seele.

„Eines Abends befand ich mich einsam in Paris, einsam mitten in dieser unermeßlichen Stadt, wo so viele Menschen sich drängen und in immerwährender Bewegung sind, und zwar herber Trauer preisgegeben; denn eine innere Stimme sprach mir von Beicht und Communion. Wie kam es, o mein Gott! daß ich, der ich mich den heil. Sakramenten nie genähert hatte, ja sie für ganz unnütz hielt, einen derartigen, und zwar so unwiderstehlichen Antrieb fühlte, daß ich ihn nicht zu bekämpfen vermochte? Das von christlichen Eltern stammende Kind wird gleich nach seiner Geburt von den Flecken der Erbsünde gereinigt, erhält sodann den Unterricht der Kirche, die Unterweisungen einer frommen Mutter; das Andenken an die erste heil. Communion gräbt sich tief in seine Seele ein, und welche

Kraft haben nicht alle diese Umstände, um das den Wegen Gottes untreu gewordene Schaf wieder auf dieselben zurückzuführen? Mir aber, der ich so schuldbeladen gewesen, mir fehlt alles dieses; ich hatte im Gegentheil die Gabe Gottes verachtet, und der Sünde meiner Väter eine zweite angefügt. Ich befand mich in der Lage derjenigen, von denen der Apostel spricht: „Wie viel härtere Strafe, meinet ihr, wird derjenige verdienen, welcher den Sohn Gottes mit Füßen tritt, das Blut des Bundes, wodurch er geheiligt ist, unrein achtet, und den Geist der Gnade schmähet? (Hebr. 10, 29.) Es wartet seiner ein schreckliches Gericht.“ (Das. 10, 27.)

„Wie werde ich also im Stande seyn, das Wort der ewigen Erbarmung genug zu preisen, das meinem Herzen die Stimme der Erbarmung zu vernehmen gegeben? Ich dachte nur an Eines mehr: an meine Aussöhnung mit Gott durch Beicht und Communion.

„Beherrscht von diesem Verlangen, begab ich mich am folgenden Tage in die Kirche U. L. F. vom Siege. Dieß war der erste Ring an den durchaus geheimnißvollen und wunderbaren Führungen der Vorsehung.

„Man hatte mir gesagt, daß ein Geistlicher bei U. L. F. vom Siege die deutsche Sprache rede, und obschon ich der französischen Sprache mächtig bin, hielt ich doch, um bei meinem traurigen Bekenntnisse desto genauer zu Werke zu gehen, für angemessener, in meiner Muttersprache zu reden. Ich traf diesen deutschen Priester nicht; dagegen sah ich einen andern, der, wie er mich in der Sakristei erblickte, mich mit einer Zuvorkommenheit anredete, die ihm alsogleich mein Herz öffnete. Der würdige Priester ahnete, wie er es mir später gestand, in diesem Augenblicke, daß Maria selbst ihm ein irregegangenes Schaf zuführe. Ich fragte ihn, ob er deutsch spreche, und er antwortete mir, daß er diese Sprache, ohne ihrer gerade mächtig zu seyn, doch ziemlich gut verstehe. Darauf entdeckte ich ihm den Grund meiner Anwesenheit, und der wohlwollende Diener Jesu

Christi führte mich in seine Wohnung. Hier erzählte ich ihm in kurzen Umrissen meine Lebensgeschichte: meine Abstammung, die Verirrungen meines Geistes, meine Irrthümer und Sünden. Während ich sprach, ward ich von der Rührung und religiösen Aufmerksamkeit, die ich am Diener Gottes beobachtete, auf's Innigste ergriffen. O wunderbares Zusammentreffen! Anstatt mir die strengen Gerichte Gottes zu verkünden, gestand mir der Gottesmann, daß auch er dem Hause Israels entstamme; daß er das Trügerische menschlichen Wissens, wie ich, kennen gelernt habe, und all' meine Leiden fühle. Seine Thränen vermischten sich mit den meinigen, und ich konnte mich nicht erwehren, in dieser Fügung die Hand Gottes zu erblicken, die mich gerade zu dem Manne hingeleitete, der unter den vielen tausend Priestern von Paris vielleicht einzig im Stande war, Alles mitzufühlen, was in meinem Innern vorging, und jene Heilmittel anzuwenden, deren mein Herz bedurfte. Wie werde ich Gottes unendliche Barmherzigkeit genug dafür danken können! Das Meer wirft den armen Schiffbrüchigen auf einen Felsen: aber Gottes Güte, unermeßlicher als das Weltmeer, sendet uns noch eine dienstfertige Hand, die uns rettet und heilt.

„Mein kluger und weiser Seelenführer beschleunigte das Werk meiner Buße nicht, sondern löste in sanfter Weise die Ketten, welche mich an die Welt fesselten, und ließ mich erst nach lang andauernder Prüfung zum Tische des Herrn. Ich empfing die erste heil. Communion am Altare des heil. Herzens Mariä bei U. L. F. vom Siege, und es ward mir dabei eine mir bisher unbekannte Stärke zu Theil; von da an kostete es mich keine Mühe mehr, das Göttliche den Elementen dieser Welt vorzuziehen. Ich machte unter der Leitung meines theuern Führers die geistlichen Uebungen, und da, in dieser angenehmen Einsamkeit, vollbrachte Gott in mir eine tief eingreifende Operation. Es kam mir vor, als befinde ich mich in einem Schmelztiegel, und es geschehe in mir eine gewaltthätige, herzzerreißende, martervolle Scheidung: der neue Mensch, so eben in mir geboren, war von meiner verdorbenen Natur gleichsam getrennt

und abgelöst. Auf diese wirklichen und unglaublichen Schmerzen folgte aber unendlicher Friede, der immer noch, einem Strome gleich, in meine Seele sich ergießt, und mich mit Dankbarkeit und Freude erfüllt. In erwähnte geistliche Einsamkeit bin ich schon vor zwei Jahren getreten, und ich konnte mich noch nicht entschließen, sie zu verlassen. Da erwartete ich Gottes Befehle, dem ich mein Leben geweiht habe.

„Alle diese Gnaden nun, die ich empfangen, habe ich der göttlichen Jungfrau Maria, der Mutter aller Gnaden, der Königin Ihrer Erzbruderschaft zu verdanken. Ich kann diesen Ruf der Wahrheit, dieß Zeugniß der Dankbarkeit nicht zurückhalten.

„O Tochter Davids, Mutter des Königs der Juden und Königin Israels! Du wirst die irrenden Schafe in den Schafstall zurückführen! Dein Herz wird den Kindern deines Volkes Verzeihung sichern. Schon offenbaren sich Gottes Erbarmungen in allen Gegenden, und überall, wo Medaillen, die dein Bild tragen, bekannt werden, erzählt man Gottes Wunderthaten. Ich bekenne laut, daß die Liebe zu Maria sich in meine Seele zu ergießen angefangen habe, nachdem eine solche Medaille an meiner Brust hing. Darauf sandte ich diese Gnadenzeichen auch meiner Mutter und meinem jüngern Bruder. Sie wissen, Herr Pfarrer! welch' wunderbare Veränderung in Letzterm vorgegangen ist. Dieser junge Mann von 24 Jahren, voll Feuer und Talent, hatte eben das Doktordiplom erhalten, und war im Begriffe, sich auf den Tummelplatz dieser Welt zu begeben, als Gottes Geist sich seiner bemächtigte. Der Brief, den er mir darüber geschrieben, lautet in Uebersetzung, wie folgt:"

Ehe wir unsern Lesern diesen Brief mittheilen, scheint uns angemessen, zu dessen leichterm Verständnisse einige Umstände und Erläuterungen vorauszuschicken:

Derjenige, dessen Bekehrung wir so eben erzählt haben, entsprach der Gnade vollkommen, durch welche Maria sein Herz gerührt hatte, und betrat den Weg einer zärtlichen, aufrichtigen und innigen Frömmigkeit. Während seiner zweijährigen Zurückgezogenheit in einem geistlichen Hause stellte er ernst-

liche Betrachtungen über sein verflossenes Leben an, und ward dafür mit der Berufung zum geistlichen Stande von Gott belohnt. Er bereitete sich dazu durch das Studium der Theologie vor. Die Gesundheit seines jüngern Bruders, von dem wir nun sprechen werden, hatte bei den Anstrengungen, womit er sich auf die Wissenschaften verlegte, sehr gelitten. Zum Doktor befördert, wollte er, bevor er seine edle Kunst auszuüben begann, seine Kräfte stärken, und besuchte zu dem Ende ein Bad in Tyrol.

Der Abbé F...., von dem ebenfalls die Rede seyn wird, ist jener alte katholische Hauslehrer, welcher nach vollendeter Erziehung der beiden Brüder sich in den geistlichen Stand begab, und gegenwärtig in einer Pfarrei Innsbrucks als Vikar angestellt ist. Nach diesen Bemerkungen geben wir nun den Brief des jüngern Bruders an den ältern.

„A....., den 12. Dez. 1842.

„Theuerer, geliebtester Bruder!

„Endlich gebe ich dir eine Nachricht, welche dich mit Freude erfüllen wird. Nach einigen Tagen werde ich durch die Hände des Herrn Abbé F.... zu Innsbruck die Taufe empfangen. Ich werde höchstens acht Tage dort verweilen, und alsdann neugeboren nach Wien zurückkehren. Ich habe wohl nicht nöthig, dir zu bemerken, daß ich hierin aus reiner Ueberzeugung und ohne Beimischung menschlichen Interesses handle. Die mich leitenden Beweggründe sind vorerst der Glaube, welcher sich mir bei einem Ereignisse, das ich dir erzählen will, glänzend und belebend, wie die Sonne gezeigt hat, die ihre Strahlen überallhin und immer ihre Strahlen aussendet, ohne je von ihrem innern Gehalte zu verlieren, sodann meine befriedigte Vernunft, die nunmehr die ganze Größe und lebendige Majestät des Katholizismus anerkennt, und, indem sie sich dem Joche der wahren Freiheit unterwirft, vor Freude aufjauchzen möchte.

„Ja, der Heiland war mein guter Hirt, der mit unermüdlicher Liebe sein irregegangenes Schaf aufsuchte, bis er es

wiedergefunden. Ich habe meinerseits am Werke meiner Wiedergeburt mir kein Verdienst zuzuschreiben, nicht einmal das, die Hand ergriffen zu haben, welche mir die Gnade darbot. Die Gnade hat Alles gethan! Sie hat mich überwunden, ohne jene Würde, auf die der Mensch so stolz ist, zu verletzen; denn in Jesus Christus finde ich mich ganz wieder. Ich wohne in seinen heiligen Wunden, nähre mich vom Blute, das seinem Herzen entsprudelt, von diesem Blute, welches das kostbare Erbe der Menschheit und das einzige des himmlischen und auch unsers Vaters würdige Opfer ist.

„O du, der du zuvor mein Bruder dem Fleische nach warst, nun aber mein Bruder im Geiste bist, du genießest schon lange das Glück, wovon meine Seele erfüllt ist; du hast die Seligkeiten des Himmels kennen gelernt, hast deinen Heiland empfangen, hast dich so oft und so innig mit ihm vereiniget, daß du ohne Zweifel auf dem Wege der Vollkommenheit einhergehest. Mir war die Kirche bisher unsichtbar; sie ist aber durch die Gnade einer ganz besondern Vorsehung meinen Augen sichtbar geworden, hat gleichsam vor mir Gestalt und Leben angenommen.

„Seit sechs Wochen befolgte ich in meinen Studien die Anleitung, welche mir in der Vakanzzeit unser Freund, der Abbé F . . . . . gegeben. Ich las Möhler, Leibnitz, Leo . . .

„Eines Abends (es war am Fest der Empfängniß Mariä) arbeitete ich allein auf meinem Zimmer. Da erhielt ich Besuch von einem meiner Freunde, einem guten jungen Manne, dessen Glaube jedoch lau, wenn nicht ganz erloschen war. Das Gespräch kam auf die Religion. Er machte mir einige Einwürfe; ich widerlegte sie, sprach ihm von der heiligen Dreieinigkeit, von der Liebe des Vaters, der seinen Sohn dahingegeben und noch immer für uns opfert, und entfaltete ihm mit Begeisterung die Schönheit des Katholizismus. Ich fühlte mich während dem Sprechen von Gott unterstützt; es war mir, als habe der Geist des Herrn meine Seele erweitert; die Wahrheit erschien mir in ihrer himmlischen Reinheit; die Finsternisse erfüllten mich mit Schrecken, die Macht des Glaubens beugte

meinen Nacken, der Himmel öffnete sich vor mir, ich hatte den glücklichsten Augenblick meines Lebens erreicht.

„Von einer unerklärbaren Macht unwiderstehlich angetrieben, wendete ich mich zur heiligsten Jungfrau Maria und bat sie inständig, das Herz meines Freundes dem Sinne für die Wahrheit zu öffnen.... Und auf einmal bricht mein Freund, durch meine Worte im Innersten bewegt, in lautes Schluchzen aus und bekannte, daß eine furchtbare Last auf seinem Herzen liege, wovon mir Kenntniß zu geben er sich gedrungen fühle...

„Ich stand da wie versteinert, in meinem Herzen aber hörte ich eine Stimme, die mir sagte, Gott habe sich meiner bedient, um ein Werk seiner Erbarmung auszuführen.

„Er erzählte mir nun, daß er, im Begriffe, die katholische Religion aufzugeben und sich der Bande der Religion zu entledigen, bei Gelegenheit einer Communion gewagt habe, die heil. Hostie auf den Boden zu werfen, um sie dann mit Füßen zu treten; daß ihn von jener Zeit an der Anblick einer Kirche mit Schrecken erfüllt und eine eiserne Hand davon ferne zu halten geschienen, daß er, um die Gewissensbisse zu ersticken, sinnlichen Ausschweifungen und den zügellosesten Vergnügungen aller Art sich preisgegeben habe. In diesem religiösen Indifferentismus (Gleichgültigkeit) habe er alle Schwungkraft seines Herzens eingebüßt; er hörte die Stimme seines Gewissens nicht mehr, es habe sich auch an diesem Tage nicht geregt, welcher der Tag seiner Bekehrung seyn sollte; denn er sei nur deßhalb auf Besuch gekommen, um den Abend in fröhlichen Scherzen zuzubringen.

„O mein Bruder! wie sehr war ich gerührt, als ich in der Reue und im Schmerze dieses zerknirschten Herzens die Barmherzigkeit unsers Erlösers erkannte, und die hohe Würde des Menschen, wenn er zu neuem Leben in Jesus Christus ersteht, und seine große Macht, wenn Jesus Christus in ihm wirkt, betrachtete!

„Im Innersten umgewandelt, schluchzte mein Freund immer noch. Er bekannte mir alles Unrecht, das er in seinem Leben begangen und dessen er sich bei manchen Gelegenheiten auch

gegen mich schuldig gemacht hatte, was aber für immer hätte unbekannt bleiben sollen. Ach! wie sehr fühlte ich, daß diese aufrichtige und tiefe Demuth, diese Selbstverläugnung ihn über mich erhob! Aber auch, wie glücklich war ich beim Bewußtseyn, daß der lebendige Glaube an den Erlöser durch mein Wort auf sein Herz gewirkt habe! Ich pries, wie Simeon, den Herrn dafür, daß er mir den Messias gezeigt, den Banden der Sünde mich entrissen und meine bedaurungswürdige Verstockung überwunden hatte.

„O! fürderhin will ich voll Dankbarkeit gegen meinen Gott und meinen Heiland Jesus Christus leben und sterben.

„Ich hoffe vor dem Neujahr getauft zu werden. Mein Geburtsschein liegt schon in Händen des Abbé F...., der das Ganze beschleunigen will.

„Dieß, mein theurer Bruder! ist der einfache und wahrhaftige Bericht dessen, was sich zugetragen. Es hat dabei weder Täuschung der Sinne, noch Spuck der Einbildungskraft, noch Vorbedacht, noch irgend etwas Fantastisches stattgefunden. Es geschah auf meinem Zimmer; ich war durch keinen Exzeß erhitzt, von keinem Unglücke niedergebeugt und frei von jeglichem Einflusse von außen.

„Und dieß Alles wohl nur deßwegen, damit Gottes Wirken desto einleuchtender hervortreten konnte.

„Ja, dieß ist Gottes Werk, es ist ein Wunder, obschon Alles dabei natürlich war, die siegreiche Gnade ausgenommen, welche die Herzen rührt und belebt.

„Genug davon.... Doch, nein! Es wird nie genug seyn für mein Herz, das nimmer aufhören wird, Jesus Christus und seine unendliche Barmherzigkeit zu loben. Ueberdenke diese Thatsache wohl, mein lieber Bruder, und du wirst mit mir auf die Kniee fallen, um den drei Mal heiligen Gott zu preisen, der sich Israels erbarmet und ein verirrtes Schaf wunderbarer Weise zurückgeführt hat.

„O heil. Jungfrau, Mutter der Sünder! Dir übergebe ich von nun an das Heil meiner Seele, denn du hast mich geliebt

und erhört, bevor ich dich kannte, ja sogar zur Zeit, als ich dich beschimpfte. O! widme dem Neugebornen, noch so schwachen Menschen jene mütterliche Sorge, die du für das Kind Jesus hattest, und leite meine Schritte auf den Weg zum Himmel!"

Diesem Briefe fügte unser erster Neophyt, der sich bei U. L. F. vom Siege bekehrt hatte, noch an: „Bei Betrachtung solcher Gnaden, Herr Pfarrer! finde ich keine Worte mehr, ich kann nur schweigen und anbeten. Ehe ich jedoch schließe, empfehle ich den Gebeten der Erzbruderschaft, der ich ohnehin so großen Dank schuldig bin, noch die Bekehrung meiner innig geliebten Mutter und meiner Brüder in Israel."

Auch wir, vielgeliebte Mitbrüder! haben keine Worte, um unsere Gefühle auszudrücken, so sehr wir sonst gewohnt sind, die mächtige und gütige Mutter Maria unsern Wünschen zuvorkommen und uns mit reichlichen Gunstbezeugungen, mit ausgezeichneten Gnaden überhäufen zu sehen. Eine angenehme Betäubung bemächtigt sich unseres Geistes, schlägt jedes andere Gefühl nieder. Wir wollen also schweigend anbeten, dabei aber diesen Tribut der Dankbarkeit durch nähere Betrachtung des Wunders, welches die Gnade gewirkt hat, in seinem ganzen Umfange darstellen.

Wir kannten den jungen Neubekehrten schon aus den Mittheilungen seines Bruders. Er ist ein junger Mann, hatte er uns gesagt, voll Eifer und Talent, ein Jude, daher im Hasse gegen Jesus Christus und in der Verachtung Mariä auferzogen. Dieses doppelte, gottlose Vorurtheil war bei ihm nicht Folge religiöser Gesinnung. Es ist bekannt und erwiesen, daß heutzutage die Trümmer des Stammes Israels sich zu keinerlei Religionslehre bekennen, es sei denn, daß man diesen Namen den lächerlichen und ungereimten Mährchen gibt, welche von ihren Rabbinen seit mehreren Jahrhunderten an die Stelle der heil. Lehre des Pentateuchs (der fünf Bücher Moses) gesetzt worden. Die jüdische Bevölkerung zerfällt in zwei Klassen, in die der Reichen und die der Armen.

Die Armen wissen in Bezug auf Religion nichts weiter, als daß es einen Gott gebe; allein selbst diese erste und einzige Kenntniß wird von dem Gewirre abergläubischer Meinungen verdunkelt, welche der rabbinische Unterricht ihrem Kopfe eintrichtert. Ihr Gottesdienst besteht in einer Menge äußerlicher Formen, lächerlicher Satzungen, die keinen Zweck haben, äußerst beschwerlich sind, den Geist erniedrigen und die Urtheilskraft verderben müssen. Indessen ist dieß immer noch ein Band, das sie unter einander vereinigt und in Stand setzt, sich gegenseitig zu erkennen. Die Reichen geben ihren Kindern, mit Ausnahme des Religionsunterrichtes, die Erziehung unserer Kollegien, ein Mißgriff, der durch den besondern Unterricht zu Hause nicht wieder gut gemacht wird; denn die, so dieser Klasse angehören, sind von Geldgierde besessen, Sklaven unabläßiger Anstrengungen, um zeitliches Vermögen zu gewinnen oder zu vermehren, und lassen von diesen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Sorgen nur ab, um sich allen Vergnügungen, den weltlichen Zerstreuungen und Gewohnheiten hinzugeben. Ihr Geist ist zu erhaben und zu gebildet, um den Mährchen der Rabbiner noch Glauben zu schenken. Sie haben also keine Religion und ihre Kinder werden ohne alle religiöse Grundsätze und Kenntnisse erzogen. Dieß haben uns mehrere Israeliten von vornehmer Abkunft mitgetheilt, welche Gottes Güte zur Erkenntniß der katholischen Wahrheit geführt hat. So war auch, wie es uns sein Bruder gestand, die Erziehung des obigen Neubekehrten beschaffen. Er hatte zwar einen katholischen Hauslehrer, dem aber strenge untersagt war, mit seinen Schülern von Religionsgegenständen zu sprechen, der ihnen daher nur menschliche Wissenschaft beibringen konnte.

Diesen Vorgängen zufolge konnte unser neue Bruder zum Empfange der Gnade des christ-katholischen Glaubens nicht vorbereitet seyn, vielmehr schien Alles ihn gegen denselben einnehmen zu wollen. Wohl kannte er die Bekehrung seines Bruders. Allein gerade dieser Umstand mußte für ihn ein neues Hinderniß werden, diesen gleichen Schritt zu thun. Man weiß,

welche Zerrissenheit, welche Uneinigkeiten, welchen Haß dergleichen Ereignisse in den israelitischen Familien gegen jene ihrer Mitglieder erregen, über die die Wahrheit ihre Herrschaft ausdehnt. Schon so viele Jahrhunderte hindurch leben sie in so unglückseliger Verblendung, ohne Glauben, ohne Gesetz, ohne Altar, und stossen dennoch mit Hartnäckigkeit und Unwillen das Licht von sich, welches sie erleuchten will. — Ueberdem waren auch der Charakter, der Geist unsers jungen Neophyten Hindernisse seiner Bekehrung. Sein Bruder hat uns gesagt, daß er ein feuriger, talentvoller Mann sei. Welche Nahrung mußte also seiner Eitelkeit und seinem Stolze der Umstand bieten, daß er schon im 24sten Jahre Doktor der Medizin war! Und auch das verdient Berücksichtigung, daß er dem Studium der Arzneikunde sich ergeben hatte, ein Studium, welches beinahe alle Diejenigen, die sich ihm widmen, so tief in den Koth des Materialismus versenkt, wenn ihr Geist nicht durch den Glauben, ihr Herz durch Ausübung der christlichen Tugenden geschützt werden! Hat er auch während sechs Wochen mit ernster Lesung religiöser Zeitschriften sich beschäftiget, so vermochten doch diese allein nicht sein Herz zu bekehren, ja nicht einmal seinen Verstand zu erleuchten, und vielleicht hatte er sie nur aus Tadelsucht vorgenommen. In jedem Falle hatte dieses Ereigniß an einem Badeorte, also in der Heimath der Zerstreuungen und Vergnügungen statt.

Und dennoch geht dieser junge Mann, ungeachtet all dieser ungünstigen Umstände, plötzlich von den Finsternissen des Unglaubens zum Lichte der Wahrheit über. Den Beweis hievon liefert der Brief, welchen er an seinen Bruder geschrieben: er enthält sein Glaubensbekenntniß und zeichnet uns das Bild der Tugenden und Gesinnungen, die ihn beseelen. Sehen wir nun nach, wie dieß Wunder geschehen.

Vorerst betete die Erzbruderschaft, welcher ihn sein Bruder anempfohlen, seit beinahe zwei Jahren für ihn. Und die Gnade hat an einem Marienfeste, am 8. Dezember, an welchem die katholische Kirche das glorreiche Vorrecht der unbefleckten Em-

pfängniß Mariä ehrt und feiert, dieses neue Kind Jesus Christus und seiner heil. Kirche zugeführt. Was war die Veranlassung zu dieser Wunderthat? Der Besuch eines freigeisterischen gottlosen Freundes, der in keiner anderen Absicht dahin gekommen war, als um den Abend in lustigem Scherze hinzubringen. Sie sprechen auch von Religionsgegenständen. Welch ein Gespräch muß da zwischen einem Ungläubigen und gottvergessenen Menschen stattfinden, der seinen Glauben verlassen will und die entsetzliche Verpflichtung dazu durch eine Handlung satanischer Wuth und Gottlosigkeit sich auferlegt hat! Und sieh, der Ungläubige, umgewandelt in einen Apostel, nimmt Parthei für die Wahrheit! Eine wunderbare Aenderung geht in ihm vor. Er spricht Wahrheiten aus, die er nicht kennt, an die er vielleicht nie gedacht hat. Während dem Gespräche fühlt er sich von Gott unterstützt; es ist ihm, als werde sein Herz durch den Geist des Herrn erweitert, die Wahrheit erscheint ihm in ihrer himmlischen Reinheit; die Finsternisse seines Geistes erfüllen ihn mit Schrecken; die Macht des Glaubens beugt seinen Nacken, der Himmel öffnet sich ihm, und er genießt den glücklichsten Augenblick seines Lebens.

Sein Freund ist von Staunen ergriffen, erschüttert, allein zwischen der Erschütterung und Bekehrung eines so großen Sünders liegt noch eine große Kluft. Er sieht es ein und entsetzt sich darüber. Gottes Geist, der ihn schon in seiner Gewalt hat, entzündet in ihm das Verlangen nach dem Heile dieses Schuldbeladenen. Um es zu erlangen, wendet er sich an Maria. Ein Jude ruft die Mutter Jesu an, den seine Väter gekreuzigt haben! Er bittet sie inständig, das Herz seines Freundes dem Sinne für die Wahrheit zu öffnen. Kaum hat er die süße Königin der Herzen angerufen, so vergießt dieser freche Sünder Ströme von Thränen, bricht in lautes Schluchzen aus, offenbart seinem Freunde den entsetzlichen Frevel, dessen er sich schuldig gemacht, entdeckt ihm die

ganze Schande, Schlechtigkeit und Treulosigkeit seines Herzens und erzählt ihm die Qualen und Beängstigungen, die ihn bei Erinnerung an sein Verbrechen zerreißen. In diesem Augenblicke also, in welchem die Engel im Himmel dieß Wunder der unendlichen Erbarmung betrachten, bekehren sich zwei Sünder zum Herrn: Ein Gottloser, und ein gottesräuberischer Heiligthumsschänder, der Thränen aufrichtiger Reue vergießt, seine Verbrechen bekennt und aus freien Stücken die entsetzlichsten Geheimnisse seines Herzens offenbart, und ein Ungläubiger, der, wie einst Simeon, den Herrn dafür preis't, daß er ihm den Messias gezeigt, den Banden der Sünde ihn entrissen und seine unheilvolle Verstockung besiegt hat.

Wie schön sind nicht die Gesinnungen, welche ihm der Glaube und die Gnade einflößen! Wie erfreulich war für den Himmel, für die Engel, ist für uns der Ruf seines Herzens: Ach! aus Dankbarkeit gegen meinen Gott und Heiland will ich von nun an in Jesus Christus leben und sterben!

Theuerste Mitbrüder! Laßt auch uns, die wir glückliche Zeugen so vieler Wunder sind, denen gegeben ist, sie von Gottes Milde zu erflehen und durch Vermittlung des unbefleckten Herzens Mariä gleichsam vorzubereiten, laßt auch uns voll Dankbarkeit gegen unsern großen Gott und gütigen Erlöser ausrufen: „Ich will in Jesus Christus leben und sterben.“ Möge dieser Ruf der Dankbarkeit und Liebe ohne Unterlaß gen Himmel steigen, in allen Gegenden der Erde wiederhallen, und von den zahllosen Kindern des Herzens Mariä, als die dieser Mutter wohlgefälligste Huldigung, oft wiederholt werden! —

Einige Tage, nachdem unser Neubekehrter seinem Bruder geschrieben hatte, begab er sich nach Innsbruck und bereitete sich dort unter der Leitung des Herrn Abbé F.... zur Aufnahme in die christliche Kirche vor. Er empfing die heilige Taufe in den letzten Tagen des Monats Dezember, und am gleichen

Tage nahm auch sein Heiland und Gott, dem er versprochen hatte, für ihn zu leben und zu sterben, durch die heil. Kommunion Besitz von seinem Herzen. Und dieser junge und eifrige Christ hat sein Versprechen erfüllt, er hat für Jesus Christus gelebt. Seine Verbannung vom neuen Vaterlande, dessen Rechte er sich erst kürzlich erworben, dauerte nicht lange; sechs Wochen nach empfangener heil. Taufe starb er den Tod des Gerechten. Er war zu Innsbruck geblieben, um unter der Leitung seines Freundes F.... sich an ein christliches Leben zu gewöhnen. Während diesen sechs Wochen ward ihm oft das Glück zu Theil, am heil. Tische zu erscheinen und das Brod der Engel zu genießen. Am Schlusse der ersten Woche im Februar 1843 nöthigte ihn ein Uebelbefinden, das in Folge plötzlicher Erkältung ihn befiel, einen Spaziergang, den er in Begleitung seines geistlichen Führers machte, zu unterbrechen. Zu Hause angekommen, legte er sich mehr aus Vorsicht, als im Gefühle eines wirklichen Bedürfnisses zu Bette; am folgenden Tage empfand er zwar keine Schmerzen, aber eine große Schwäche hatte sich seiner bemächtigt. Am Abende stillte eine trügerische Besserung den leisen Kummer, welchen dieß Uebelbefinden bei seinen Freunden erweckt hatte. Allein am Morgen des folgenden Tages erinnerte die Schwäche, welche gegen Ende der Nacht einen sehr beunruhigenden Charakter angenommen hatte, seine Freunde an die Wirklichkeit der Gefahr. Der Abbé F.... machte ihn aufmerksam, daß er vor Gott zu erscheinen habe. Eine derartige Botschaft ist im Alter von 24 Jahren, beim Antritt einer ehrenvollen und vortheilhaften Laufbahn, wenn man dazu nicht anderweitig schon vorbereitet worden, ein Donnerschlag. Unser junge Christ hörte sie mit der Ergebenheit eines Heiligen und mit der Freude eines Verbannten an, dem man die nahe Rückkehr in sein Vaterland verkündet. Er verlangte keinen weitern Aufschluß, sondern ließ einen Notar rufen, ordnete seine zeitlichen Verhältnisse und sprach mit herzlicher Rührung von seiner Mutter und seinen Brüdern, rief, da die Mutter und einer der Brüder noch im Unglauben lebt,

die Barmherzigkeit Jesu Christi und das Mitleiden Mariä zu ihrer Rettung an, und ward im heil. Sakramente der Buße von den Flecken gereinigt, die er aus menschlicher Schwachheit sich zugezogen. Vier Tage vor seinem Tode vereinigte er sich durch die heil. Wegzehrung, die ihm Abbé F.... reichte, mit seinem Gott und Heilande und empfing die letzte Oelung. Von diesem Augenblicke an lebte er gleichsam nicht mehr auf Erden; er verlangte das Crucifix, bedeckte es mit Küssen, benetzte es mit Thränen und drückte seine Liebe und Dankbarkeit in glühenden Worten aus. Seine Freunde weinten um sein Bett, er tröstete sie, sprach zu ihnen von seiner Freude, seinem Glücke, seiner Hoffnung und pries die Gnade seiner Berufung. In solchen Gemüthserhebungen, die seine Schmerzen linderten, verstrich ein großer Theil des Tages. Er blieb bis zum letzten Augenblick im Besitze all' seiner geistigen Kräfte; ein letzter Athemzug, den er, die Hand auf dem Kreuze, welches auf seinem Herzen ruhte, haltend, gethan, verkündete seinen Freunden, daß seine Seele ihre Bande gelös't und gen Himmel sich erhoben habe.

Fünfte Abtheilung.

Bekehrung auf dem Krankenlager und Sterbebette.

1. Ein Gottesverächter und Wüstling auf dem Sterbebette.

Der Gerechte und Heilige, vor dem alle Sünde ein Greuel ist, hat dem Sünder Tod und Verderben gedroht: „Welche Seele sündiget, die soll sterben" Ezech. 18, 20. Der Tod ist der Sünde Sold, und die Sünde ist schon in sich selbst nichts Anderes als Tod und Verderben — denn sie ist der Abfall vom Leben — aus Gott. Das ist Sünde; und doch — kann der Mensch sie lieben, ihr dienen und ihr Sklave werden; der Mensch, der göttlichen Geschlechts ist, ein Ebenbild Gottes, des Weisesten, Heiligsten, Reinsten. Gott! wie tief ist er gesunken! — Wie weit hat er sich von seinem Ursprunge entfernt! Er haßt nur das Leben und liebet den Tod! — Und der Schöpfer, der Vater des Menschen, der den Menschen gut erschuf, und demselben, wenn er sündigt, den Tod droht, und ihn auch wirklich mit dem Tod bestrafet — wie ist Er gegen den abgefallenen, erstorbenen und versunkenen Rebellen gesinnt? Hat Er Freude an dem Verderben und Tode seines Geschöpfes, seines abtrünnigen Kindes? Ueberläßt Er ihn seinem Elende und Verderben? Nein! — Er ist Vater, und

kann sich nicht verläugnen. Er bleibt dennoch treu, wenn wir auch abfallen. — Er ruft dem Rebellen nach: „Kehre wieder, du Abtrünniger!“ — Er läßt dem Gottlosen wissen: „Wenn der Gottlose sich bekehret von allen seinen Sünden, die er gethan hat, und hält alle Meine Gebote, und übet Recht und Gerechtigkeit; so soll er leben und nicht sterben. Es soll aller seiner Uebertretung, die er gethan hat, nicht gedacht werden. — Meinst du, spricht Gott der Herr, daß ich Gefallen habe am Tode des Gottlosen, und nicht vielmehr, daß er sich bekehre von seinem Wege und lebe?“ Ezech. 18, 21—23.

Der Gottlose, der Sünder muß also nicht nothwendig verloren gehen; er kann, er soll gerettet werden. Die Vaterarme Gottes stehen auch noch dem Ruchlosesten offen. — Die Barmherzigkeit Gottes geht über alle Seine Werke — sie währet ewig und hat keine Grenzen. In den Augen Gottes ist der Sünder, auch der größte, der muthwilligste, ein Blinder, der sich von Abgrund zu Abgrund stürzet; — der nicht weiß, was er thut, also immer noch bedauernswürdig für den, der lauter Erbarmen und Liebe ist. Ein Blick auf diese Liebe, eine einzige Regung im Innern des Unglücklichen: „Ach, wie elend bin ich; möchte auch mich Gott noch retten?“ ist für den Allerbarmer schon genug, ihm Seine allmächtige Hand zu reichen, und ihn aus den Tiefen, in die sein Leichtsinn und Muthwille ihn gestürzt hat, herauszureißen und ihn zu retten.

Was Gott durch den Mund Seiner Propheten und Boten geredet hat, das will Er auch thun, und thut es auch bis auf den heutigen Tag. — Seine Liebe und Sein Wort währen ewig. — Auch folgende Geschichte ist ein Beleg für die Wahrheit des Gesagten.

Vor ungefähr 30 Jahren lebte in einer jetzt königlichen Residenzstadt ein Mann, der sowohl durch Religionshaß und Gottesverachtung, als durch ausschweifende und schändliche Lebensart alle seine Zeitgenossen übertraf. Er hatte nun einmal

allen Glauben an Gott, Christus und Unsterblichkeit verloren. Er höhnte Gott laut, er spottete der Gottesfurcht, er lästerte Christus, Seine Menschwerdung, Geburt rc. so gräulich, daß es auch Menschen, die eben nicht fromm waren, kaum anhören konnten. Er lachte aller Religion, und suchte Jedem, der auch nur noch ein wenig davon besaß, sie vollends zu entreißen, und ihn ganz ungläubig zu machen. Die Religionsgeschichte war ihm eine Fabel, ein lächerliches Gedicht und Betrug, und alles Heilige ein Gegenstand seines Spottes, seiner Verachtung und seines Witzes. Er war General-Auditor, und hatte daher meistens Umgang mit Offizieren und mit Leuten von höherm Range, also desto mehr Gelegenheit, seine Grundsätze an Mann zu bringen, je mehr seit einem halben Jahrhundert die sich gebildet nennenden höhern Stände dem Unglauben geneigt waren, und sich durch Lesung von Voltair's u. dgl. Schriften in dieser Neigung bestärkten, durch dessen Schriften auch er sich auf die Spitze des totalen Unglaubens geschwungen hatte, auf welcher er stand. Er war ein Mann von außerordentlichen Talenten und Einsichten, wodurch er seinen verderblichen und verführerischen Grundsätzen desto leichtern Eingang verschaffen konnte, und auch wirklich verschafft hatte. Er richtete unbeschreiblichen Schaden an, und verführte Unzählbare zu seiner Irreligion.

Eben so schlecht als seine Denkungsart, war auch seine Handlungsweise. Es ist kein schändliches Laster, in dem er sich nicht wie ein Schwein herumwälzte, und so tief versunken war, als er konnte. Er verführte junge Mädchen und Knaben zu allen Greueln des Lasters; er war allen Arten von Wollust ergeben, und ein Lehrmeister derselben geworden; er trank die Sünde wie das Wasser hinein, und reizte durch Wort und Beispiel und beredtsame Anleitung auch Andere dazu; kurz, wer ihn kannte, sagt von ihm, daß sein Wandel so ärgerlich, verführerisch und schändlich wie möglich war, und daß man es nicht beschreiben könne, wie ausschweifend, gottlos und lasterhaft er in jeder Hinsicht lebte, dachte, redete und handelte. Es war, als wenn der Oberste der Teufel alle seine Kunst an ihm probirt,

und alle seine Kräfte aufgeboten hätte, in diesem Menschen das Bild der vollendeten Lasterhaftigkeit und Ruchlosigkeit darzustellen. Man fürchtete sich auch vor ihm, wie beinahe vor dem Satan selbst, weil man wußte, daß er jeder Schandthat fähig war. Er war ein Säufer, Schwelger, Verschwender, Betrüger und Wollüstling ohne seines Gleichen. Religionsspötterei, Gotteslästerung und Behohnlachung aller Frömmigkeit, Tugend und Rechtschaffenheit vollendete seine Gottlosigkeit.

So lebte er bis in sein Alter, wo er durch seine ausschweifende Lebensart zu sehr geschwächt, seinem Amte nicht mehr vorstehen konnte, und deßwegen in Ruhestand versetzt wurde. Seine Sittenlosigkeit und Wollüstigkeit hatte aber sich so viele Bedürfnisse geschaffen, daß nun die Pension nicht hinreichte, sie zu befriedigen. Er mußte Noth leiden. Er war jetzt nicht mehr in die Residenz, sondern in eine Provinzial-Stadt gezogen. —

Da hörte ein Geistlicher von seiner Noth; der besuchte ihn, und brachte ihm bisweilen etwas zur Unterstützung. Ein Geistlicher — dessen Stand er jederzeit haßte, und auf alle Weise verächtlich zu machen suchte — ein Geistlicher war es, der ihn in seinem Elende, wo ihn alle seine Freunde verlassen hatten, unterstützte; dieser wackere Mann, als er den Unglücklichen so in seinem jammervollen Zustande da liegen sah, fing nun auch einmal mit ihm an, über sein Inneres zu sprechen; er sagte zu ihm: „Sie sind schon bei Jahren, sind krank, schwach und sehr gebrechlich, Sie leben nicht mehr lange, Sie müssen sterben! — Was haben Sie für Aussichten, für Hoffnungen in die andere Welt? — Ist Ihre Gesinnung noch immer dieselbe, die Sie immer so laut überall äußerten? Sind Sie Gott dem höchsten Wesen, Christo, dem Heiland der Menschen, noch immer feind? Ist Ihnen Religion und Christenthum noch immer so verhaßt? und wollen Sie so mit dieser Denkungsart aus der Zeit gehen? — Bedenken Sie doch — die Ewigkeit! die Ewigkeit! und — Gott ist doch, was Er ist — und bleibt es ewig, was auch immer Ihr Kopf aus Ihm gemacht hat. — Wie wollen Sie wider den Allerhöchsten

seyn und angehen? Wie können Sie es mit Ihm aufnehmen?" u. s. w.

Er antwortete: „Was will ich machen? Ich habe Ihn verworfen, Er wird mich auch verwerfen. Ich habe schrecklich gegen Ihn gesündigt, und darf meine Augen nicht zu Ihm aufheben. — Was soll ich anfangen? Meine Sünden sind unzählbar, sind gräulich, sind empörend! Wie kann ich Gnade finden? Wie gerettet werden?"

Aus dieser Antwort schloß der Geistliche, daß seine Seele von Gottes Gnade schon vorbereitet, und er nun einmal zur Erkenntniß der Sünde gebracht sei, und den unseligen Zustand seines Herzens einsehen gelernt habe. Daher fing er an, ihm die Barmherzigkeit und Liebe Gottes in Jesu Christo vorzumalen, und ihm zu bezeugen, daß kein Sünder, so groß er sei, verloren gehen müsse, wenn er nicht selbst wolle. Daß in Gott keine Feindschaft, keine Unversöhnlichkeit gegen die größten Sünder statt habe; daß Jesus Christus Alle, Alle annehme, die sich zu ihm wenden; daß Er auch für die Gottlosesten gestorben sei, und auch die Gottlosesten entsündigen, gerecht und selig machen könne und wolle. Daß seine Liebe und Erbarmung nicht einen Augenblick anstehe, ihn zu begnadigen, ihm alle seine Sünden zu vergeben, und ihrer nicht mehr zu gedenken, als wenn sie nicht geschehen wären. Er solle nur Muth fassen, nur an Seinen Tod und Verdienst, an Seine Liebe und Gnade glauben, seine Sünden bekennen, sich Ihm im Geiste zu Füßen werfen, und zu Seinem Kreuze aufblicken, wie eine Magdalena, wie ein Schächer. Bei Gott werde es an Vergebung und Barmherzigkeit gewiß nicht fehlen.

Der Kranke erwiederte: „Ach, meine Sünden will ich nicht vor Gott und Ihnen, sondern vor aller Welt bekennen! Lassen Sie mir nur ein paar Tage Zeit, mein Leben und meinen Herzenszustand recht zu bedenken, und mich ganz zu Gott zu wenden, und kommen Sie dann wieder zu mir."

Der Geistliche kam nach ein paar Tagen, und siehe, mächtig hatte die Gnade in dem tief gesunkenen Sünder gewirkt!

Der Geistliche fand den Kranken voll Zerknirschung, Reue und Zuversicht. Er entdeckte ihm sein ganzes Leben, erzählte offenherzig alle seine Vergehungen, und stellte sich so sündig und lasterhaft wie möglich vor Gott und Seinem Diener dar, unter Strömen von Thränen, und alle seine Aeußerungen und Geberden hatten das Gepräge eines wahrhaft bußfertigen, innigst zerknirschten Sünders. So wie die Sünde in ihm mächtig geworden war, so war die Gnade jetzt noch mächtiger in ihm. Er schämte sich nicht, frei und öffentlich vor Jedermann, der zu ihm kam, zu gestehen, daß er der größte und vornehmste Sünder sei, daß er Tod und Verdammniß und ewige Verwerfung von Gottes Angesicht tausendmal verdient habe, daß keine Sprache hinreichend sei, seine Lasterhaftigkeit und Gottlosigkeit zu beschreiben. Ja, was that er? Er ließ sein Bette zum Fenster hinrücken, setzte sich im Bette so, daß er zum Fenster hinaussehen, und mit den Vorübergehenden sprechen konnte, und jeden der Vorübergehenden bat er laut um Vergebung seines gegebenen Aergernisses halber, und beschwor sie, mit ihm nun um die Barmherzigkeit bei Christo zu flehen, mit ihm zurückzukehren zu diesem liebevollen Erbarmer, und seinem vorigen Wandel ja in Nichts nachzufolgen. Und so hielt er mehrere Tage an damit. —

Die Leute versammelten sich haufenweise vor seinem Fenster, und fast alle Menschen in St. und in R. erschienen vor seinem Hause, um den bußfertigen Sünder in seinem geänderten Zustande zu hören und zu sehen; und er fuhr fort, vor aller Augen mit zum Himmel aufgehobenen Händen zu Gott zu rufen, und den Leuten zu zeigen, daß es ihm Ernst sei, daß er von ganzem Herzen seinen vorigen Wandel verabscheue und verfluche, daß er Barmherzigkeit und Gnade von Gott hoffe und erlangt habe, und das gegebene Aergerniß so viel möglich gut machen zu können wünsche. Die Bewohner beider Städte von beiden Confessionen erbauten sich jetzt auch an ihm, wie er vorher sie und das ganze Land geärgert hatte. Alles staunte über seine Aenderung, lobte und pries Gott, daß

er einem solchen Sünder Gnade und Barmherzigkeit widerfahren ließ. Viele beteten mit ihm, und es war eine allgemeine Theilnahme.

Der Geistliche wollte ihn öfters davon abhalten und bereden, sich ruhig zu verhalten. — Allein er erwiederte: „Ich habe laut und öffentlich gesündigt, Gott gelästert und gehöhnt, das ganze Land geärgert, Viele verführt ꝛc., ich muß, und kann nun nichts anders vor innerem Drang, als laut und öffentlich zeigen, daß ich mein gottloses Leben verabscheue, verdamme und verwerfe, und durch die Barmherzigkeit Gottes selig zu werden hoffe! — Endlich mußte er sich aber doch zur Ruhe geben weil er sich dadurch zu sehr angestrengt und geschwächt hatte.

So wie er sich aber wieder ein wenig erholt hatte, ließ er Briefe an entfernte Freunde schreiben, die er geärgert oder verhöhnt hatte; er bekannte ihnen, daß seine Grundsätze und Lehren lauter Verirrung und schändlicher Betrug gewesen; daß ihm nun der nahe Tod die Augen geöffnet; und die Ewigkeit ihn aus dem Taumel der Leidenschaften aufgeweckt habe. Er beschwor sie, umzukehren von den bösen Wegen, und wie sie seinen bösen Beispielen gefolgt hätten, ihm nun auch in seiner Aenderung zu folgen. Sogar auch den Kriegsrath, bei dem er ehemals gedient hatte, ließ er um Vergebung bitten, daß er so viel Aergerniß, Schaden und Greuel angerichtet habe, und daß ihn eben seine Gottlosigkeit und Gewissenlosigkeit oft verleitet haben, nicht nach dem Recht und der Gerechtigkeit zu rathen und zu urtheilen, sondern auch hierin aus Muthwillen Böses zu stiften.

Die ihm näher wohnenden Zöglinge seiner bösen Kunst, recht gottlos und lasterhaft zu werden, ließ er zu sich bitten, und redete ihnen mit aller Macht der Beredsamkeit zu: ja nichts zu glauben, was er ihnen je gesagt und sie gelehrt habe. Es sei alles nur Betrug und Täuschung gewesen. Sein eigenes böses Herz habe seinen Verstand irre geführt und geblendet, daß er der Lüge geglaubt und die Wahrheit verhöhnt habe. Der Langmuth und Geduld Gottes habe er zu verdanken, daß sie ihn so lange getragen, und auf seine Buße gewartet habe. Er fühle

es jetzt nur zu sehr, daß ein heiliger und gerechter Gott sei. Er rede und erweise sich jetzt mächtig und unwiderstehlich in seinem Herzen und Gewissen; es wäre die größte Thorheit und vollendeter Unsinn, diesem höchsten und allgewaltigen Wesen, gegen den alle Nationen der Erde kaum wie ein Tropfen am Eimer seien, sich zu widersetzen, und gegen Ihn aufzulehnen. Wenn sie nicht umkehrten, und seinem Zeugnisse, das er jetzt ihnen von Gott gebe, nicht glaubten, so würden sie einst zu spät erfahren müssen, wie schrecklich es sei, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen u. s. w.

Sein Ende nahte, und er bat noch um das heilige Abendmahl. Es wurde ihm gereicht, und er empfing es mit der innigsten Rührung, mit der tiefsten Demuth und Zerknirschung seines Herzens. Sein ganzes Betragen zeigte unverkennbar, wie sehr er seine Sündhaftigkeit fühle, und wie lebendig er zugleich an die Gnade Gottes in Jesu Christo glaube. In diesem seligen Glauben verließ er endlich auch diese Welt, und preiset jetzt mit allen aus Gnaden selig gewordenen Sündern vor dem Throne Gottes seinen Erbarmer.

Diese Geschichte ist so zuverlässig wahr, daß sie von Vielen, die seine Zeitgenossen waren und noch leben, als von Augenzeugen bestätiget werden kann. Und aus dem Munde eines solchen hat sie der Erzähler erfahren.

Möchte sie alle Leser erwecken zur Lobpreisung und Verherrlichung des Namens Jesu, der Gottlose gerecht macht, und die Versunkensten empor hebt, und aus ihnen etwas macht zum Lobe Seiner herrlichen Gnade! — O was haben wir für einen Heiland! Wie heißt die Macht und die Gewalt, die Er nicht besiegen könnte? Wo ist der Starke, der Gewaffnete, den Er nicht überwinden, dem Er nicht die Beute nehmen könnte? Wie heißt der Sünder, den Er nicht erwecken, bekehren und beseligen könnte? Wie heißt das Laster, der Greuel, die Bosheit, die Sünde, die durch Sein Blut nicht abgewaschen, getilgt und versöhnt werden könnte? Könnte sich Einer so weit von Ihm entfernen, den er nicht emporzuheben, Einer so verhärten, den

er nicht zu erweichen, Einer so verfinstert und verblendet werden, den Er nicht zu erleuchten, Einer so in Sünde todt und erstorben seyn, den Er nicht zu beleben vermöchte? Glaubet, glaubet doch an Seine Macht und Liebe, die gleich groß, gleich unaussprechlich, allbesiegend, unwiderstehlich, unendlich, unermeßlich und unvergleichlich sind! Mag die Sünde, der Satan, das Herz des Menschen noch so sehr verderbt haben, mögen sie noch so große Zerstörungen und Verwüstungen angerichtet haben: Jesus kann mehr noch heilen und zurecht bringen. — Freuet euch eines solchen Erlösers, ihr Alle, die ihr Ihn zu kennen die Gnade habet, und rühmet Ihn alle, ihr Frommen, daß es die Elenden hören und sich freuen! Amen.

2. Zweifache Seelenrettung.

(Ein Bild aus dem Pariserleben. Bericht eines jungen Geistlichen.)

Das Elend, welches sich in der Hauptstadt zeigt, ist von jenem in den Provinzen sehr verschieden. Alle Tage kommen wir zu Unglücklichen, denen Alles fehlt, und in deren Umgebung, so wie in deren Benehmen sich immer noch etwas kund gibt, was mit ihrer Armuth im seltsamen Widerspruche steht: eine gewisse Erinnerung der Ueppigkeit und des Vergnügens da, wo das Brod mangelt. Mir scheint aber, daß wir von dem Elende des Bettlers, den wir an der Kirchthüre finden, weniger schmerzlich berührt werden, als von jenem geheimen, verborgenen Elend, und daß man auch dem erstern viel leichter abhilft. Erst vor kurzem überzeugte ich mich ganz, wie peinigend und entsetzlich eben diese Noth ist, die sich der Welt nicht offenbaren will.

Am Charfreitage hatte ich (erzählt der Schreiber dieses, ein junger Geistlicher aus Paris) dem Gottesdienste bei unserer lieben Frau beigewohnt und mich dann unter die Volkshaufen gemischt, die sich an den Altar zur Anbetung des Kreuzes drängten. Der weite Dom war beinahe leer geworden, und die Trauer des Tages wurde durch den Mangel zahlreicher gläubiger Beter nur noch tiefer empfunden. Als das Kreuz an dem

Altar ausgesetzt worden, knieeten Greise, Frauen, kleine Kinder und einige Soldaten abwechselnd bei demselben nieder, und küßten mit andächtiger Ehrfurcht das geweihte Holz. Während dieser Ceremonie waren mir zehn bis zwölf junge Leute aufgefallen, die ich für Handwerker gehalten hätte, wenn mich nicht eine gewisse Trägheit, die nachlässige und bequeme Haltung, so wie die Kleidung, die durchaus solchen Arbeitsleuten nicht entsprach, bald belehrt hätten, daß ich hier Einige von jenen unbeschäftigten Menschen erblickte, deren die Hauptstadt so viele enthält; von jenen verlornen Geschöpfen, die bei Tag auf den öffentlichen Plätzen und Spaziergängen als gefährliche Müssiggänger langweilig herumziehen, und des Nachts sich an die Thüren der Schauspielhäuser drängen, und nach Vergnügen lechzen, während sie kein Brod haben. Diese jungen starken Geister lachten, plauderten zusammen, und suchten das, was vor ihren Augen vorging, lächerlich zu machen. Ich bemerkte in dessen einen unter ihnen, dessen Gesicht sanft und angenehm war, und dessen entstellte Züge, wie er sich auch zum Lachen zwingen wollte, doch immer etwas schmerzliches verriethen. Er schien durch den Haufen seiner Genossen belästigt zu seyn, und dennoch den Muth nicht zu haben, sie zu verlassen. Bald ging ein Weib, nachdem es seine Andacht vor dem Kreuze verrichtet hatte, mit dem Rosenkranze in der Hand und eifrig betend, an der Gruppe vorüber, und wurde mit rohen, höhnenden Redensarten beleidiget. Sie sprach kein Wort, und ich sah nur, daß sie die Augen erhob, den jungen Menschen, den ich eben bemerkt hatte, anblickte, daß dieser erröthete, und daß sie darauf gegen die Kirchthüre fortging, jedoch vor derselben die Blicke zurückwendete. Jetzt nahm die Verlegenheit desjenigen, welchen ich nunmehr für ihren Sohn hielt, sichtbar zu, und er entfernte sich rasch in einen Seitengang, wohin ihm seine Genossen folgten, bis sie bald alle die Kirche verließen.

Ich blieb noch in der Kirche, um meine Andacht bei dem Kreuze zu verrichten, während die Gläubigen kamen und gingen, um die göttlichen Wunden und die entkleideten Altäre

zu küssen. Da sah ich den Unglücklichen, der mir unter seinen sämmtlichen Genossen am wenigsten verdorben zu seyn schien, wieder unter dem Volke; er war allein zurückgekommen, und schlich sich gleichsam verstohlener Weise zu dem Kreuze. Mit scheuen Blicken umherschauend, um sich zu versichern, daß er von seinen Freunden nicht bemerkt werde, stand er einen Augenblick an einem Pfeiler still; seine Lippen bewegten sich, sie murmelten wahrscheinlich ein Gebet, welches die Mutter ihn gelehrt, und dessen er sich noch erinnerte, dann blickte er noch einmal scharf nach der Kirchthüre hin, und da er keinen Bekannten entdeckte, ließ er sich endlich auf die Kniee nieder; und jetzt, als er sich am Boden hinstreckte, um mit seinen Lippen das gesegnete Holz zu berühren, konnte ich mich von der Noth des armen jungen Menschen deutlich überzeugen, indem mir seine viel zu enge Weste und sein ganz zerrissenes Hemd den größten Mangel und eine abgemagerte Brust zeigten, auf welcher er ein Scapulier an einem schwarzen Bande trug. Natürlich überraschte mich dieses Zeichen von Frömmigkeit an einem Menschen, den ich noch vor wenigen Augenblicken in so schlechter Gesellschaft gesehen hatte, und ich beobachtete nunmehr um so genauer alle seine Bewegungen. Als er wieder aufstand, war sein noch eben so bleiches Gesicht von einer zarten Röthe überflogen und belebt; doch währte dieses nicht lange, und bald verlosch diese wärmere Farbe wieder, und machte der frühern Bläße Platz. Endlich war der Gottesdienst beendigt, Alles verließ die Kirche, und ich folgte dem jungen Unbekannten. Da erblickte ich auch jenes Weib, welches ich für seine Mutter gehalten, noch an der Thüre seiner harrend und betend. Sie fand den Erwarteten bald aus der Menge heraus, nahm Weihwasser, und bot ihm mit einem Lächeln voll zärtlicher Zufriedenheit die Hand, welche er berührte, und hierauf das Zeichen des Kreuzes machte. Jetzt gingen sie zusammen heraus, und auf der Straße stützte sie sogleich ihre Hand auf den Arm des Jünglings. Ich wurde nun bald überzeugt, daß ich mich nicht geirrt hatte, und daß sie allerdings seine Mutter war. „O mein Kind,“ fing sie

mit leiser Stimme an, „das bringt dir gewiß Segen; der gute Gott wird sich gewiß unser erbarmen. Hast du auch für mich und ihn gebetet?“ Der Sohn war tief bewegt, und statt aller Antwort, zog er die mütterliche Hand, die er in der seinigen hielt, an die Lippen und an die Augen, und benetzte sie mit seinen Thränen.

Sie gingen über den Platz in eine kleine abgelegene Gasse, und traten in ein Haus, dessen Aeußeres schon eine große Dürftigkeit verrieth. Die Nummer der Straße und die Hausnummer aufzeichnend, nahm ich mir vor, nähere Erkundigungen einzuziehen; denn ich hoffte, eine Seele retten, und irdische Noth ein wenig lindern zu können.

Als ich des andern Tages an der Thüre klopfte, öffnete mir die Mutter; ich sagte ihr, daß ich sie zu sprechen wünschte. Sie bat mich, ihr zu folgen, und wir stiegen nun über schlechte Treppen fünf Stockwerke hoch, wo sie mich ersuchte, in ihr Zimmer zu treten. Hier fand ich ihren Sohn schlafend auf einem schlechten Bette liegend, heftig athmend, und das Gesicht mit rothen Flecken bedeckt. Sie zeigte mir ihn, und sagte, sich die Thränen trocknend: „Mein armes Kind leidet viel;“ darauf faßte sie eine seiner Hände und fuhr fort: „Ihm friert sehr, und sehen Sie, wie der Schweiß dennoch von seiner Stirne rinnt.“ Nun breitete sie ihr Halstuch über ihn. „Ach Herr,“ begann sie wieder, „um seines Heiles willen rede ich mit Ihnen. Sie sind zu seiner Rettung von Gott gesendet, sein Name sei gepriesen!“ Während dieser Worte, welche sie, auf den Kranken niedergebeugt, sprach, sah ich mich im Zimmer um. Guitarren, Leiern, Kränze von künstlichen Blumen, und verwelkte Lorbeeren hingen an den Wänden, welche nur noch einige Lappen von der Tapete zeigten, umher, und seidene Mäntel, verblichen und abgetragen, mit Goldflittern bedeckt, lagen mit andern gröbern Kleidungsstücken vereinigt überall durch einander. Aber unter diesen, wenigstens sehr weltlichen, Gegenständen nahm ich mit Erstaunen auf dem Kamin unter zerbrochenen Porzellaintassen ein kleines Cruzifix von schwarzem Holze wahr.

Die arme Mutter bot mir jetzt, nachdem sie die brennende Stirne ihres Sohnes leise geküßt, einen Stuhl an. Ich erzählte ihr, daß ich am vorigen Tage ihren Sohn in der Frauenkirche bemerkt, daß ich ihn zuerst unter einem Haufen junger Leute angetroffen habe, die sich über unsere heilige Feier lustig machten, und die bis in die Kirche gedrungen seien, um ihren Gott zu beleidigen; daß ich ihn aber bald darauf mit Erstaunen unter den Gläubigen erblickt, welche das Kreuz anbeteten; daß ich bei diesem Zeichen einer noch lebendigen, religiösen Gesinnung die Hoffnung gefaßt, durch Lehre und Rath hier eine Seele retten zu können, und daß mich diese Hoffnung und dieses Verlangen heute in ihre Wohnung geführt habe.

„Ach," rief sie aus, „Gott hat sich meiner erbarmet, denn nur Er ist es, der Sie mir zugeführt hat. Hören Sie nun aber auch mein ganzes Elend, damit Sie noch wärmern Antheil an meinem Sohne nehmen. Wir waren nicht immer so dürftig, hochwürdiger Herr! Als ich mich verheirathete, lebte ich in einem gewissen Wohlstande. Mein Mann war noch sehr jung, er liebte das Vergnügen, besonders das Theater, und der Anblick eines Schauspiels entzückte ihn. Er brachte alle Abende im Theater zu, jede Arbeit wurde ihm zuwider, und so nahm denn auch unser Vermögen ab. Inzwischen gebar ich meinen Karl, und als mich jetzt eine lange Krankheit auf meinem Lager festhielt, als ich gleichfalls nicht mehr zu arbeiten vermochte, da fing unsere Noth an, fühlbar zu werden. Bald verwandelte sich auch die Langeweile meines Mannes in Unmuth, und wenn ich ihm Abends nicht das erforderliche Geld für das Theater geben konnte, so wurde er heftig und drohte mich zu verlassen. Wenn ich ihm dann unser liebes Kind zeigte, so wurde er freilich auf ein paar Augenblicke beruhigt; allein bald kehrte sein Unmuth wieder, und ich mußte mit Schmerz wahrnehmen, wie er zürnend fortrannte, und sich unter Verwünschungen über sein Schicksal beklagte. Das meinige war aber in der That bald des Mitleids würdig, denn ich sah mich von demjenigen verlassen, welchen ich über alles geliebt hatte, von demjenigen,

welchem ich so gerne alles hingegeben hatte, was ich besaß, von dem Vater meines Karl."

„Sobald ich wieder ausgehen konnte, forschte ich nach meinem Manne, und meine Vermuthung, er möge sich an eine Schauspielergesellschaft angeschlossen haben, wurde bestätiget. Ich entdeckte auch seine Wohnung, und ging nun mit meinem Kinde dahin. Aber ein fremdes Weib verwehrte mir den Eingang. Mit schwerem Herzen kehrte ich nach Hause zurück, das kleine Geschöpf umarmte mich, und lächelte freundlich, während meine Thränen strömten. — — Ach Gott! in der langen Zeit ist mein Schmerz wohl ruhiger geworden, doch lastet er stets noch wie ein Felsstück auf meiner Seele, und er wird mich auch gewiß bald verzehren. — — Aber was rede ich von mir? Ist es doch Karl, der gerettet werden soll. Schon sind es fünfzehn Jahre, daß ich leide und schweige; darf ich denn bei meinem Sohne über das Unrecht seines Vaters klagen? — — — Jetzt mögen es bald drei Jahre seyn, daß ein Fremder Abends, wo ich nicht zu Hause war, zu Karl kam, und ihm sagte, sein Vater, dessen Wohnung er zugleich angab, wünschte ihn zu sehen. Mein Sohn erzählte mir dieses bei meiner Zurückkunft, und fragte mich, was er thun soll. Ich antwortete ihm: Sogleich mußt du gehorchen, und, ohne eine Minute zu verlieren, zu deinem Vater eilen. Vielleicht leidet er, vielleicht ist er krank. Hat denn aber der Fremde, welcher dir seinen Auftrag ausrichtete, nicht auch von mir gesprochen? — Nein, Mutter, erwiederte Karl. — Das ist gleichviel, rief ich, ich bringe dich bis zur Thüre; und schnell gab ich meinem Sohne seine besten Kleider, ich lockte ihm die schönen blonden Haare, und ging, nachdem ich ein großes Halstuch um mich geschlagen hatte, mit ihm fort."

„Nach langem, mühsamen Suchen gelangten wir endlich an das bezeichnete Haus. Hier ist die Thüre, sagte ich jetzt zu Karl, steige schnell hinauf, und wenn er krank ist, so kehre augenblicklich zurück, um mich zu holen, ich will dich dort in jener Kirche erwarten. Aber ich harrte lange und vergebens,

denn Karl kam nicht wieder. Endlich wurden die Kirchenthüren geschlossen, und ich mußte fortgehen. Da stellte ich mich ganz nahe an das Haus dessen, den ich noch immer innig liebte, der aber meiner nicht mehr gedachte. Weil ich es aber zuletzt nicht mehr wagte, um diese Zeit auf der Schwelle eines Hauses zu bleiben, trat ich ein, und auf die Frage, was ich wollte, erwiederte ich: meinen Sohn, der bei Herrn Isidor (so hieß mein Mann) ist. „Bei Herrn Isidor?“ entgegnete der Mensch, welcher die Frage an mich gerichtet hatte, „ei gut, wenn er bei dem ist, so wird er auch nicht so bald herunter kommen, denn dann bleibt er gewiß bis zu Ende.“ — Bis zum Ende! schrie ich mit Entsetzen; ach, bester Herr, erklären Sie sich doch deutlicher, er ist also krank? — Indessen war der Unbekannte, ohne weiter auf mich zu hören, fortgegangen, und von einer drängenden Unruhe ergriffen, die ich nicht länger bemeistern konnte, eilte ich die kleine Stiege hinauf, und fand ganz oben eine halb geöffnete Thür, aus welcher mir helles Licht entgegen strahlte. Wildes Geschrei und mehrstimmiger Gesang ertönten zugleich. Wie wehe that mir diese Freude! Mein Sohn theilte sie, und dachte vielleicht jetzt schon nicht mehr an seine arme verlassene Mutter. Mein Herz war gebrochen, und ich wollte Alles wissen; deßwegen trat ich in das Zimmer, und konnte von da in dem anstoßenden Gemache meinen Sohn an der Seite seines Vaters und im Kreise von zwölf bis fünfzehn andern Personen schmausend am Tische erblicken. Welcher grelle Gegensatz von Schwelgerei und Elend zeigte sich mir zwischen dieser Tafel, die mit Speisen, Flaschen und Blumen überladen war, und dem zerstörten Gemache, in welchem dieses Fest gefeiert wurde! Starr und unbeweglich sah ich auf den Tisch hin, bis mich ein Weib, dasselbe, welches mir schon einmal den Zutritt zu Isidor verwehrt hatte, wahrnahm, und mich fragte, weßwegen ich daher komme, und was ich wolle. Ich will meinen Sohn, erwiederte ich. Er ist bei seinem Vater, sagte sie, wo er einige Tage bleiben wird; geht darum nach Hause, wir werden ihn

euch schon zurücksenden. Damit ergriff sie mich beim Arm, um mich hinauszuführen."

„Aber jetzt rief ich außer mir: „Karl, mein Sohn, komm zu deiner Mutter! Man stößt sie hinaus, und leidet nicht mehr, daß sie dich sieht!" Da faßte mich das Weib wieder mit den Worten: „Macht uns hier kein Schauspiel und stört unser Vergnügen nicht! Fort!" Doch riß ich mich von ihr los, stieß die Thüre auf, und trat rasch in das Zimmer meines Mannes, indem ich ängstlich schrie: „Meinen Sohn! meinen Sohn! gebt mir meinen Sohn!"

„Bravo! bravo!" rief in diesem Augenblick der Mann aus, welchen ich über Alles liebte, „das ist ja ein vortrefflicher Anfang eines Melodramas!" Und ein schallendes Beifallsgelächter folgte diesen harten Worten. Doch ich hörte nichts weiter, denn ich sank ohnmächtig nieder, und als ich wieder zum Bewußtseyn kam, befand ich mich in meiner Wohnung auf meinem Bette, und mein Sohn saß neben mir. Ich dankte dem Himmel, Alles, was so eben geschehen, dünkte mir ein schrecklicher Traum, allein zu bald mußte ich die bittere Wirklichkeit erkennen."

„Mein Sohn, zwar fortwährend liebevoll gegen mich, zeigte sich dennoch sehr verändert. Unsere Noth und das traurige Leben, welches er mit mir führte, schienen ihm unerträglich; bei seinem Vater glaubte er dagegen die Freude kennen zu lernen, dort wurde nur von Festen, Tänzen und Schauspielen gesprochen, während sich ihm bei mir nur Trauer, Einsamkeit und Hülflosigkeit zeigte. So verdiente seine Jugend allerdings manche Entschuldigung, und eines Tages, wo ich mich wieder ganz wohl befand, kehrte er zu seinem Vater zurück, während ich in der Kirche war. Folgendes Schreiben erhielt ich bei meiner Nachhausekunft durch eine Nachbarin: „Karl verliert seine Zeit mit Dir, darum nehme ich ihn wieder zu mir. Mir gehört er an, und ich werde sein Glück machen, indem ich ihm eine Stelle bei einem unserer ersten Theater verschaffe, wo er sich bald Ruhm erwerben wird. Mache darum keine Schritte,

ihn dort wegzubringen, denn sie würden nur vergeblich seyn. Isidor."

„In einer Ecke des Billets entdeckte ich noch ein Paar Worte von meinem Sohne, welche er wahrscheinlich ohne Wissen des Vaters geschrieben: „Mutter, ich werde Dich immer lieben." Und nur diese wenigen Worte gaben mir Kraft, nicht vor Schmerzen zu sterben; denn was hätte mich zu leben bestimmt, wenn mir nicht die Hoffnung auf die Liebe meines Kindes geblieben wäre. War ich nicht so gänzlich hülflos und verlassen, daß ich es kaum mehr zu ertragen vermochte? Und es war so leicht, mich von allen diesen furchtbaren Leiden zu befreien — — ein kurzer Augenblick reichte hin. Und hatte ich nicht so oft in den Zeitungen von Selbstmördern gelesen, deren That niemals getadelt wurde, deren letzte Stunden man als gewöhnliche Ereignisse erzählte? Ich konnte mir also das Leben nehmen, ohne — nach dem Sinne der Welt — auch nur im mindesten ein geschändetes Andenken zu hinterlassen. Ach! nur zu gewiß wäre ich dieser Versuchung der Hölle unterlegen, wenn mich nicht die Hoffnung gerettet hätte, daß mein Sohn mich noch liebe, und daß er eines Tages zu mir zurückkehren werde."

„Aber lange harrte ich vergebens auf diese Stunde, doch endlich kam sie. Verdruß und übermäßige Anstrengungen hatten mich erschöpft, und ich erkrankte gänzlich, so daß ich mich selbst nicht mehr besorgen konnte. Eine meiner Nachbarinnen pflegte mich, und führte mir auch bald eine jener barmherzigen Schwestern zu, welche ihr Leben und Daseyn nur dem Dienste der Leidenden und der Erleichterung des Elends widmen. Nun wurde mir zwar jede Hülfe gewährt, doch immer noch fehlte mir mein Sohn, und es war, als wenn mit ihm auch meine Gesundheit mich verlassen hätte. In den heftigen Fieberbewegungen rief ich immer seinen Namen; in meinem Irrwahn glaubte ich zu sterben, und wollte ihn noch einmal an mein Herz drücken. Da versuchte es die Frau, welche mich pflegte, mir ihn herbei zu holen. Eines Abends kam sie in dem Augenblick zu mir, als ich meinen Gott empfangen wollte; denn der Priester glaubte,

daß ich nur noch wenige Augenblicke zu leben hätte. Bevor er mich speis'te, sagte mir nun der würdige Geistliche, daß mir Gott auch noch irdische Tröstungen vorbehalten habe, und daß ich meinen Sohn noch wiedersehen werde. „Ach," rief ich aus, „möchte ich ihn nur einmal erblicken, und möge dann Gottes Wille geschehen!" —

„So preiset dankbar den Herrn," fuhr der Geistliche fort, „denn hier ist euer Kind." — — Und alsbald lag Karl in meinen Armen, ich drückte ihn an meine Brust, und fühlte, daß nun ein neues Leben zurückkehrte. Dann gebot ich ihm, sich neben meinem Bette niederzuknien, und nun empfing ich den Gott der ewigen Güte, der mir mein Kind wiedergegeben. Mein Herz strömte über von Liebe und Dankbarkeit; niemals habe ich so heiß und innig gebetet, und weil die Liebe einer Mutter, welche ihr Kind wiedergefunden, den Herrn nicht beleidigt, so liebkoste ich auch im brünstigen Gebete meinen Sohn."

„Während er an meiner Seite weinte und betete, nahm ich ein Scapulier von meiner Brust, und hing es ihm um den Hals, und empfahl meinen Sohn mit Thränen dem Schutze der heiligen Mutter unsers Erlösers. Er hat es seit jener Zeit nicht abgelegt."

„Schon am folgenden Morgen fühlte ich mich besser, denn es gibt keinen kräftigeren Heiltrank, als Glück und Freude. Ich war stark genug, um mir von Karl Alles erzählen zu lassen, und nun erfuhr ich denn die Gefahren, Beschwerden und Leiden jenes Standes, welchen er nach dem Willen seines Vaters ergriffen hat. Er war nämlich als Tänzer bei dem Theater angestellt. „Seit einigen Tagen," so schloß er seine Erzählung, „hatte ich Ihr Unwohlseyn erfahren; aber es war mir nicht möglich, dem Vater zu entkommen, der mich vom Morgen bis zum Abend mit der Einübung eines Ballets von seiner Erfindung festhielt, und wenn ich um die Erlaubniß, Sie zu besuchen, bat, mir es stets abschlug. Was willst du denn dort machen? fragte er dann immer, dich betrüben und weinen? Nicht wahr, damit du dann schwermüthig und mit verweinten Augen zurückkommst? Aber du weist es ja doch, daß ich heute

Abends aller deiner Kraft und Geschicklichkeit bedarf, um meinem Werke einen günstigen Erfolg zu sichern. — So mußte ich Ihnen stets ferne bleiben, den ganzen Tag über von dem Weibe bewacht, welches bei meinem Vater wohnt. Gestern Abends endlich, als ich mit Rosen bekränzt auf das Theater kam, fand ich Ihre gute Nachbarin, die mit den Worten mir entgegen eilte: „Karl, Ihre Mutter stirbt, sie ist schon im Verscheiden.“ Augenblicklich wollte ich ihr folgen, aber mein Vater sprang wüthend herbei, und stieß mich gewaltsam auf die Bühne, indem er mir nachrief: „Willst du dein Auftreten versäumen?“ Das Publikum, welches mir wohl will, fing bei meinem Anblick zu klatschen an, aber wie furchtbar kam mir jetzt dieser lärmende Beifall vor, den ich vorher so gerne vernommen hatte! Mitten durch das Getöse glaubte ich Ihre klagende Stimme zu vernehmen; ich sah es mit den Augen meiner Seele, wie Sie die Hände nach mir ausstreckten, wie Sie starben.

Da verließ mich meine letzte Kraft, und ich sank bewußtlos nieder. Man trug mich hinter die Coulissen, und hier war es, wo mein Vater mich mißhandelte, und Sie und mich unter Schmähungen verwünschte.

Derjenige, welcher mit der polizeilichen Aufsicht des Theaters beauftragt ist, war über die unwürdige Behandlung, die ich erlitten, entrüstet, und beklagte mich aufrichtig. Ihm vertraute ich, daß meine Mutter am Tode sei, daß sie mich zu sich berufen, und daß dieser Gedanke mich ohnmächtig gemacht habe. Sogleich versprach mir der wackere Mann, mich nach der Vorstellung zu Ihnen zu führen, und ich trocknete meine Thränen, und begab mich mit schwerem Herzen auf die Bühne zurück, um dort zu tanzen, während meine Mutter ihren Todeskampf kämpfte. O, liebe theure Mutter, reißen Sie mich aus diesem Wirbel, behalten Sie mich in Ihrer Nähe. Derjenige, welcher mich gestern Abends zu Ihnen brachte, wird Sie heute besuchen; sprechen Sie dann mit ihm, damit er den Vater hindere, mich mit Gewalt zurückzunehmen. O, wenn Sie wüßten, was ich schon durch jenes Weib gelitten habe, welches bei ihm ist!“

„Ich habe meinen Sohn beruhigt, und er wird mich nun nicht mehr verlassen. Obgleich noch sehr ermattet, ging ich doch zu dem Polizeibeamten, um ihm das ganze Verhältniß mitzutheilen und erhielt von demselben volle Sicherheit, worauf ich meine frühere Wohnung verließ und hieher zog. Wir leben hier beinahe ein Jahr, aber ich sehe mit Wehmuth mit jedem Tage meinen Sohn mehr welken. Die kurze Zeit, welche er bei dem Theater zugebracht, hat seine Jugend zerstört; denn welchen Hüter hat dort die Unschuld, wo Alles verführt, und nichts schützt? Natürlich erscheint ihm jetzt das stille Leben, welches er mit mir führt, traurig und einförmig; und so kommen dann einige junge Leute aus der Nachbarschaft zu ihm, sie gehen zusammen spazieren, und ich befürchte, daß sich daraus neue bedenkliche Verbindungen für ihn bilden. Wie es die heutige Erziehung nur zu oft mit sich bringt, sind auch unter ihnen viele, die niemals von Gott reden hörten, und einige sind sogar nicht getauft. Auch gestern waren sie seine Begleiter, als Sie ihn in der Frauenkirche erblickten; denn Alles, wobei etwas zu schauen ist, zieht diese unglücklichen, beklagenswerthen Kinder, deren Eltern große Schuld haben, an, ohne denselben zu etwas anderem, als zur leichtfertigen Zerstreuung zu dienen.“ —

Da Karl gegen das Ende dieser Erzählung erwacht war, so setzte ich mich neben ihn, ergriff seine brennend heiße Hand, und sagte ihm, daß ich zu seiner Heilung, und um seiner Mutter Trost zu bringen, gekommen sei. Ich sprach endlich von Gott. „Ach!“ rief er aus, „wie sehr habe ich ihn beleidiget! Glauben Sie, daß er mir vergeben werde? Und glauben Sie,“ fuhr er mir leise ins Ohr flüsternd fort, „daß ich nahe am Sterben bin?“ „Mein Sohn,“ antwortete ich, „Gott wird Ihnen vergeben, und Ihnen das Leben schenken, damit Sie ihm dienen, und für Ihre Mutter sorgen.“ „O ja, ja,“ sagte er, „Gott und meine Mutter, das ist Alles, was ich auf dieser Welt lieben will!“ — „Und Deinen Vater, Deinen Vater!“ fiel ihm die unglückliche Mutter ins Wort, „auch ihn mußt Du lieben; auch für ihn mußt Du beten.“ Da schlang der Sohn die Arme

um den Hals der Mahnenden, und wiederholte mehrmals: „Tröste Dich, Mutter, wir wollen zusammen beten."

Ehe ich wegging, sprach ich Beiden Muth ein, und gab ihnen die Unterstützung, welche wohlthätige Menschen zur Erleichterung des Elends in meine Hand gelegt hatten. Am folgenden Tage kam ich mit einem Arzte wieder, der dem Kranken Milchnahrung und Landluft verordnete, und schon nach drei Tagen hatte ich dieser Familie, welche mich immer mehr interessirte, in der Nähe der Gemeinde, in welcher ich als Seelsorger stand, eine kleine Wohnung auf einige Zeit verschafft, und genoß bald die Freude, sie dort behaglich und glücklich zu sehen. Oft kamen sie in unsere Kapelle, um Gott zu danken.

Die Dankbarkeit wie das Unglück macht die Seele für Andacht und Frömmigkeit empfänglich. So erkannte auch Karl bald, was die Vorsehung zu seiner Rettung gethan; sein Herz half dem Geiste zur rechten Einsicht, und sehr bald war er genügend unterrichtet, um jenen jungen Leuten beigezählt zu werden, die in seiner Pfarrei zur ersten Kommunion gingen. Je näher aber der heilige Tag heranrückte, um so inniger wurde die Begeisterung meines jungen Neubekehrten. Er fühlte, daß sein vergangenes Leben minder rein sei, als jenes der andern Kinder, welche mit ihm der Lehre beiwohnten, und oft sagte er zu mir: „Ach, wie sind diese Kinder zu beneiden, sie, die nichts zu bereuen haben; aber ich, wird Gott auch mir verzeihen?" — Zwar wollte ich ihn nicht allzuleicht über dieses heilsame Zagen hinwegführen; doch wies ich auf noch größere Sünder hin, welche heilig geworden, und beruhigte in solcher Weise seine Seele, ohne darum seine Reue und Erinnerung seiner Verirrungen zu tilgen.

Endlich erschien der Tag seiner ersten heiligen Kommunion, und ich begab mich in die Stadt. Die Kirche war von den Kindern angefüllt, deren Mütter, von einer heiligen und seligen Freude belebt, der Feier beiwohnten, und zu der Mutter Jesu beteten, damit sie ihre Söhne, wenn sie sich dem ihrigen näherten, segnen möge. Ich war in der Sakristei, und sah Karl an-

kommen, der alsbald auf mich zueilte. Zuerst glaubte ich, daß er noch etwas zu beichten habe, aber er zeigte mir ein Billet, welches nur folgende Paar Worte enthielt. „Ich habe einen fürchterlichen Sturz gethan, und bin am Sterben, ich wünsche dich noch einmal zu sehen. Komm deßhalb schnell, um deinen Vater noch einmal zu umarmen. Isidor.“ „Nun, mein Sohn, was werden Sie thun?“ — „Zuerst Gott empfangen,“ erwiederte er mit einer heiligen Zuversicht, „den empfangen, welcher das Leben ist und das Licht, und dann wenn ich Ihn in meinem Herzen trage, zu meinem Vater eilen. Dann will ich aus voller Seele zu ihm reden durch meinen Mund. O, welches Glück, wenn ich denjenigen, welcher mir dieses vergängliche Leben gegeben, die Hoffnung des ewigen Lebens gewähren könnte!“ — Bis zu Thränen gerührt, sprach ich: „Karl, Sie handeln als wahrer Christ. Gott wird Sie segnen und Ihren Vater!“ — „Ach!“ rief er, „nur um Bekehrung desselben und um das Glück meiner Mutter, werde ich den Herrn in der Stunde, wo meine Lippen sich öffnen, um Ihn zu empfangen, mit Inbrunst anflehen.“ — „Ihr Gebet wird erhört werden!“ schloß ich, und wir gingen in den Chor.

Die Messe fing an. Karl lag auf den Knieen, und betete mit heißer Andacht. Seine großen blauen Augen waren zum Himmel aufgeschlagen und schwammen in Thränen. Auch seine Mutter beobachtete ihn; und da sie den Grund dieser Thränen nicht kannte, von Isidors Gefahr nichts wußte, so schrieb sie die Bewegung ihres Sohnes nur seiner eigenen Andacht zu. Jetzt war der Augenblick der Kommunion gekommen, und diese irdischen Engel gingen paarweise in frommer, erbaulicher Sammlung ihrem Schöpfer entgegen. Dem Kinde, dessen Wohl mir so sehr am Herzen lag, mit den Augen folgend, sah ich es an der heiligen Tafel auf die Knie niedersinken; es hing nur noch durch die Erinnerung an Vater und Mutter mit der Erde zusammen, nur diese heiligen Bande knüpften es noch an die Welt hienieden, all sein übriges Denken und Fühlen gehörte dem Himmel an. Sein Dankgebet war heiß und kurz;

dann erhob er sich, kam zu mir, und sagte: „Jetzt zu meinem Vater! Ich habe ein Gelübde gethan. Aber begleiten Sie mich, versagen Sie es mir nicht!"

Wir nahmen einen Wagen und in weniger als einer halben Stunde hatten wir Isidors Haus erreicht. Karl trat allein in das Zimmer seines Vaters und fand ihn am Tode. Das fremde Weib war nicht mehr um ihn; als sie ihn dem Verscheiden nahe sah, hatte sie ihn verlassen. Der Sohn warf sich am Bette nieder, ergriff die Hände des Sterbenden, rief ihn mit dem zärtlichsten Namen, und erreichte es endlich durch seine Bemühungen und Liebkosungen, daß ihn der Vater erkannte. Allein jede Hoffnung zur Lebensrettung war verloren, denn das heftige Bluterbrechen war nicht zu stillen. „Es ist lange her, daß ich Dich nicht mehr gesehen; bist Du glücklich?" sagte endlich Isidor mit vieler Anstrengung und schwacher Stimme zu dem Sohne. — „Gott sei Dank, ja," erwiederte Karl, „wären Sie wohl, sähe ich Sie an der Seite meiner Mutter, dann fehlte mir heute nichts." — „Deine Mutter — ich habe ihr viel Leid bereitet — — sprich mir davon nicht!" — „Doch, Vater! ich will davon reden! ich will Ihnen sagen, daß kein Augenblick vergeht, wo sie nicht für sie zu Gott betet." — „Sie betet zu Gott! Sie glaubt also an Gott! Ist sie aber desto weniger beklagenswerth? Ist sie nicht arm? Ich habe sie ja zu Grunde gerichtet, und gänzlich in das Elend gebracht." — „Lieber Vater, sie hat sich fromm darein ergeben, sie grollt Ihnen deßwegen gewiß nicht. Sie dient Gott, und hat auch mich gelehrt, Ihm zu dienen." — „So bist Du also auch fromm geworden? Wohlan, bete für mich, denn ich weiß nicht zu beten — — — ich weiß nicht zu glauben." — „Ach, Vater, glauben Sie, damit Sie hoffen können; Gott erwartet Sie." — „Karl, sagte jetzt der Sterbende, indem er sich bald erhob, und den Arm seines Sohnes umklammerte, Karl, Du sagst, daß Gott mich erwarte — — — willst Du mich erschrecken?" — „Sie erschrecken? o nein, nein! ich möchte Sie nur überzeugen, daß Gottes Barmherzigkeit viel größer ist, als Ihre Schuld.

O, bester Vater, lassen Sie mich einen Geistlichen herholen!" — „Einen Geistlichen?" erwiederte Isidor. — „Ja, ja, den Freund, den Wohlthäter Ihres Sohnes, denjenigen, der in unserer größten Noth uns hilfreich beigesprungen, der mich von meinem Leiden geheilt, der meine Seele erleuchtet, und der mich dahin gebracht hat, daß ich meinen Gott empfangen durfte. Heute, mein Vater, feierte ich meine erste Kommunion. Der Heiland, der für die Sünden der Welt gestorben ist, wohnt in meinem Herzen. O Vater, Vater! hören Sie seinen Diener. Er wartet hier ganz in der Nähe. Ich beschwöre Sie, sprechen Sie nur ein Wort, daß er kommen darf, daß Sie ihn nicht zurückstoßen wollen!" — „Er hat dir Gutes erzeigt, er mag kommen, ich will ihm dafür danken!"

Der Sohn hört nichts weiter; gleich einem Pfeile fliegt er zu mir, und führt mich zu seinem Vater, der sich, als er mich eintreten sieht, mit den Worten zu mir wendet: „Ich habe Ihnen zu danken, mein Herr, denn Sie haben meinem Sohne Gutes erwiesen." — „Wie gerne," antwortete ich ihm, „thät ich es auf gleiche Weise auch hier. Karl ist glücklich, er wurde es aber dadurch, daß ich ihn die Religion lehrte." — „Es ist zu spät," sagte Isidor, „lassen Sie mich in Ruhe sterben, lassen Sie mich enden" — — und bei diesen Worten streckte er den Arm aus, um mich zurückzuweisen. Jetzt warf sich Karl auf die Knie, und rief: „O, mein geliebter Vater, stoßen Sie das Heil nicht zurück, das der Herr Ihnen sendet! Ich muß vor Schmerz sterben, wenn Sie mein Flehen nicht erhören. Sie sagen, Sie seien am Tode, und dennoch wenden Sie das Gesicht von ihrem Karl ab; Sie wollen ihn nicht mehr sehen, nicht mehr hören. Fühlen Sie meine Thränen nicht auf Ihren Händen? O Vater, bei Allem was Sie lieben, beschwöre ich Sie, erlauben Sie dem Priester, daß er von Gottes unerschöpflicher Barmherzigkeit zu Ihnen spreche; schenken Sie ihm Ihr Vertrauen, bekennen Sie ihm Ihre Fehler!"

Der Sterbende konnte endlich den Thränen, dem Schluchzen und Flehen Karls nicht länger widerstehen; er wendete sich

zu seinem Sohne, und sagte: „Wohlan, mein Kind, ich gebe nach; laß mich mit dem Herrn allein, und hole deine Mutter, denn ich bedarf ihrer Verzeihung.“ Im höchsten Entzücken umarmte Karl seinen Vater, flog an meine Brust, und rannte fort nach seiner Mutter, mit welcher er bald zurückkehrte. Der Kranke hatte inzwischen gebeichtet. Als er jene erblickte, die er so tief gekränkt, so unglücklich gemacht hatte, wollte er sprechen, doch die Worte erstarben ihm auf den Lippen, und er sank bewußtlos auf das Kissen zurück. Seine Gattin und sein Sohn erhoben sein schweres Haupt; ihre schmerzlichen Thränen flossen über sein bleiches, schon entstelltes Gesicht, doch nach einigen Minuten kam er wieder zu sich, neigte sich gegen seinen Sohn hin und fragte: „Hat sie mir vergeben?“ — „Was sprichst Du von Vergeben,“ fiel die treue Gattin schnell in die Rede, „nur von Glück haben wir heute zu reden!“ — „Und vom Tod,“ sprach der Kranke, „denn ich fühle, daß ich nur noch wenige Minuten zu leben habe; doch auch diese letzten Minuten werden nicht ohne Seligkeit seyn. Du hast mir verziehen, und dieser Engel, mein Sohn, hat mir die Thüre des Himmels geöffnet, denn er hat mich dazu gebracht, mich wieder mit meinem Gott zu versöhnen.“ — Bei diesen Worten weinte Karl vor Schmerz und Lust. „Mein armer Vater,“ flüsterte er mir zu, „hat sich wieder in die rettenden Arme der Religion geflüchtet; aber er scheidet von dieser Welt, und meine gute Mutter, die so lange und schwer geduldet, kann sich seiner Liebe nur für einen kurzen Augenblick erfreuen.“

Nach Isidors Wunsch hatte ich indessen den Pfarrer des Sprengels benachrichten lassen, der nun eintrat. Mutter und Sohn knieten am Bette nieder, und der Kranke erhielt die letzte Oelung. Während des Gebetes für den Sterbenden vernahm ich nur das Schluchzen der Mutter und des Sohnes, und das Röcheln Isidors, dessen Brust sich mit Blut füllte. Bei den Worten: „ziehe hin, christliche Seele!“ richtete sich der reuige Sünder noch einmal etwas auf, und sagte mit leiser Stimme: „Ich gehe zu dem Gott meines Sohnes!“

Darauf sank sein Haupt zurück, die Gebete währten fort, doch er hörte sie nicht mehr — — er hatte aufgehört zu leben und zu leiden.

Ich führte nun die Gattin und den Sohn in ihre Wohnung zurück. Ihre Thränen flossen still, und ihr Schmerz war ruhig und ohne heftige Ausbrüche. Denn nur eine fromme gottergebene Todesstunde vermag die Schrecken des Sterbens zu mildern.

Als ich am folgenden Tage in die Stadt zurückkehrte, wohnte ich mit Karl dem Begräbnisse Isidors bei, und hier eröffnete mir mein junger Freund den Entschluß, welchen er gefaßt, das Gelübde, welches er gethan, als er communizirte. Er hatte nämlich das Gelübde gethan, wenn sein Vater als Christ sterben, und somit sein Flehen beachten werde, sich dem Altar zu widmen und sein ganzes Leben dem Dienste Gottes aufzuopfern.

Seit diesem Tage hat er sein Wort gehalten; er empfängt den nöthigen Unterricht, um Priester zu werden; und bis dahin dient er in der Kirche; er schwingt das Rauchfaß, er trägt das Kreuz, er schmückt die Altäre, sein ganzes Leben ist Demuth und Frömmigkeit, und er lebt nur in Gott und in seiner Mutter.

Sechste Abtheilung.

Bekehrung im Gefängnisse.

(Criminalgeschichten.)

1. Hannikels Ende.

Das Herz des Christen trauert bei dem Anblick der Lasterthaten der Menschen; es empfindet Schmerz und Abscheu, wenn der Sünder, immer tiefer sinkend, durch eine Reihe fortgesetzter Missethaten seine göttliche Natur erniedrigt und hier auf Erden sein Leben und jenseits seine Seligkeit verwirkt; es wird von Jammer und Schauder zerrissen, wenn der Verbrecher ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Reue und Furcht trotzig sein Haupt dem Strange oder dem Schwerte hingibt, als gäbe es keine Ewigkeit, keinen strafenden Richter jenseits mehr! Aber wie groß ist die Freude, wie unendlich das Entzücken eines liebenden Herzens, wenn ein solcher dem Gerichte verfallener Missethäter, durch ein Wunder der göttlichen Gnade erleuchtet, seine Schuld erkennt, sie mit bittern Thränen beweint, gut macht, was noch gut zu machen, und im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes in Christo Jesu die verdiente Strafe erduldet! Wahrlich, unsere Seele empfindet dann die Freude der Engel, welche über einen bußfertigen Sünder mehr frohlocken, als über neun und neunzig Gerechte. Diese Freude bereitet uns das Ende des berüchtigten Zigeuners Hannikel, des Oberhauptes einer weitverbreiteten Diebsbande, die in Schwaben, zumal im

Würtembergischen und am Rheine, viele Jahre ihr schändliches Unwesen trieb.

Hannikel war ein schwerer Missethäter, eine Menge Diebstähle, deren Werth sich nach gerichtlicher Berechnung auf mehr als 40,000 Gulden beläuft, selbst ein grausamer Mord, lasten auf seiner Seele; doch weniger seine Verbrechen, als vielmehr seine letzten, bitterer Reue und gläubiger Hoffnung gewidmeten Augenblicke sollen hier dargestellt, und deßhalb von seinem Leben nur so viel mitgetheilt werden, als nothwendig ist, um das Ende desselben zu verstehen.

Hannikels eigentlicher Name ist Jakob Reinhard; den ersten erhielt er nur bei seiner Aufnahme in die Zigeunerbande. Seine Mutter war eine Zigeunerin, und hieß in deren Sprache Geißin; sein Vater, Friedrich Reinhard, diente als Tambour unter den Hessischen Truppen, desertirte und schlug sich zu den Zigeunern, wo er bald starb. Die Geißin zog jetzt mit Hannikel und zwei andern Knaben, Wenzel und Geuder, im Lande herum, und nährte sich vom Betteln, Stehlen und Rauben. Nur in der ersten Zeit suchte sie sich durch Gänse- und Schweinhüten ehrlich ihr Brod zu verdienen; aber bald wurde ihr die Arbeit zuwider, und sie schloß sich mit ihren Kindern an eine herumziehende Zigeunerbande an, wo sie Verwandte und alte Bekannte traf. Unter diesen Menschen, die sich durch Betteln und Wahrsagen, durch Stehlen und Rauben fortbrachten, wuchs der unglückliche Hannikel auf, und es ist nur Wahrheit, wenn er vor Gericht bekennt, daß er von Kindheit nichts als Schlechtes gesehen und gehört. Wie groß ist doch das Glück einer guten Erziehung und eines guten Beispiels! —

Hannikel wurde älter und zu allen Schelmereien abgerichtet; bald übertraf er seine Lehrer; er zeichnete sich durch List und Schlauheit, durch launige Einfälle, Muth und Behendigkeit so aus, daß er bald das Oberhaupt der aus 400 Personen bestehenden Bande wurde. Nun begann erst Hannikels Lasterleben, Diebstähle folgten auf Diebstähle; Einbrüche auf Einbrüche,

wobei sich die Zigeuner oft große Grausamkeiten zu Schulden kommen ließen; bald wurde Hannikel der Schrecken der ganzen Umgegend.

Hannikel beraubte vor Allen die Juden. Einer seiner Einbrüche, bei dem Juden Moses Hirsch zu Mittelbronn, einem nach Pfalzburg gehörigen Marktflecken, ist zumal durch die traurigen Folgen merkwürdig, die daraus für sieben Bürger der kleinen Ortschaft Lützelburg erwuchsen. Den 24. September 1768 brach nämlich Hannikel in das Haus des Moses Hirsch ein, und raubte demselben, trotz seines und einiger herbeigeeilter Bürger Widerstandes an 1800 Gulden in Geld und Geldeswerth. Der Jude, durch allzugroße Angst oder durch die Nacht betrogen, vielleicht auch aus Bosheit und Rachsucht, gab an, daß sieben Bürger aus dem kleinen, nur aus drei Häusern bestehenden, und in das Pfalzburger Amt gehörigen Orte Lützelburg, mit unter den Thätern gewesen. Nicht nur seine Familie und die Magd, sondern auch alle Juden, die in seinem Hause wohnten, bekräftigten die Wahrheit dieser Aussage. Die sieben Bürger wurden darauf eingezogen, in Ketten und Banden gelegt, und in den Gefängnissen von Pfalzburg wohl verwahrt. Bei dem Verhöre läugneten sie standhaft jeden Antheil an dem Verbrechen; bei der Confrontation mit ihren Anklägern behaupteten aber diese mit frecher Stirne, sie seien Hannikels Mitschuldige. Man legte sie jetzt auf die Folter; sie überstanden die größten Schmerzen und blieben bei ihrer Aussage. Dessen ungeachtet wurden die Beschuldigungen der Juden für überzeugend gehalten, und von dem Justiz-Rathe zu Pfalzburg die übereilte und sehr harte Sentenz gefällt, daß vier von diesen Angeklagten zum Strange, die drei andern zur ewigen Galeerenstrafe verurtheilt werden sollten. Die Sentenz wurde von dem Parlamente zu Metz bestätigt und am 17. Februar 1769 wirklich vollzogen. Wir werden noch einmal auf dieses höchst traurige Ereigniß in Hannikels Lebensgeschichte zurückkommen.

Hannikel sank immer tiefer, er hing sich an liederliche Dir-

nen, von denen er an zehn Kinder erhielt; die Einen verstieß er, die Andern verließen ihn freiwillig. Die aktenmäßigen Geständnisse Hannikels und seiner Gesellen bezeugen zur Genüge, wie sehr Mißtrauen, Eifersucht, Neid und beständige Furcht vor dem Strafgericht ihr Leben vergifteten und zur Höllenmarter machten. Einer aus der Bande, Namens Toni, verließ sie und trat als Grenadier zu Pferde in Würtembergische Dienste. Die Rache Hannikel's verfolgte ihn; seine Stieftochter mußte den angeblichen Verräther verlocken; Toni ging in die Falle und wurde von Hannikel und seinen Brüdern Wenzel und Geuder, mit Beihilfe seiner Vettern Stottel und Duli unweit Sulz grausam überfallen und gemordet; selbst Dieterlein, Hannikels erst zwölfjähriger Sohn, nahm an dem Morde Theil. Diese Missethat machte das Maß der Sünden voll; zwanzig Jahre hatte Hannikel gefrevelt; Gottes Strafe sollte ihn jetzt ereilen. Die Mörder glaubten Toni todt, er war es nicht; man fand ihn noch bei Leben, er konnte noch seine Mörder nennen und starb vor den Thoren Reutlingens, wohin man ihn transportirte. Von allen Seiten fahndete man auf die Verbrecher; bald gelang es, an sieben und zwanzig Personen, unter ihnen Hannikels Weib mit ihren Töchtern, aufzuheben und nach Göppingen zu liefern; aber der eigentlichen Mörder konnte man nicht habhaft werden. Da liefen von dem Criminal-Tribunale zu Chur drei Zuschriften nach einander ein, des Inhaltes: „Daß am dritten August vorigen Jahres nicht nur eine sehr verdächtige Zigeunerbande zu Zizers in Verhaft genommen worden sei, sondern daß sich unter denselben vier von den Mördern des Grenadiers a Cheval Pfister wirklich befänden, und man erbötig sei, dieselben nach Würtemberg zu liefern.“ — Sogleich traf man Anstalten, die Bande von Chur nach Sulz zu bringen.

Die Art und Weise, wie Hannikel und seine Gesellen in Gefangenschaft geriethen, ist merkwürdig und zeigt zur Genüge, wie sehr der Muth und die feste Entschlossenheit tapferer, ehrlicher Männer der Verwegenheit und Tollkühnheit der Bösewichter überlegen sei. Von Gewissensangst getrieben, hatten Hannikel

und seine Gesellen Würtemberg verlassen und sich in die Schweiz geflüchtet. Dort saßen sie eines Tages in den Wäldern um Zizers, unweit des alten Schlosses Neuenburg, und kochten Wildpret. Hier wurden sie überrascht. — Es war der unerschrockene Graf von Salis, der, mit seinem Amtmann von Jost, seinem Jäger und drei Edelleuten jagend, von ferne auf einer Anhöhe einen Rauch aufgehen sah und sich ihnen vorsichtig nahte. Er entdeckte Hannikel und seine Gesellen bei dem Feuer sitzend, und ahnete in ihnen die berüchtigte Mörderbande. Mit gespannten Gewehren trat er mit seinen Begleitern zu ihnen, und drohte jeden niederzuschießen, der nur einen Finger an sein Gewehr legen würde. Hannikels Lügen und Trotz halfen nichts; statt Vogeldunstes, wie er vorgab, fand man in den Flinten starke Fuchsposten. Der Verdacht des Grafen stieg, und die Räuber mußten ihm folgen, wofern sie nicht augenblicklich niedergeschossen werden wollten. Zweimaliger Versuch Hannikels, die Ketten zu zersprengen und zu entfliehen, mißlangen. Bei dem ersten Verhöre gab er seinen Namen falsch an; er wollte durchaus nicht Hannikel, sondern Kilian Schmidt heißen. Allein sein Läugnen half ihm nichts; seine eigenen Brüder zeugten gegen ihn; deßungeachtet bestand er darauf, er heiße nicht Hannikel, sondern Kilian Schmidt. Er sollte jetzt nach Sulz abgeführt werden. Da fand er durch die Nachlässigkeit der Wächter Gelegenheit, in der Nacht auszubrechen; allein schon nach einigen Tagen wurde er wieder eingebracht und aufs strengste bewacht. Man lieferte ihn unter starker Bedeckung über Feldkirch nach Sulz. Mehrmals versuchte Hannikel auf dem Wege dahin das Mitleid der Schweizer durch Bitten und Jammern, durch Betheuerungen seiner Unschuld und Berufen auf ihre Freiheit, die, wie er behauptete, durch seine Einziehung gröblich beleidigt sei, zu erregen, und sich mit ihrer Hülfe frei zu machen. Allein Niemand traute ihm. Bei dem Verhöre in Sulz wollte er sein Läugnen fortsetzen; erst dann, als ihn seine eigenen Kinder, sein Weib, seine Brüder und die übrigen Mitgefangenen seiner Lügenhaftigkeit in's Gesicht überwiesen und ihn mehrmals

kniefällig unter Vergießung vieler Thränen um sein Geständniß baten, zeigte er sich bereit, die Wahrheit zu bekennen.

Im Verhöre, wie im Gefängniß, war Hannikel immer unerschrocken, munter, ja oft trotzig. Er hoffte noch immer, mit ein-, höchstens zweijähriger Zuchthausstrafe davon zu kommen; übrigens zeigte er zu Zeiten große Offenherzigkeit, und hoffte vielleicht dadurch die Strenge der Strafe zu mildern; alle Diebstähle, und selbst Toni's Ermordung gestand er ein, zwei andere Mordthaten, deren er sehr verdächtig erschien, läugnete er standhaft. Jetzt wurde er auch wegen des Einbruches in das Haus des Juden Moses Hirsch zu Mittelbrunn noch einmal verhört. Als man ihm sagte, daß deßwegen vier Bürger von Lützelburg gehangen und drei auf die Galeeren gesandt worden wären, rief er voll Entsetzen aus: „O daß Gott erbarme! gibt es auch Leute, die solche abscheuliche Ungerechtigkeiten an Menschen begehen können? Sind diese wegen des Mittelbronner Diebstahls gehängt worden, so hat man sie unschuldig um das Leben gebracht, und die Juden, welche daran Schuld sind, werden ihren Lohn vor Gottes Gericht empfangen. Noch nie habe ich gehört, daß man Menschen ohne ihr Geständniß richten lasse, und ein solches Beispiel mag selten seyn; sollten die drei auf der Galeere noch leben, so sollte man sie sogleich loslassen, weil sie ja achtzehn Jahre unschuldig gelitten, und während dieser Zeit manchen Seufzer zu Gott um ihrer großen Unschuld halber geschickt werden haben." *)

Diese sind Hannikels eigene Worte, und seine Brüder und Mitgefangenen bestätigten seine Aussage mit großer Gemüthsbewegung, ja sie nannten genau diejenigen der Bande, welche bei diesem Einbruche zugegen waren, und schlossen selbst sich nicht davon aus.

Hannikel zeigte öfters Reue; allein die rechte, das ganze

*) Nur Einer der unschuldig Verurtheilten konnte durch dieß Geständniß gerettet werden; die andern zwei waren bereits auf den Galeeren gestorben.

Gemüth ergreifende, läuternde, mit Gott versöhnende, war es nicht; als man ihn einst fragte, ob er kein Verlangen nach einem Geistlichen trüge, antwortete er, lieber wolle er einen schwarzen Hund sehen, als einen Pfarrer. Um die Entschuldigungsgründe seiner vielen und schweren Verbrechen befragt, erwiederte er: „Von Jugend auf hat mich Niemand zum Guten angehalten; frühzeitig gerieth ich in böse Gesellschaft und wurde verführt; da ich nun der stärkste und beherzteste unter meinen Kameraden war, so kam nach unserer Sitte das Binden und Plagen der Leute immer zuerst an mich; weil man mich nun so lange nicht ertappte, so wurde ich nach und nach sicherer; zudem machte ich mich ja meistens nur über die Juden, und dieß hielt ich für keine Sünde, weil ich oft gehört, daß auch sie die Leute betrügen."

So versuchte der Unglückliche seine Missethaten zu entschuldigen; mit Recht erkannte er den Grund seines Elendes in der schlechten Erziehung und in dem bösen Beispiele, das ihn überall umgab. Nebenbei schob er immer auch die Schuld auf diejenigen, welche ihnen die gestohlenen Waaren abgekauft hatten. „Hätten wir," sagte er, „nicht gewußt, wo und wie wir unser gestohlenes Gut unterbringen und verwahren können, so würde das Stehlen von selbst unterblieben seyn."

Das war für Hannikel freilich eine schlechte Entschuldigung; allein auch hier bestätigt sich die Wahrheit des Sprichworts: „Wo kein Hehler, da kein Stehler!"

Hannikel empfand öfters Gewissensbisse, zumal ängstigte ihn Toni's Mord; er gestand jetzt, daß er gleich nach dieser Mordthat, von innerer Angst getrieben, nach Sulz habe gehen und sich dort als den Thäter angeben wollen. — Er bat es sich als Gnade aus, vor Fällung des Urtheils noch mit der Käthe von Frankenhausen, einer Weibsperson, mit welcher er mehr als zwölf Jahre herumgezogen, ehelich verbunden zu werden; das Gericht willfahrte ihm und sandte einen Geistlichen, der die Copulation im Gefängnisse vornahm. — Uebrigens hoffte Hannikel noch immer auf Rettung; Aeußerungen, die man über

seine Todesstrafe fallen ließ, brachten ihn jederzeit in Wuth; deßhalb wollte er von keiner Vorbereitung zum Tode wissen, und schalt diejenigen, welche ihm den Beistand eines Geistlichen empfahlen. „Er brauche keinen," versicherte er dann, „und wolle es schon selbst mit Gott ausmachen." Doch nahm er einstmals den Besuch eines katholischen Geistlichen gerne an; es war der würdige und gelehrte Pfarrer Reininger von Espasingen, nahe bei Stockach am Bodensee. Der Weg führte ihn damals auf seiner Reise von Rothenburg am Neckar, wo er gute Freunde besucht hatte, über Sulz. Dieß war der Priester, den die göttliche Barmherzigkeit erwählt hatte, Hannikels Seele zu retten.

Hannikels Name und Thaten waren ihm merkwürdig. Er bat um Erlaubniß, ihn sehen und sprechen zu dürfen, und diese wurde ihm sogleich ertheilt. Bei dieser ersten Unterredung schon fand er ohne Schwierigkeit den Weg zu Hannikels Herzen und gewann sein ganzes Zutrauen durch liebevollen, freundlichen Ernst. Wiederholt äußerte dieser, wenn er einmal sterben müsse, so verlange er keinen andern Geistlichen, als diesen. Davon, daß sein Tod so nahe sei, hatte er auch jetzt noch nicht die mindeste Ahnung. „Nein, sterben will ich nicht unter der Hand des Henkers," sagte er öfters; „sie können mich nicht zum Tode verurtheilen, wenn ich ja einmal höre, daß das Todesurtheil wirklich über mich verhängt worden sei, so erhänge ich mich entweder selbst an meinen Ketten, oder ich schlage meine Stirne so lange an die Wand, bis mein Hirn ganz verspritzt ist; wenigstens möchte ich den sehen, der mich an den Galgen brächte."

Nachdem nun die ganze sehr verwickelte und mühsame Untersuchung beendigt und das Ergebniß höhern Ortes vorgelegt worden war, erging das Urtheil dahin: „daß Hannikel, Wenzel, sein Stiefbruder, Duli und Stottel, seine Vettern, ihrer höchst schweren Verbrechen wegen zum Strange, die übrigen Theilnehmer der Bande, theils zur Festungs-, theils zur Zuchthausstrafe verurtheilt werden sollten."

Jedermann war begierig, wie Hannikel, dem man, um allen

widrigen Folgen vorzubeugen, so lange als möglich seinen bevorstehenden Tod verheimlicht hatte, bei Anhörung seines Urtheils sich betragen würde. Es war drei Tage vor seiner Hinrichtung, und zwar Samstag den 14. Juli, Morgens 7 Uhr, als man ihm in seinem Gefängnisse das Todesurtheil ankündigte. Er schwieg, sichtlich überrascht und erschüttert, eine Minute still. Endlich schrie er mit rascher Stimme und mit wilden Geberden: „Das ist zu viel! das habe ich nicht verdient; ich bin mehr ein Beschützer als ein Verderber des Würtembergischen Landes gewesen; ich habe ja meistens nur die Juden bestohlen und geplagt, und dieß hielt ich für keine Sünde!" Zuletzt sagte er: „Gott stehe mir bei!" schrie laut, lief zu seinem Sohne, dem Dieterlein, der gerade bei ihm war, schloß ihn in seine Arme, küßte ihn wohl dreißigmal, benetzte ihn mit Thränen und nahm rührend von ihm Abschied. Dieterlein schrie erbärmlich und die Umstehenden konnten sich der tiefsten Bewegung nicht erwehren. Man trennte sie jetzt von einander und führte Hannikel auf das Rathhaus.

Jetzt wurde das Urtheil auch den Uebrigen verkündet; Wenzel, der sich sonst immer gelassen bezeigt, brach in lautes Geschrei aus, und meinte, es geschehe ihm zu viel; hingegen blieb Duli ganz gefaßt, er fiel auf die Kniee, drückte sein Angesicht auf den Boden und rief: „Nun empfehle ich mich der heiligsten Dreifaltigkeit, sie stehe mir bei und helfe mir. Habe ich diese Strafe verdient, so will ich sie auch geduldig tragen." Auch Stottel hörte das Todesurtheil ohne merkliche Erschütterung an. „Nun, in Gottes Namen!" war das Einzige, was er darauf erwiederte.

Man erinnerte sie Alle, den Hannikel zumal, an ihr Seelenheil zu denken und sich mit Gott auszusöhnen. Sie verlangten nach Geistlichen; Hannikel bat auf das inständigste, man möchte nach dem Herrn Pfarrer Reininger senden, und ihn um Gottes Willen in seinem Namen anflehen, zu kommen und seine Seele zu retten. Es wurde daher von der höchsten Behörde beschlossen, den Herrn Pfarrer einzuladen, sich seiner anzuneh-

men und ihn, im Falle er dieser Einladung folgen würde, nach Sulz abholen zu lassen.

Dieser würdige, eifrige Seelenhirt, der das Glück und die Freude, die Seele eines Verirrten zu retten, auf das tiefste empfand, erklärte sich sogleich bereit, den Unglücklichen aufzusuchen und ihn zum Tode vorzubereiten. Er eilte nach Sulz; er sah Hannikel jetzt zum Ersten Male wieder auf dem Rathhause, an jenem Tage, wo ihm das Todesurtheil angekündigt worden war.

Sein Betragen gegen Hannikel war das Betragen eines christlichen und klugen Vaters gegen seinen ungerathenen Sohn. Ernst und Liebe blickte aus seinen Mienen und Worten hervor. Anfänglich hatte er viele Mühe, Hannikels aufbrausendes, ganz mit Vorurtheilen umzäuntes Herz zu besänftigen, und ihn zum Besinnen über sich selbst und zur Erkenntniß seiner schweren Vergehungen zu bringen. Hannikel wollte bei weitem der Missethäter nicht seyn, der er doch in Wahrheit war. Andere, meinte er, hätten Schlimmeres gethan, als er, und doch einen mildern Spruch erhalten, ihm träumte mehr von seinen guten als bösen Thaten; ja, von der Mißhandlung der Juden erwartete er in seinem verkehrten Sinne sogar eher Belohnung als Strafe.

Endlich schien es der unausgesetzten Bemühung seines erleuchteten Seelsorgers zu gelingen, das Herz des Verurtheilten zur Erkenntniß und zur Reue zu bringen; seine gefühllose Seele erweichte, sein Auge vergoß Thränen, schwere Seufzer stieß seine Brust aus; sein Mund fing zu beten an; er hörte auf, sich zu vertheidigen, und seine Verbrechen zu entschuldigen; dagegen klagte er sich oft mit Zerknirschung an, erkannte die Todesstrafe für gerecht, und flehte zu Gott um Gnade und Erbarmung. Der würdige Priester bezeugte, daß Hannikels Thränen, die er seit der Ankündigung seines Urtheils vergossen, zahlreich und gewiß herzlich gewesen seien. Schön und rührend war es, als derselbe einmal zu Hannikel sagte: „Wir haben Alle nur einen Weg zu Gott, und dieser heißt: Thut Buße und glaubet an das Evangelium!“ Hierauf legte er seine beiden Hände auf Hannikels Schultern, sah ihm liebevoll und ernsthaft in die Au-

gen und fuhr weiter fort: „Mein Sohn, Du weißt, wie viel ich an Dir gethan und wie ich mich Dir mit Aufopferung aller Gemächlichkeiten seit Deiner Verurtheilung ganz gewidmet habe. Ich bin zwar nicht mit Jesus zu vergleichen, doch bin ich Ihm gewissermaßen ähnlich; denn ich habe meine ganze Heerde, meine ganze Gemeinde zurückgelassen, um dich verlornes Schaf aufzusuchen und Dich dem himmlischen Vater als einen kostbaren Fund in die Arme zu legen. Du weißt, wie viele Thränen, wie viele Seufzer Du mich gekostet hast; diese Thränen, diese Seufzer werden Dich einst noch bange machen, und ich würde der Erste seyn, der Dich vor Gottes Richterstuhl verklagen würde, wenn meine Arbeit an Dir vergeblich seyn sollte: aber ich würde auf der andern Seite auch der Erste unter den Dankenden seyn, wenn ich Dich fände bei den begnadigten Sündern, die wahrhaft Buße gethan haben!" Reininger's eifrige und erleuchtete Bemühungen wurden von dem Segen des Himmels unterstützt; Hannikel's Herz erfüllte wahre Reue; sein Seelsorger hatte oft Gelegenheit, davon sich zu überzeugen; er überließ ihn zu Zeiten seinen eigenen Betrachtungen, ohne ihn jedoch außer Acht zu lassen. Da betete einstmals Hannikel mit besonderer Inbrunst, faßte seine Ketten alle zusammen, legte sie auf seine Hände, benetzte sie mit Thränen und wünschte sich Glück, daß er solche an sich trage, weil ja auch sie zu seiner Besserung beigetragen hätten.

Sonntag des Abends legte Hannikel eine Generalbeicht ab; am Montage vor seiner Hinrichtung empfingen die sämmtlichen Verurtheilten das heilige Abendmahl. Bei dieser heiligen Handlung war Hannikel nicht nur besonders aufmerksam, sondern wußte auch seine Brüder so rührend anzureden und zu ermahnen, daß sie alle nicht nur laut weinten, sondern daß auch den Wächtern Thränen entfielen.

Warme Speisen hatte er in den letzten Tagen wenig mehr zu sich genommen, sondern sich nur zu Zeiten mit einem Trunk Wein erquickt. Als letzte Gnade erbat er sich, daß man sein Lieblingssöhnlein, den Dieterlein, bei ihm lassen und ihm erlau-

ben möchte, auch von seinem Weibe und seinen übrigen Kindern noch einmal Abschied zu nehmen. Man gestattete es ihm gerne, sein Weib und seine Kinder noch einmal zu sehen. Hannikel konnte vor Betrübniß kaum Worte finden; er versuchte die Weinenden zu trösten, seine Strafe, versicherte er, sei gerecht; er hoffe durch sein Ende viele seiner Sünden abzubüßen; er bat sein Weib und seine Kinder um Verzeihung für die Schande und das böse Beispiel, das er ihnen gegeben; er drang in sie, an seiner Strafe eine Warnung zu nehmen, und daran zu sehen, daß ein böses Leben ein böses Ende nehmen müsse; nur Liebe zu Gott und treue Befolgung seiner Gebote machen glücklich; er sei ein schwerer Sünder, doch hoffe er von Gottes Gnade um Christi willen Verzeihung; und darum sollten sein Weib und seine Kinder täglich bitten. Zuletzt flehte er sein Weib und alle Umstehenden an, nach ihren Kräften für die Erziehung seiner Kinder zu sorgen, damit sie besser und glücklicher würden, als der Vater.

Morgens frühe, an seinem Todestage, um halb vier Uhr, hörte Hannikel einen sehr großen Lärmen auf dem Markte. Er fragte den Geistlichen, ob er nicht durch die Scheibe hinaussehen dürfe. „Du darfst es, mein Sohn,“ antwortete ihm dieser; „aber zum Voraus muß ich Dir sagen, daß Du schon eine Menge Leute erblicken wirst, die auf Deine Hinrichtung warten; Leute, die Dich zum Theil sehr lieblos beurtheilen, — und — über Deine Schmach aus Unverstand lachen, — aber auch Leute, die für Dich beten und mit Dir Mitleiden haben werden.“ Der Verurtheilte blickte durch die Scheibe, und auf einmal drang der kalte Todesschweiß sichtbar auf seine Stirne und floß auch über Nase und Wangen hinab. Es muß ein furchtbarer Kampf gewesen seyn, er dauerte einige Minuten, dann wurde Hannikel gefaßt, setzte sich in einen Stuhl und fing zu beten an. —

Wie Hannikel, so erhielten auch Wenzel, Duli und Stottel den verlangten geistlichen Beistand; allen wurde von ihren Seel-

sorgern das Zeugniß gegeben, daß sie sich reumüthig bezeigt und die besten Hoffnungen eines guten Endes von sich zurückgelassen.

Dienstags, am 17. Juli, um 6 Uhr Morgens, hatte sich das gewöhnliche peinliche Malefizgericht schon auf dem Rathhause versammelt, und die zur Execution gehörigen Anstalten getroffen. Die Verurtheilten wurden durch die Wache abgeholt, ihnen die gehörigen Plätze angewiesen, und sodann der Anfang zur weitern Verhandlung in Gegenwart einer unzählbaren Volksmenge durch eine dem Ereignisse angemessene Rede von dem Oberamtmann Schäfer gemacht. — Hierauf wurden die Hauptverbrechen der Verurtheilten abgelesen und der Urtheilsspruch wiederholt, gemäß welchem alle vier durch den Strang zum Tode gebracht, wobei Stottel, dann Wenzel, Duli und zuletzt Hannikel die Strafe erleiden sollten. Der Stab wurde gebrochen, und die dem Tode Verfallenen dem Nachrichter übergeben; in ruhiger, gelassener Stimmung traten, umgeben von einer unzählbaren Menschenmenge, die Verurtheilten den letzten Gang an; zu einiger Erleichterung wurden die Malefikanten auf zwei Wagen, auf welchen sie rückwärts sitzen mußten, halbwegs geführt. Die übrige Strecke mußten sie vollends zu Fuß machen.

Der Pfarrer Reininger begleitete den Hannikel nicht zur Richtstätte. Welche Gründe ihn von diesem letzten Liebesdienst abgehalten haben, ist uns unbekannt; jedenfalls müssen sie höchst dringender und nicht leicht zu überwindender Art gewesen seyn. Auch Wenzel, Stottel und Duli, alle katholisch bis zum Tode, hatten nur protestantische Geistliche zur Tröstung und Stärkung auf dem Todeswege. Die vor uns liegende, von dem würtembergischen Amtmann Abel verfaßte Relation über das Leben, die Verbrechen und das Ende der Missethäter, berichtet, daß sie von acht protestantischen Geistlichen zur Richtstätte begleitet worden wären; er setzt aber bei: „Sie schienen jetzt nicht mehr auf den Zuspruch der lutherischen Geistlichen zu merken, sondern ihre Betrachtungen mit sich selbst nach ihren Religionsgrundsätzen zu halten. Besonders beschäftigte sich Hannikel sehr

viel mit dem Cruzifix, das er in den Händen hatte; er hob es oft schnell in die Höhe, blickte mit starren Augen an dasselbe hinauf, drückte es hart an seinen Mund und küßte es heftig und oft hinter einander. Er ging seinen Todesweg mit einer solchen unerschütterlichen Standhaftigkeit, und mit einem solchen unerschütterlichen Muthe, daß alle Zuschauer darüber erstaunten." —

Mehrmals sagte er mit starker Stimme: „Jetzt komme ich auf den Calvarienberg, gehe in die Freude, o Du mein liebster Jesu! Heilige Mutter Gottes, bitte für uns!"

Als er seinen Vetter Duli einmal weinen sah, blickte er ihn lächelnd und verweisend an und sagte zu ihm: „Was weinst Du? wir kommen jetzt auf den Calvarienberg, wo es uns gut geht. Sieh' nur, welch' ein schöner Leichenzug uns begleitet; das darf uns ja freuen!" — Einmal wandte er sich zu den beiden Geistlichen, die neben ihm gingen, und sagte zu ihnen: „Meine geistlichen Herren! ich höre und verstehe Alles, was Ihr mir zusprechet; es gefällt mir auch wohl; muthet mir nur nicht zu, daß ich viel darauf antworte." Ein anderes Mal sagte er zu ihnen: „Ich bitte euch, sagt doch meinen Leuten noch einmal, daß sie sich ein Beispiel an mir nehmen und brav seyn sollen." Als man ihn nöthigen wollte, etwas Wein zur Stärkung zu nehmen, erwiederte er: „Ich verlange nichts mehr, sondern will Gott eine nüchterne Seele überbringen." Auf wiederholtes Zureden genoß er doch ein Gläschen voll. Auf dem Richtplatze selbst blieb er zu Aller Verwunderung gefaßt, ruhig und betend.

Wenzel und Stottel erduldeten zuerst ihre Strafe; Hannikel, der in einem Lehnstuhle saß, rief ihnen Trost und Muth zu und fing eifrig zu beten an. Während man Duli zum Tode brachte, fing Hannikel noch mit heller melodischer Stimme zu singen an; zuletzt wandte er sich zu seiner auf zwei Wagen ganz nahe vor den Galgen zum Zuschauen herbeigeführten Familie und ehemaligen Gesellen, bat sie um Verzeihung, und gab ihnen verschiedene gute Lehren. Endlich redete er in der Zigeu-

nersprache mit ihnen. Da man ihm nun zu verstehen gab, daß er lieber deutsch mit ihnen reden sollte, so sagte er, auf sein Cruzifix hindeutend: „Ich rede mit ihnen vom Herrn Jesu, und daß sie fein ein Exempel an mir nehmen sollen."

Als die ersten drei gerichtet waren, kündigte man dem Hannikel an, daß die Reihe an ihn komme. Dieß erschreckte ihn so wenig, daß er vielmehr selbst hurtig zur Leiter hinlief. Unten an derselben, wurde ihm, wie den vorausgehenden Missethätern, von den begleitenden Geistlichen ein kurzes, eindringendes Gebet vorgesprochen.

Auf der Leiter behielt er denselben Muth, dieselbe Gelassenheit. Er dankte sogar dem Herzoge (damals war Würtemberg noch ein Herzogthum) für die ihm zuerkannte, so gerechte als gnädige Strafe, dankte der Sulzer Obrigkeit und seinen Wohlthätern, worunter er besonders des würdigen Pfarrers Reininger gedachte, der sich seiner so liebreich angenommen hatte und deßhalb auch von ihm Vater genannt wurde; er dankte seiner Mutter für jeden Tropfen Milch, den sie ihm gegeben und sprach sie von aller Schuld wegen seiner gegenwärtigen Schmach frei. Dann bat er alle katholischen Christen, ein Vater Unser für ihn zu beten und eine heilige Messe für ihn lesen zu lassen, empfahl sich noch einmal Gott, küßte brünstig das Kreuz, streckte sodann seinen Hals zum Strange hin und erduldete seine Strafe.

2. Antoine Pin, der falsche Zeuge.

Die Ziegelhütte des Joseph Vallet war in der Landschaft Bresse in Frankreich weit umher berühmt. Niemand brannte so harte, wohlgeformte Ziegel, die das volle Maaß hielten, als Joseph Vallet. Wer baute, kaufte und bestellte nur bei ihm; er wartete lieber mit dem Bau, bis wieder in Vallet's Ziegelei Vorrath war, als daß er zu andern Brennern ging.

Joseph Vallet befand sich bei diesem wohlverdienten Rufe sehr wohl. Aus dem Geschrei der andern Ziegelbrenner in der

Nachbarschaft machte er sich nichts. Sie konnten seine Ziegel nicht verreden. Sie hetzten ihm die Grundbesitzer, die Edelleute auf den Hals. Joseph war aber nicht der Mann, der sich von Cabalen und Prozessen niederdrücken ließ. Gegen die außergerichtlichen Ränke wußte er sich außergerichtlich selbst Recht zu schaffen. Er nahm es mit seinem Manne auf, und die Bildung eines Ziegelbrenners pflegt nicht verweichlicht zu seyn. Vor Gericht aber wußte er ebenfalls zu bestehen, da seine Sachen gerecht waren, und es ihm nicht an Geld fehlte, seinen Advokaten zu bezahlen.

Aber er hatte in dem königlichen Fiscal Frillet einen bösen Feind, der selbst alle Künste vor Gericht verstand, daher schwer in Prozessen zu besiegen war. Ueberdieß, und das soll der Grund seiner Feindschaft gewesen seyn, besaß er auch eine Ziegelhütte, wo nicht so gute Ziegel, als in der Vallet'schen, gebrannt wurden, und welche daher oft zum Feiern genöthigt war. Frillet war ein gefährlicher Feind, er wußte seine selbstischen Absichten unter dem Schein des thätigen Eifers für das allgemeine Wohl zu verbergen.

Vallet hatte im Jahre 1705 schwer empfinden müssen, ein wie hartnäckiger und schleichender Gegner dieser rechtsgelehrte Rival in der Ziegelbrennerei war. Er war drauf und dran gewesen, in einen sehr ärgerlichen Criminalprozeß verwickelt zu werden, den Frillet anschürte, und war nur durch die zu deutlich ihm zu Gunsten redenden Umstände davon gekommen.

Eines Nachmittags war er mit zwei andern Landleuten aus der Vesper von Priay gekommen. Ihnen begegnete Antoine Dupler, der so betrunken war, daß er nicht mehr stehen konnte. Er antwortete kaum auf das ihm gebotene: Guten Abend! und seine Nase blutete stark. Vallet wollte mit seinen beiden Gefährten den Trunkenen, der vermuthlich gefallen war, nach Hause begleiten, als noch zwei andere Männer dazu kamen, welche ebendesselben Weges gingen, als der Betrunkene, und sich seiner annahmen. Sie brachten ihn, nachdem sie ihm das Blut abgetrocknet, in seine Wohnung. Dupler hatte seinen

Rausch in einer Nacht ausgeschlafen und ging am folgenden Tage an seine gewöhnliche Arbeit. Drei Tage war er beim Pfarrer von Priay in dessen Weinberge beschäftigt und ging am Abend des dritten mit Vallet, welcher auch dort in Arbeit gewesen, nach seiner Wohnung zurück. In der Finsterniß fiel er in eine mit Schlamm und Wasser angefüllte Grube.

Da er vom Gehen erhitzt gewesen, befiel ihn, obwohl er sich gleich wieder herausgearbeitet hatte, ein starker Frost. Er klagte schon unterwegs darüber zu Vallet. Zu Hause ward er noch kränker, mußte sich ins Bett legen und fühlte sich am Morgen so gelähmt, daß er nicht wieder aufstehen konnte. Ein Nachfieber stellte sich ein, und Antoine Duplex starb nach einigen Tagen.

Das Gerücht verbreitete sich, Joseph Vallet sei an seinem Tode Schuld. Der Fiscal Frillet hinterbrachte dem Criminalgerichte Ravet die Nachricht: Antoine Duplex sei vor einigen Tagen auf dem Heimwege mit Joseph Vallet und Pierre Blondel in Streit gerathen. Beide hätten ihn hart geschlagen, daß er geblutet. Vermuthlich habe das mehr zu seinem Tode beigetragen, als die Erkältung. Er trug darauf an, eine Untersuchung darüber anzustellen.

Zunächst wurde die Wittwe des Antoine Duplex vernommen. Sie wußte weder etwas von Händeln, welche ihr verstorbener Mann mit den Beiden gehabt, noch von Schlägen, die er von ihnen erhalten hätte. Er habe sich auch nicht mit einem Worte beklagt, daß er von Blondel und Vallet übel behandelt worden. Was sie von seiner Krankheit wisse, sei, daß er sich auf dem Rückweg von Priay erkältet. Er war in eine nasse Grube gefallen, darüber klagte er, nachher kam Fieber und Seitenstechen hinzu und daran starb er.

Wer sollte bessere Auskunft über die Krankheit und die Todesursache des Verstorbenen geben, als die Wittwe, und wer hatte mehr Grund, wenn ein Verdacht des Mordes vorlag, ihn auszusprechen als sie? Dennoch wurden mehre Zeugen vernommen; Alle aber bestätigten die Aussage der Wittwe.

Claude Maurice, ein Landmann, welcher an jenem Abende mit Joseph Vallet und Pierre Blondel dem Betrunkenen begegnet war, erzählte die Geschichte grade so, wie wir sie wissen. Auch hatte er am nächstfolgenden Tage den Duplex gefragt: Ob ihn den Jemand geschlagen habe, wovon die Nase blutig geworden? Duplex hatte es verneint. Auch wußte der Zeuge bestimmt, daß derselbe schon am folgenden Tage im Weinberge von Priay, und zwar drei Tage hintereinander, unverdrossen gearbeitet habe.

Beide Angeklagte wurden, wie sich das von selbst versteht, darauf freigesprochen; aber, was wir nicht begreifen, dessenungeachtet in die Gerichtskosten verurtheilt.

Frillet war mit diesem Urtheil keineswegs zufrieden, vielmehr tadelte er den Richter öffentlich, beschuldigte ihn, er sei von Vallet bestochen worden und machte Ravet so vielen Verdruß, daß derselbe sich endlich bewogen fühlte, sein Amt niederzulegen.

Man ersieht daraus, daß Frillet ein gefährlicher und zugleich ein einflußreicher Mann war. Wenn er es durchaus auf Vallet's Verderben abgesehen, so darf man sich nur darüber wundern, daß er den Vorsatz so lange bei sich behalten und so viele Jahre darüber hingehen ließ, ehe er die Gelegenheit dazu fand.

Es war im Jahre 1724 am 19. Februar, als zwei Männer aus der Gegend den Vorsatz gefaßt, sich recht gütlich zu thun. Joseph Sevos und Antoine Pin waren Leute, die sich lieber herumtrieben, als arbeiteten. Heute hatten sie den ganzen Tag ausdrücklich dazu bestimmt, zu trinken, und zogen deßhalb aus einem Weinhause in das andere. Am nächstfolgenden Tage waren Beide verschwunden.

Von Antoine Pin erfuhr man hernach, daß er nach Dombes gegangen, dort sich anwerben lassen und beim Regiment von Sarre Dienste genommen habe.

Von Joseph Sevos aber hatte man gar keine Spur. Er

hatte sein nothdürftiges Auskommen, besaß sogar ein kleines Eigenthum, und bis auf den mäßigen Hang zum Nichtsthun wußte man ihm nichts Nachtheiliges nachzusagen. Man fand also keine Ursache, weßhalb er plötzlich hätte entweichen sollen. Die Vermuthung war, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen sei, und seine Nachbarn hielten dafür, daß er ermordet worden, obgleich Niemand angeben konnte, weßhalb.

Die Vermuthung gewann eine bestimmte Farbe, wenn man alle Umstände zusammenhielt. Sevos war den ganzen 19. Februar über mit Pin zusammengesehen worden. Pin's Entfernung nach Dombes sah einer Flucht ähnlich. Er stand im Rufe, nicht allein ein Taugenichts zu seyn, sondern auch in dem eines ausgemachten Schurken, von dem man sich der schlimmsten Dinge gewärtigen könne. Zudem hatte man von Drohungen gehört, welche er früher gegen Sevos ausgestoßen. Also verbreitete sich in der ganzen Gegend das Gerücht: Antoine Pin hat den Joseph Sevos umgebracht.

Inzwischen war ein neues Gerücht entstanden. Leute behaupteten, man habe an dem Tage, wo Sevos verschwunden war, in den Gesichtern der Familie Vallet eine Unruhe und Bestürzung bemerkt, welche einen ganz besondern Anlaß mußten gehabt haben. Andere sagten, sie hätten gehört: Die Vallet's wären die eigentlichen Mörder, noch Andere sprachen davon, als wären sie Augenzeugen einer gräßlichen That gewesen. Das Gerücht ging wie Lauffeuer durch die ganze Gegend. Der Fiscal Frillet setzte sich in Bewegung, um untersuchen zu lassen, ob Sevos wirklich ermordet sei und von wem? Am 19. August 1724 reichte er bei den Gerichten eine Anzeige ein des Inhalts: „Daß Joseph Sevos, der noch Sonnabend am 19. Februar bei Joseph Vallet gegessen und getrunken habe, von der Zeit an plötzlich verschwunden sei. Dem Gerücht zufolge sei er in Vallet's Ziegelhütte ermordet, und beim Ofenloche verscharrt, nachher aber wieder ausgegraben und im Ziegelofen verbrannt worden."

Die Untersuchung, auf welche der Fiscal antrug, wurde

sofort vor dem Richter zu Pont d'Ains, Herrn Ravier, eingeleitet und mit Vernehmung der Zeugen vorgeschritten.

Der Zeuge Baudan sagte aus: „In der Nacht des 19. Februars sei er nach Mastalion gegangen, und ungefähr drei oder vier Stunden vor Tage bei Vallets Hause vorbeigekommen. Da habe er in diesem Hause ein starkes Getöse gehört und deutlich vernommen, daß Jemand geschrieen: Helft, helft, ich will Alles bekennen, erbarmet Euch meiner, nur dießmal Vergebung! Diese Worte hätte der Bittende zwei oder dreimal wiederholt. Joseph Vallet, den er ganz genau an der Stimme erkannt, habe darauf versetzt: „Da ist nichts mehr zu bekennen, du mußt fort." Hierüber sei er, Zeuge, sehr erschrocken, und habe sich hinter einen Busch verkrochen, wo er ganz deutlich gehört habe, daß auf den Schreienden stark zugeschlagen werde. Kurz darauf sei es stille im Hause geworden, und da habe er gesehen, daß Joseph-Vallet nebst seiner Frau und Kindern einen todten Körper aus dem Hause getragen, ihn in der Ziegelhütte beim Ofenloch eingegraben, und das Loch mit Holz ganz überdeckt hätten. Drei oder vier Tage nachher habe er sich unter einem Vorwande in die Ziegelhütte begeben, um zu sehen, ob er die Spur von der Leiche bemerken könne, er habe aber wahrgenommen, daß der Leichnam von da weggebracht seyn müsse, und in der Folge habe er gehört, der Erschlagene sei Joseph Sevos gewesen, und die Vallet's hätten ihn am Charfreitage in ihrem Ziegelofen verbrannt."

Es fanden sich auch wirklich mehre Zeugen, welche versicherten, sie hätten am verwichenen Charfreitage — einige, als sie nahe an Vallet's Ziegelhütte vorbeigegangen wären, andere, während sie nahe dabei auf ihren Feldern gearbeitet — bemerkt, daß aus Vallet's Ziegelofen ein Gestank gekommen wäre, als ob frisches Fleisch oder ein Körper verbrannt würde. Man hätte diesen Gestank über eine Viertelmeile weit gerochen, und er sei so unerträglich gewesen, daß man es dabei nicht habe aushalten können, und daß Mehre, die nahe dabei im Felde gewesen wären, sich genöthigt gefunden hätten, ihre Ochsen aus-

zuspannen und heimzukehren, um diesem häßlichen Gestanke zu entgehen.

Noch mehrere andere Zeugen wurden abgehört, die aber alle nur von Baudan selbst ihre Kunde hatten.

Der Richter verfügte hierauf die Verhaftnahme der ganzen Ballet'schen Familie. Sie wurde mit äußerster Härte, wie es bei einem so abscheulichen Verbrechen sich wohl rechtfertigen läßt, vollzogen. Eine Brigade der Marechausée begab sich mit einer Anzahl Büttel und müßigen Volkes nach der Ziegelhütte und die ganze Familie ward mit vielem Geräusch aufgehoben und nach dem Schlosse zu Pont d'Ains abgeführt.

Der alte Ballet war krank. Ein heftiges Fieber schüttelte seine Glieder. Dennoch ließ ihm Frillet Fesseln an die Füße und Handschellen anlegen, durch welche eine eiserne Stange ging, die 35 Pfund wog. Der Fiscal lachte, als das Gewich der Kette den schwachen Mann zu Boden warf. Damit nicht zufrieden, ließ er ihn sogar in ein unterirdisches Loch werfen, gegen die ausdrückliche Bestimmung der Gesetze, welche für kranke Gefangene ein leidliches Gefängniß verordnen. Auch Ballet's Frau, Anna Brivour, ward mit Handschellen belegt, obwohl es damals ungewöhnlich war, Frauen mit Fesseln zu beschweren.

Auch die beiden Söhne Philipp und Pierre, wurden mit für ihr Alter zu schweren Fesseln belegt. Jener lag in einem feuchten Loch, wo ihm Hände und Füße gelähmt wurden. Diesem, einem vierzehnjährigen Knaben, wurden die Hände so zusammengeschraubt, daß er in einem fort vor Schmerzen schrie, bis man endlich nach vierzehn Tagen sich in die Nothwendigkeit gesetzt sah, ihm die Handeisen abzunehmen. Der alte Ballet schrie nach Wasser, weil der Fieberdurst ihn furchtbar quälte. Statt ihm einen Trunk zu reichen, verstopfte man das einzige Luftloch in seinem Gefängniß, damit die Vorübergehenden das Geschrei nicht hören sollten. Die Verwandten und Freunde, die den Gefangenen Erquickungen bringen wollten, wurden nicht hereingelassen, und selbst der Geistliche, der ihm mit dem Troste

der Religion beistehen wollte, wurde abgewiesen. Damit war das Maß der Leiden des alten Mannes in seinem vorläufigen Gefängniß noch nicht erfüllt. Ein Haufen Ameisen fand sich in seinem Loche ein. Sie krochen im Schlaf und Wachen auf seinen Leib, und lös'ten sich truppenweise ab, um ihn zu stechen und sein Blut auszusaugen. Seine zusammengeschlossenen Hände hinderten ihn, sich dieser unermüdlichen Feinde zu erwehren. Sein Körper ward daher nach und nach eine Wunde. Als er später in das Parlamentsgefängniß zu Dijon gebracht wurde, konnte man ihn kaum heilen.

Trotz der bestimmten, furchtbaren Aussage des Zeugen Vaudan, wollte aber die Untersuchung nicht recht vorwärts gehen, denn so viel andere Zeugen der Fiscal auch noch aufstellte, ergab sich bei näherm Befragen doch immer, daß sie nur nach Hörensagen berichteten, und das allgemeine Gerücht war die alleinige Quelle ihres Wissens. Frillet brachte nun, zur Vervollständigung des Prozesses, die alte Geschichte von Antoine Dupler von 1705 wieder mit hinein.

Derselbe Zeuge Claude Maurice, welcher damals für Vallet ein so vortheilhaftes Zeugniß ausgestellt hatte, sprach jetzt unerwartet ganz anders: „Als er vor achtzehn Jahren einst in einer Schenke gesessen und getrunken habe, wäre auf einmal, einige Schritte von dem Hause, ein Geschrei entstanden und man hätte einen Menschen um Hülfe rufen hören. Er und mehrere Anwesende wären hinaus gelaufen, und da er zuerst auf dem Platze angekommen sei, habe er gesehen, daß Joseph Vallet den Antoine Dupler unter sich gehabt und ihn heftig geschlagen habe. Die beiden Brüder Blondel hätten auch dabei gestanden, und dem Vallet zugerufen: er solle ihn nun gehen lassen, er hätte ihm genug gegeben; allein Vallet habe das Zuschlagen immer fortgesetzt, und dabei gesagt: nein, ich muß ihm den Rest geben. Einige Tage nach diesen empfangenen Schlägen sei Dupler gestorben."

Beim zweiten Verhör fügte er noch hinzu: „Joseph Vallet und die Gebrüder Blondel hätten nach des Dupler Tode der

Wittwe Geld gegeben, daß sie nicht wider sie klagen solle, auch hätten sie den damaligen Richter Ravet bestochen, daß er die ganze Sache unterdrücken solle, und daher sei es gekommen, daß die Zeugen jener Zeit nicht gehörig vernommen wären."

Als die Vallet'sche Familie in Verhaft genommen wurde, hatte man weder eine Inventur dessen, was sich im Hause fand, aufgenommen, noch eine sichere Person als Administrator zurückgelassen, ja nicht einmal das Haus verschlossen. Es blieb eilf Tage über leer und offen stehen. Das Gesindel aus der Nachbarschaft wußte die Nachlässigkeit des Richters wohl zu benutzen, und trug fort, was ihm gefiel. Erst nach diesen eilf Tagen fiel es dem Fiscal ein, diese Nachlässigkeit wieder gut zu machen, und er foderte die Gerichte auf, eine gerichtliche Inventur aufzunehmen und dabei nachzusuchen, ob man nicht von den Kleidungsstücken des Ermordeten etwas auffinden könne, was zur vollständigen Ueberführung der halsstarrig leugnenden Bösewichter anleiten würde.

Erst am 16. September ward das verlassene Haus durchsucht, und man fand zwar keine Kleider des ermordeten Sevos, aber Alles, was von Werth war, geplündert. Aus einem großen, hölzernen Kasten war der Boden ausgeschlagen, und die darin befindlich gewesenen Kleider, Wäsche und das Silberzeug gestohlen worden.

Wahrscheinlich hatten in demselben Kasten auch die Kleider des verbrannten Sevos gelegen, und man vernahm deßhalb Joseph Vallet's Schwester, Franziska. Diese gestand auch, sie habe zwei Päckchen von Kleidern und Wäsche, die ihrem Bruder und seiner Familie gehört, in der Scheuer unterm Stroh verborgen, um das wenigstens vor den Dieben zu retten, welche Alles, was im Hause war, fast offen fortgetragen hätten. Fremde Kleidungsstücke seien jedoch nicht im Kasten gewesen. Franziska Vallet mußte die geretteten Päckchen herbeischaffen, aus denen sich aber nichts erweisen ließ, und wurde außerdem in die Unkosten des Verfahrens und in zwölf Livers Strafe verurtheilt.

Indessen gab es viele Leute, welche mit der ganzen Art

des Verfahrens unzufrieden waren. Sie meinten, die Vallet's könnten doch unschuldig, oder minder schuldig seyn, als man sie mache. Der eigentliche Hauptthäter sei aber aller Wahrscheinlichkeit nach der gottlose Antoine Pin, und es sei schändlich und unverzeihlich, daß man diesen in Ruhe lasse. Der Fall hatte schon großes Aufsehen erregt; man sprach davon in Paris, er war bis an den Hof gekommen. Man wollte die Wahrheit wissen, und verordnete eine strenge Untersuchung. Es ward nach Dombes geschrieben und Antoine Pin ward verhaftet und nach Pont d'Ains ins Gefängniß gebracht.

Hier legte der Vagabund gleich beim ersten Verhör ein ganz freimüthiges Geständniß ab, wie man es nur hat erwarten können: Er sagte, er wisse so vollkommen wie nur Einer um den Mord des armen Sevos, und es solle ihn nichts hindern, die ganze, unverfälschte Wahrheit auszusagen: „In der Nacht des 19. Februars 1724, hätten er, Sevos und Joseph Vallet, mit einander in des Letztern Hause getrunken. Sie hätten ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht noch beisammen gesessen, als Sevos, dem der Wein in den Kopf gestiegen, dem Vallet den Vorwurf gemacht, daß er den Antoine Duplex ums Leben gebracht habe. Vallet sei darüber in den heftigsten Zorn gerathen, habe eine auf dem Tische stehende große zinnerne Kanne ergriffen und damit dem Sevos einen Schlag an den Kopf gegeben, daß er sogleich rückwärts niedergestürzt sei und geschrieen habe: „„Ach Barmherzigkeit! nehmt alle mein Geld und schenkt mir nur das Leben."" Aber Vallet habe versetzt: „„Was Barmherzigkeit!"" und nun sei das Schlagen erst recht losgegangen. Vallets Frau habe eine große Feuerschaufel ergriffen, und mit dieser dem liegenden und schon verwundeten Sevos heftige Schläge versetzt. Auch Philipp Vallet habe mit zugeschlagen, bis Sevos endlich unter ihren Händen verschieden sei. Pierre Vallet habe vor der Hausthür Schildwache gestanden, um zu sehen, ob nicht etwa Jemand vorbei ginge.

Als Vallet gemerkt, daß Sevos todt sei, habe er ihn, Pin,

nöthigen wollen, auch mit zuzuschlagen, vermuthlich in der Absicht, daß er nicht wider ihn zeugen solle; allein er habe es schlechterdings nicht gethan. Hierauf hätte Vallet mit den Seinigen den todten Körper angefaßt und in die Ziegelhütte getragen, wo sie ihn unfern des Ofenlochs niedergelegt und mit Holz ganz bedeckt hätten. Hier wäre der Leichnam bis zur heiligen Woche liegen geblieben; dann aber hätten sie ihn wieder hervorgezogen und im Ziegelofen verbrannt. Daß dieß geschehen sei, wisse er daher, weil er sich am Charfreitage in Vallet's Ziegelhütte befunden, einen aus dem Ofen kommenden unausstehlichen Geruch bemerkt und verbrannte Knochen im Ofen gesehen habe. Uebrigens wäre er oft von Joseph Vallet bedroht worden, daß, wenn er nur ein Wort von Sevo's Ermordung über seine Zunge bringen würde, es ihm eben so gehen solle. Zu andern Zeiten hätte Vallet sehr schön mit ihm gethan, ihm Wein im Ueberfluß und Geld dazu gegeben, damit er schweigen solle."

Diese Aussage stimmte in merkwürdiger Weise mit der des Zeugen Baudan überein, und wenn gleich das corpus delicti fehlte, so war doch dessen Nichtdaseyn in der Geschichte des Verbrechens selbst bedingt, indem der Leichnam ja in dem Feuer der Ziegelhütte verbrannt worden, und die Angabe ward durch den notorischen Umstand verstärkt, daß Sevos seit jener Nacht spurlos und ohne alle Ursache verschwunden war und blieb.

Die Vallet's leugneten aber nach wie vor und beriefen sich dabei auf zwei Umstände, welche den Verdacht auf einen Andern werfen und die Unmöglichkeit darthun sollten, daß Sevos auf die angegebene Art umgebracht sei.

Nach ihrer Angabe habe man, am Morgen, nachdem Sevos verschwunden, in seinem Bette, am Kopfkissen, am Betttuch, und auch am Boden der Kammer Spuren von Blut bemerkt. Er sei daher in seinem Bett, also in seinem Hause, ermordet worden. Dieß könne dort Niemand anders, als Antoine Pin gethan haben.

Zweitens aber sei ihr Sohn, Pierre Vallet, der nach

Pins Erzählung so hilfreich beim Morde war, in der Nacht vom 19. Februar gar nicht in der Hütte gewesen. Er habe vielmehr diese Nacht bei einem Schulmeister in Poncin, wo er in Pension war, zugebracht, und dort in einem Bette zwischen zweien seiner Mitschüler geschlafen.

Die Gerichte gingen aber auf diese Erinnerung merkwürdiger Weise gar nicht ein. Sie erklärten, daß Vallet der mehr als dringende Verdacht der Ermordung treffe, indem er durch die direkte Aussage zweier Zeugen überführt sei. Es genüge daher nicht, daß er andere Verdachtsgründe aufstelle, vielmehr sei es an ihm, daß er, um sich zu vereinigen, den vollständigen Beweis führe, daß Antoine Pin allein den Mord vollbracht habe. Das vermochte Joseph Vallet nicht, und der Fiscal Frillet trug darauf an, ihn nach den vorhandenen Beweisen der That für überwiesen zu erklären und ihn, den Vater, mit dem Strange zu bestrafen, die Frau und die Söhne aber, um ihr Geständniß zu erpressen, auf die Folter zu bringen.

Das Gericht von Pint d'Ains erkannte aber am 9. Mai 1725 dahin: „Daß, weil Joseph Vallet, seine Frau und Söhne das, was sie hätten erweisen sollen, nicht erwiesen, sie insgesammt mit der ordentlichen und außerordentlichen Folter zu belegen wären, um dadurch zum Geständniß des Mordes gebracht zu werden."

Mit dieser Sentenz war Frillet nicht zufrieden, weil sie einstweilen dem Ziegelbrenner noch das Leben schenkte. Er, seinerseits, appellirte daher gegen dieselbe an das Parlament zu Dijon. Die Akten wurden dahin geschickt, und die Familie Vallet in das Parlamentsgefängniß abgeführt. Das Volk aus der Gegend begleitete sie mit Schimpfreden und allem erdenklichen Hohn.

Das Parlament von Dijon nahm sich der Sache ernsthafter und mit weniger Voreingenommenheit an. Daß Joseph Vallet und seine Familie bei dem Morde betheiligt seien, war ihm nach den Aussagen der Zeugen und aus mehreren andern Indicien außer Zweifel; aber der Verdacht der Hauptthäterschaft

ruhte, nach Ansicht des Parlaments, auf Antoine Pin, welcher von dem vorigen Richter nur als Zeuge vernommen war. Wider ihn sprach sein notorisch übler Ruf, seine verdächtige Flucht, verschiedene auf seine Sicherheit abzielende Bedingungen, welche er sich beim Eintritt in das Regiment stipuliren lassen, mancherlei Widersprüche in seiner Aussage und diese Aussage selbst, welche ihn wenigstens als einen Mitwisser bei der Mordthat und einen Zuschauer derselben darstellte, der sie nicht verhindert, sondern auch nachher geschwiegen, und dann ohne erheblichen Grund sich auf und davon gemacht hatte.

Es ward eine Confrontation zwischen ihm und Joseph Vallet verordnet. Zwar ergab sich aus derselben nichts Erhebliches, doch traten die gegen Antoine Pin sprechenden Verdachtsgründe in noch mehr Stücken heraus, dergestalt, daß die Untersuchung auch gegen ihn eröffnet und auf die vorläufige Folter erkannt wurde, um aus seinem Munde ein richtiges Bekenntniß über den Mord des Joseph Sevos und eine genaue Anzeige seiner Mitschuldigen zu erhalten.

Antoine Pin saß in einem Kerker mit einem andern Gefangenen, welcher bereits die Folter ausgestanden hatte, ohne zu gestehen. Dieser schilderte ihm die Qualen als nicht so groß, daß man sie nicht mit Anstrengung und Muth überstehen sollte, wo es die Rettung des Lebens gelte. Sein Muth machte ihm Muth. Antoine Pin war gesund und von starkem Körperbau. Er legte sich getrost auf das Qualenbett und blieb unter den Schrauben und Hämmern bei seiner ersten Aussage. Ja er entsann sich unter den Martern noch eines neuen Umstandes: Daß Joseph Vallet ihn mit einem Louisdor bestochen habe, an jenem Tage den Joseph Sevos in sein Haus zu locken.

Vallet und seine Familie schienen nun verloren. Das Zeugniß, welches Antoine Pin unter den Qualen der Folter abgelegt, war um so bedeutsamer, als er sich durch die letzte Angabe selbst einer strafbaren Theilnahme an dem Verbrechen bezüchtigte.

Aber es trat einer jener Fälle ein, die bei gemeinen Verbrechern zwar selten, dennoch vorkommen, und unsern Glauben

an die unmittelbare Einwirkung einer höhern auf das Gemüth des Menschen, auch des verhärtetsten, wo er schwach wird, wieder erheben. Antoine Pin hatte mit frecher Verstocktheit die Qualen der Folter ausgehalten. Kaum aber war er in sein Gefängniß zurückgebracht, als andere, innere Folterqualen sich seiner bemächtigten. Er sah vor sich das Schicksal der Familie Vallet, ein Schauder und eine niegekannte Rührung ergriff ihn, und nachdem ihn die Nachschmerzen der Folter und die Stimme des Gewissens die ganze Nacht durch nicht schlafen gelassen, bat er am Morgen flehentlich, daß eine Gerichtsperson zu ihm ins Gefängniß abgeordnet werde, der er ein freies, vollständiges Bekenntniß ablegen wolle.

Der Referent des Prozesses, Herr de Vormes selbst, begab sich zu ihm, und Antoine Pin wiederrief vor ihm Alles, was er auf der Marterbank ausgesagt, wogegen er Folgendes bekannte:

Sein Leben war eine Reihe wüster verbrecherischer Thaten. Im Mai des Jahres 1722 hatte er ein Mal auf der Straße den jungen Philipp Vallet (vermuthlich von ihm unerkannt) angefallen und ihn seines Geldes und seiner Kleider beraubt. Sevos hatte damals hinter einem Busche diesen Straßenraub mit angesehen; ob aus Zufall oder als stillschweigender Begünstiger, wird nicht gesagt. Später aber hatte Sevos sich mehrmals gegen Pin verlauten lassen, er könne ihn, wenn er wolle, aufs Rad bringen.

Sevos unterließ zwar die Anzeige; Antoine Pin war aber in beständiger Sorge vor diesem Mitwisser, und der Gedanke arbeitete unaufhörlich in ihm, einen für ihn so gefährlichen Menschen bei erster Gelegenheit aus der Welt zu schaffen.

Am 19. Februar 1724 traf er mit ihm in Joseph Vallets Hause zusammen. Sie tranken und schwatzten mit einander. Auch Sevos liebte das Umhertreiben, das Plaudern in Schenken und den Wein.

Nach vier Stunden wechselten sie ihren Aufenthalt. Sevos ging zur Frau Fleury und Pin folgte ihm dahin. Hier tranken sie wieder bis Abends um sieben Uhr. Alsdann gingen

sie in die Dumoulin'sche Schenke, wo sie bis nach Mitternacht tranken. Hier zeigte Sevos in der Trunkenheit prahlerisch einen Beutel mit Silbergeld vor. Er mochte ungefähr vierzig Thaler enthalten. In Antoine Pin stieg nun der Gedanke auf, ihn noch in dieser Nacht umzubringen, um sich des Mitwissers zu entledigen und zugleich einen so hübschen Gewinn zu machen.

In der Absicht begleitete er den Sevos, der schon schwach auf den Füßen seyn mochte, nach seinem Hause zurück. Hier kam ihnen in den Sinn, daß sie zwar viel getrunken, aber nichts gegessen hätten. Sevos war auch sehr bereit, etwas zu essen, hatte aber auch kein Stück Brod zu Hause. Pin ging deßhalb fort, traf einen unfern Wohnenden, Michel Morel, noch wachend, und brachte Brod mit. Zugleich aber hatte er sich in das Haus seines Vaters geschlichen und dort ein kleines Beil geholt. Er hielt es unter seinem Rock versteckt, als er zu Sevos zurückkehrte.

Diesen fand er indessen mehr zum Schlafen als zum Essen aufgelegt. Sevos bat ihn, er möchte die Nacht bei ihm zubringen. Als derselbe nun im Begriff stand, ins Bett zu steigen, gab ihm Antoine Pin mit dem Beile von hinten einen Schlag auf den Kopf. „Ach Gott, ich sterbe!" rief der Getroffene und stürzte nieder ohne noch einen Laut auszustoßen, oder sich weiter zu regen.

Antoine Pin nahm ihm nun sein Geld ab; den noch warmen Körper lud er auf die Schultern und trug ihn in den Stall, wo er ihn mit Mist zudeckte. Da er einsah, daß es für ihn nicht gerathen sei, hier zu bleiben, indem die Entdeckung des Mordes unmittelbar erfolgen dürfte, so entfloh er nach Dombes und ließ sich dort als Soldat anwerben. Indessen that er zuvor, was er in dem Augenblick konnte, um die sichtlichsten Spuren des Mordes zu verwischen. Er rieb und wusch das Blut vom Bette und vom Fußboden fort und streute Kleie darauf.

Seinen eigenen Quersack, der auch mit Blut bespritzt war, vergaß er beim Weggehen. Er bemerkte dieß um deßhalb, weil

er gehört, daß einige Tage später der Castellan von Varembon ins Haus gekommen sei, die Spuren des Blutes gesehen und auch erklärt habe, der Quersack gehöre dem Antoine Pin.

Uebrigens betheuerte er, bei der Ermordung des Sevos ganz allein gewesen zu seyn und weder einen Mithelfer noch Mitwisser zu haben. Die Familie Vallet sei unschuldig wie ein Kind an der Mordthat. Das könne er so gewiß sagen, als er hoffe, von Gott Vergebung für seine Sünden zu erlangen.

Auf die Frage, wie er denn dazu gekommen, die Vallets als Mörder anzugeben, antwortete er: er sei wohl schon, als man ihn nach Pont d'Ains transportirte, entschlossen gewesen, die Wahrheit zu bekennen. Dort habe ihm aber der Stockmeister immer gesagt, die Vallets hätten ja in allen Verhören den Verdacht des Mordes auf ihn zu bringen gesucht; nun solle er es ihnen vergelten und sie als Mörder des Sevos angeben, was sie doch wären, wie alle Welt wisse. Da wäre er dann andern Sinnes geworden.

Zugleich sagte er, der erste Zeuge Vaudan, der durch seine Aussage die Vallets ins Unglück gestürzt, sei ein durchaus schlechter Kerl. Der sei zu Allem fähig, und sein ganzes Zeugniß wäre falsch. Geheimnißvoll warf er dann hin: Vaudan sei durch eine hübsche Summe Geldes dazu erkauft worden, und wenn man ihn nur erst bei den Ohren erfasse, werde man dem ganzen Complott auf die Sprünge kommen.

Bei dieser Aussage blieb Antoine Pin in allen Verhören.

Nach unsern Rechtsbegriffen wäre es nun die erste Aufgabe der Gerichte gewesen, der Wahrheit dieser Aussage weiter nachzuforschen und die Untersuchung mit neuen Kräften aufzunehmen. Das Prinzip des vorläufigen Aufräumens hat aber von je an im französischen Criminalprozeß vorgewaltet. Man wollte mit einzelnen Verbrechern fertig werden, um Raum und Zeit für andere zu gewinnen. Hier hatte man einen vollkommen geständigen Verbrecher, und es war kein vernünftiger Grund vorhanden, an der Wahrheit einer Aussage zu zweifeln, welche ihn selbst auf das Rad brachte. Das Parlament beeilte

sich daher Antoine Pin am 3. Juli zu verurtheilen: daß er an Beinen, Schenkeln und Armen gerädert, und alsdann noch lebend, das Gesicht gegen den Himmel gekehrt, auf das Rad geflochten werden solle.

Antoine Pin bewies sich aufrichtig und standhaft in seiner Buße. Er hatte nur noch eine Bitte, daß man die Vallets zu ihm bringen möge, sein Gewissen dränge ihn, denselben Abbitte zu thun. Es ward ihm gewährt. Die ganze unglückliche Familie erschien in seinem Gefängniß. In tiefster Zerknirschung warf er sich ihnen zu Füßen, umfaßte ihre Kniee, benetzte sie mit seinen Thränen und bat sie tausendmal um Vergebung. Es geschah mit den Zeichen der schmerzhaftesten Reue, so daß man sich von seiner Aufrichtigkeit vollkommen überzeugt hielt, und der ruchlose Bösewicht noch einen gewissen Antheil von Mitleid auf seinem letzten Wege mitnahm.

Er blieb auf diesem Wege standhaft. Auch auf dem Schaffot wiederholte er noch einmal sein Bekenntniß vor dem Parlamentsactuar, und erlitt mit einer musterhaften Geduld seine entsetzliche Strafe. Noch auf dem Rade rief er: „Herr, vergib mir mein falsches Zeugniß. Die Vallets sind unschuldig! Ich bitte flehentlich, daß Antoine Vaudan in Verhaft genommen wird. Er ist ein falscher Zeuge. Da wird man's herausbringen, wer ihm Geld gegeben hat, damit er falsch Zeugniß abstatten sollte." So starb Antoine Pin.

Vaudan wurde verhaftet und in das Parlamentsgefängniß von Dijon gebracht. Dieselben Schauder, welche Antoine Pin vorhin in den Mauern dieses Gefängnisses ergriffen, bemächtigten sich auch des Zeugen Vaudan. Freiwillig bekannte er, daß er gegen die Familie Vallet ein falsches Zeugniß abgelegt, und daß er sich dazu mit Claude Maurice verabredet. Er zeigte die innerste Reue über sein Verbrechen und seine Bosheit, und, wie Antoine Pin, erbat er sich als Gnade, die unschuldige Familie, die er ins Verderben gestürzt, fußfällig um Verzeihung bitten zu dürfen.

Am 5ten October 1725 erging das Urtheil wider ihn:

daß er mit der Aufschrift auf der Brust: falscher Zeuge und Hausdieb, auf den Richtplatz geführt und durch den Strang hingerichtet werden sollte. Er starb, wie das Urtheil es gesprochen. Noch unter dem Galgen betete er für die Familie Vallet.

Hierauf verordnete das Parlament, daß Claude Maurice auf die Folter gebracht werde, um ein Geständniß seiner Missethaten zu erhalten. Die Schmerzen des Marterbettes wirkten auf ihn, wie man nur wünschen konnte. Er bekannte, was man bis dahin nur geahnet und kaum Einer sich selbst deutlich auszusprechen gewagt hatte: Frillet, der königliche Fiscal, sei der Urheber der ganzen, wider die Familie Vallet angesponnenen Cabale. Frillet habe ihm gesagt, man müsse jetzt die Geschichte des Duplex wieder in Bewegung setzen und dreist behaupten, Joseph Vallet habe ihn ermordet. Der damalige Criminalrichter Naves aber sei bestochen worden, um die Untersuchung zu unterdrücken. Um deßwillen habe ihn Frillet aufgefordert, jetzt das gerade Gegentheil von dem zu behaupten, was er im Jahre 1705 ausgesagt. Anfänglich habe er sich gegen diese Zumuthung gesträubt, aber Frillet habe ihn gar zu listig überredet und gar nicht in Ruhe gelassen u. s. w.

Maurice wurde zum Strange verurtheilt, gegen den bisherigen königlichen Fiscal Frillet aber sofort der Verhaftsbefehl erlassen. Dieser hatte aber Wind von der Sache erhalten und sich hinüber in das Savoyen'sche geflüchtet.

Die Sache, für die schon drei Opfer gefallen, schien damit zu ruhen. Die Vallet's waren wieder nach so viel traurig Erlebtem, im Besitz ihrer Ziegelhütte und gingen ihrem Geschäfte nach. In der Grafschaft athmete man freier auf, seit der sehr gefürchtete Fiscal Frillet fort war, und die Sache mochte in Vergessenheit gerathen.

Da kam einst, nach mehren Jahren, Joseph Vallets Sohn, der junge Pierre Vallet, in die Stadt Bourg. Hier begegnete er auf dem Markte einem Manne, vor dessen Anblick er zurückfuhr wie vor der Erscheinung eines Gespenstes. Er nahm sich

zusammen und sah ihn fester an; aber je fester er sah, um so unsicherer wurde er. Wie eingewurzelt in den Boden, mit aufgerissenen Augen und den Mund halb geöffnet, stand Pierre, und verrieth in Mienen und Geberden Staunen und Entsetzen.

Der Mann, dessen Anblick ihm diese Schrecken einjagte, verschwand aber nicht wie ein Luftgebilde, noch entfloh er vor dem jungen Menschen, in dessen Blicken nichts sonderlich freundliches sich abspiegelte; vielmehr ging er lächelnd nach einer Weile auf ihn los und reichte ihm die Hand. Eine wohlbekannte Stimme sprach: „Erschrick nur nicht. Ich bin der leibhafte Joseph Sevos; aber ich bitte Dich, mache mir keinen Verdruß.“

Es kostete einige Zeit, bis der junge Pierre Vallet sich sammeln und zur Besinnung kommen konnte. Und mit der Besinnung erwachten immer wieder neue Zweifel, ob denn möglich, daß ein Mensch noch leben könne, der von Antoine Pin ermordet worden, dessen Ermordung dieser Pin selbst eingestanden, und für die er, bußfertig, auf dem Rade gebüßt hatte. Der Mann mit den unverkennbaren Zügen des Joseph Sevos blieb aber eine Wirklichkeit, und seine Reden ließen keine Täuschung mehr zu. Noch mehre Leute aus Pierre Vallet's Geburtsort, welche zufällig zugegen waren, ja darunter Verwandte von ihm, erkannten ihn mit dem höchsten Erstaunen wieder.

Sobald Pierre Vallet sich davon überzeugt hatte, daß er es mit keinem Geiste eines Abgeschiedenen, sondern mit einem wahrhaftigen Menschen zu thun habe, faßte er ihn kräftig beim Arme und nöthigte ihn, alles Widerstrebens ungeachtet, mit ihm vor den Richter des Orts zu treten, bei dem er darauf bestand, daß er den Sevos und zur Sicherheit ihn selbst auch gefangen setze, bis ein Befehl des Parlaments eingegangen sei.

Auf Antrag Joseph Vallets, des Vaters, erging nun, am 4. Januar 1730, ein Parlamentsbefehl an den Criminal-Lieutenant zu Bourg, den Joseph Sevos über seine Identität und die Gründe zu vernehmen, weßhalb er so lange vom Hause fort-

geblieben sei und sich so lange versteckt gehalten habe. Sevos antwortete ausweichend und zurückhaltend, auch verwickelte er sich in Widersprüche. Das Parlament vermuthete, daß auch hier eine geheime Bosheit, oder gar ein Verbrechen verborgen sei, und ließ, um selbst mit ihm das Verhör vorzunehmen, die Gefangenen nach Dijon in sein Gefängniß bringen.

Auch hier blieb Sevos zurückhaltend. Erst als man ihm drohte, mit strengeren Mitteln seine Zunge zu lösen, kam er mit der Sprache heraus. Seine Erzählung stimmte bis auf einen gewissen Zeitpunkt fast wörtlich mit der des hingerichteten Antoine Pin und bekräftigte also die Wahrhaftigkeit des bußfertig gestorbenen Sünders.

Er, Sevos, hatte mit Antoine Pin den ganzen 19. Februar 1724 mit liederlichem Trinken in den Schenken verbracht. Pin war endlich, spät in der Nacht, mit ihm in sein Haus gekommen, um dort zu schlafen. In dem Augenblick aber, wo er (Sevos) ins Bett steigen wollte, hatte er einen Schlag von hinten auf den Kopf erhalten. „Mein Gott, ich sterbe!" waren seine letzten Worte gewesen, als er betäubt niedersank. Als er sich nicht regte, mußte der Mörder ihn für todt halten. Pin beraubte ihn nun der vierzig Thaler, die er bei sich trug und schleppte ihn in den Stall. Sevos kam bald wieder zum Bewußtseyn. Als er merkte, daß Pin das Haus verlassen hatte, verschloß er eiligst die Thüre, aus Furcht, noch einmal ermordet zu werden. Die Wunde am Kopfe blutete stark, schien aber nicht gefährlich. Er hielt sie während der noch übrigen Nacht mit altem Zeuge und seinen beiden Händen zu, um das Blut zu stillen, und verband sie, so gut er konnte, als der Tag graute.

Antoine Pin hatte physisch den Sevos todtschlagen wollen, aber es nicht ausgeführt; dagegen hatte er ihn moralisch vollkommen umgebracht. Seiner hatte sich vor dem furchtbaren Menschen ein solcher Schrecken bemächtigt, daß er sich den ganzen folgenden Tag über nicht getraute, aus dem Hause zu gehen. Der Erschlagene fürchtete sich noch immer vor dem

Mörder. Ja, er blieb zwei ganze Tage in seinem Hause eingeschlossen und gab kein Lebenszeichen von sich.

Erst am dritten Tage schlich er sich in der Morgendämmerung zum königlichen Fiscal Frillet nach Varembon und zeigte ihm den Vorfall mit allen seinen Umständen an. Frillet hörte ihm aufmerksam zu, sann darauf einige Augenblicke nach und sagte ihm: „Was kannst Du dem Pin anhaben? Er ist ein Bösewicht, der nichts zu verlieren hat und daher Alles wagen kann. Wenn er erfährt, daß Du noch lebst und ihn gerichtlich verfolgen willst, so stellt er Dir heimlich nach und bringt Dich um, wo ihm gerade der Ort gelegen scheint. Wenn ich Dir rathen sollte als Freund, so mache keinen Lärm von der Sache. Laß Dich vielmehr von keinem Menschen sehen; sondern stiehl Dich fort von hier, so weit Dich Deine Füße tragen.“

Sevos hatte genug an dem ein Mal ermordet seyn, und eine unheimliche Scheu vor dem Gedanken, daß es wiederholt werden könne. Alles was der kluge, beredte und mächtige Herr Frillet ihm sagte, hatte Hand und Fuß. Antoine Pin war ein so verwegener Bösewicht, daß sich Niemand denselben gern zum Feinde machte, und selbst die Justiz sich ungern mit ihm befaßte. Ein Messer konnte ihm beim nächsten einsamen Nachhausewege entgegenblitzen, und die Gerechtigkeit, die kaum zu Hause war, wenn man sie in ihrer Wohnung aufsuchte, streckte dem Angegriffenen, wie er sah, nicht von selbst den Arm entgegen. Kurz, Sevos entschloß sich, den Mord zu vollenden, den Pin angefangen hatte, und sich bürgerlich todt zu machen, indem er schnell und heimlich in die Fremde entwich und sich dort umhertrieb, bis der Zufall ihn endlich wieder nach dem Städtchen Bourg führte, wo Pierre Vallet ihn faßte.

Bei dieser Aussage blieb er in allen Verhören stehen. Dennoch schien es, als laste noch mehr auf seiner Brust, was indeß der Richter nicht aus ihm herauszubringen vermochte. Die Vermuthung war nämlich sehr stark dafür, daß Frillet einen Mann, der sich so schwach gezeigt, daß er aus Einschüchte-

rung seine Existenz aufgab, auch noch weiter zu seinem Werkzeuge gebraucht habe, und daß Sevos wahrscheinlich für eine ihm ausgesetzte Belohnung die Stelle des Todten gespielt hatte. Daß er Letzteres nicht eingestehen wollte, hatte seinen natürlichen Grund in der Furcht, als Theilnehmer an einem Complott bestraft zu werden; mehr vielleicht noch in der Angst vor dem einflußreichen Fiscal, eine Angst, welche wie die Folge zeigte, nicht so ganz ohne Berechnung war.

Inzwischen war die Nachricht kaum verbreitet, daß Joseph Sevos noch lebe und in Verhaft nach Dijon gebracht worden, als Frillet aus seinem Versteck in Savoyen zurückkehrte, sich öffentlich zeigte, über himmelschreiendes Unrecht und schändliche Cabale klagte, und beim königlichen Conseil eine umständliche Klagschrift wider das Parlament von Dijon einreichte, worin er dasselbe eines unüberlegten, ungerechten Verfahrens beschuldigte, da es einen Mann als Mörder habe rädern lassen, obgleich der Ermordete noch lebe. Zugleich gründete er auf dieß unverzeihliche Benehmen die Rechtfertigung für sein eigenes Verfahren und erschöpfte sich in listigen Wendungen, um seine Unschuld, gegenüber der augenfälligen Schuld des Parlaments, ins Licht zu stellen.

Auch in Paris war Frillet nicht ohne Einfluß. Das Conseil ließ dem Parlamente die Acten abfodern. Aber die Beweise von Frillets schandvollem und verbrecherischem Benehmen waren allzu überzeugend. Durch ein Schreiben vom 30. Mai 1730 ward dem Parlamente von Dijon abermals die strenge Untersuchung gegen den Fiscal übertragen.

Er wurde, während er schon auf die nachgesuchte Abolition mit Sicherheit hoffte, verhaftet, aufs schärfste verhört und mit den noch lebenden Zeugen confrontirt. Noch mehre Gehülfen seiner Cabalen wurden bei diesem Verfahren entdeckt, als Cothien, Castellan zu Varembon, der Richter Flechon und Bardot Bardolet, ein Bedienter des Herrn von Varembon. Die beiden Ersteren flüchteten sich, der Letztere wurde arretirt. Auch ein Gerichtsdiener Seyzeriet, der die falschen Zeugen abgerich-

tet hatte, wurde in Verhaft und zur Untersuchung gezogen. Während der Untersuchung starb Joseph Sevos im Gefängniß; dem allgemeinen Dafürhalten nach sehr zum Vortheile Frillets, da er möglicher Weise noch mehr zu seinen Ungunsten hätte bekennen dürfen.

Dem ungeachtet fällte das Parlament am 7. August 1730 dahin ein Urtheil: daß Frillet, als vollkommen überwiesen, nur aus Haß die Anklage gegen Joseph Vallet und dessen Familie, wegen eines angeblich an Duplex und Sevos verübten Mordes veranlaßt und wider besseres Wissen weiter geführt zu haben, mit dem Strange hinzurichten und sein Vermögen einzuziehen sei, nach Abzug von 8000 Livres, die als Entschädigung und Schmerzensgeld der Familie Vallet zugesprochen wurden.

Neun Stunden, von sieben Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, hatte das Parlament versammelt gesessen, bis dieses Urtheil zu Stande kam. Ganz Dijon war an dem Tage in Bewegung. Jedermann erwartete mit Spannung den Ausgang. Jeder hoffte, daß das Urtheil die Gegend von einem verkappten Ungeheuer befreien und es ein warnendes Beispiel seyn werde, um viele andere kleine Tyrannen, die ihre Amtsmacht zur Unterdrückung ihrer Untergebenen mißbrauchten, abzuschrecken. Als der Spruch bekannt wurde, der auf den Tod lautete, schien Jedermann freien Athem zu schöpfen. Der Weg vom Gefängnisse bis zum Richtplatze war mit Menschen bedeckt, alle Fenster waren besetzt. Alles schien mit Sehnsucht die Todesstrafe eines solchen schwarzen Verbrechers zu erwarten.

Ihre Erwartung wurde getäuscht. Frillet's Einfluß erstreckte sich nicht allein auf die Mächtigen in seiner Provinz, er mußte auch Fäden und Kanäle gefunden haben, die bis an den Thron reichten. Wider Aller Erwarten erschien plötzlich der Generalprocurator im Parlamente und überreichte dem ersten Präsidenten de la Merre einen Brief vom königlichen Kanzler des Inhalts: Seine Majestät hätten sich Frillet's Sache speciell vortragen lassen, und darauf befohlen, daß, wenn das Urtheil ihm eine Lebensstrafe zuerkenne, mit der Vollziehung, bis auf weiteren Befehl, Anstand genommen werden solle.

Gegen die Form dieses Befehles war Mancherlei einzuwenden. Er war weder direkt an das Parlament gerichtet, noch von einem Staatssecretär contrasignirt; er hatte also formell nicht die Gültigkeit eines unmittelbaren königlichen Befehls. Das Parlament war zweifelhaft, ob es demselben zu gehorchen habe; doch entschied sich die Mehrzahl der Stimmen dahin, daß man aus Ehrfurcht gegen die Willensmeinung des Königs, über die Form weggehen dürfe.

Frillet ward nicht hingerichtet. Das Publikum war sehr unzufrieden. Es wagte aber kaum, diese Unzufriedenheit zu äußern; denn wenn ein solcher Justizmörder durch Gunst den Händen der strafenden Gerechtigkeit entzogen wurde, wer sollte sich dann noch sicher fühlen?

Der Verbrecher erhielt in demselben Augenblick die Nachricht von seiner Verurtheilung und vom Aufschub seiner Strafe. Er faltete die Hände und antwortete, wie er gewohnt war, mit einem frommen Spruche: „Darüber freue ich mich, was Ihr mir meldet; ich werde eingehen in das Haus des Herrn!"

Das umgeänderte, nunmehr königliche Urtheil hieß ihn nicht in das Haus des Herrn, sondern in die Verbannung gehen. Er ward, statt zum Tode, zu einer zehnjährigen Landesverweisung verurtheilt; doch sollte er die der Familie Vallet zuerkannte Strafe zahlen. Ein anderer Richter stieß auch das königliche Urtheil um. Im Augenblicke, wo er aus dem Gefängnisse entlassen werden sollte, um über die Grenze gewiesen zu werden, starb er eines plötzlichen Todes.

Von seinen untergeordneten Helfershelfern wurden Einige zum Strange, Andere zur Galeere verurtheilt. Ihre Verbindungen reichten nicht bis zum Throne; sie mußten ihre volle Strafe abbüßen.

3. Nickel List und seine Gesellen.

Im letzten Decenium des siebzehnten Jahrhunderts wurden in verschiedenen Gegenden Deutschlands, von Hamburg bis

herauf in das Baireuthische, so viele große Diebstähle und Einbrüche verübt, daß sich um so mehr ein allgemeiner Schrecken der Menschen bemächtigte, als die meisten mit einer Fertigkeit und Heimlichkeit ausgeführt wurden, die alle Vorsichtsmaßregeln zu Schanden machten. Die Diebe waren in die allerfestesten Gewölbe und in mit den stärksten eisernen Riegeln und Stangen verwahrte Keller gedrungen; sowohl in Privathäuser, als in Kirchen und Gotteshäuser. Die Zahl der Letztern, die auf diese Weise um ihr Aerar, ihre Kirchengeräthe und die darin verwahrten Armenstöcke gekommen, war unverhältnißmäßig groß. Auch der Umstand, daß bei diesen zahllosen Einbrüchen, die nur mit Beihilfe vieler Thäter und mit vieler Arbeit und Geräusch begangen seyn konnten, die Entdeckung immer erst einige Zeit nachher erfolgte und keiner der Räuber beim Einbruch betroffen worden, mußte zu jener Zeit die Furcht vor einer unheimlichen Macht erregen, der Niemand mit gewöhnlichen Kräften widerstehen könne. Während es daher zur großen Wahrscheinlichkeit erhoben wurde, daß eine ganze Bande von Bösewichtern sich zusammengerottet, um diese bedeutenden Diebstähle auszuführen, entstand auch schon der dunkle Glaube, daß Einzelne darunter mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet seien. Das Vorhandenseyn einer solchen Bande stand im Jahre 1698 thatsächlich fest; die Seele derselben war der berüchtigte Nickel List.

Nickel List war der Sohn armer Taglöhner. Geboren 1656 zu Waldenburg, bei Zwickau, im Gebiete der damaligen Reichsfreiherrn von Schönburg-Waldenburg, zeigte er schon früh in der Schule einen fähigen und scharfen Verstand. Der Mangel an allen Mitteln zwang ihn aber, die Studien zu verlassen und in Dienste vornehmer Herrn zu gehen. Er führte sich überall gut auf, ward namentlich an einem gräflichen Hofe ein vorzüglicher Reiter, ging darauf in Kriegsdienste und focht unter den brandenburgischen Truppen und unter der wackeren Reiterschaar, welche, unter dem Prinzen von Homburg, die Schlacht bei Ferbellin entschieden, und damit den preußischen Kriegsruhm begründeten.

Später machte er die Feldzüge im Elsaß gegen die Franzosen, in Ungarn gegen die Türken mit, und war bei der blutigen Belagerung der Stadt Ofen. Mit Muth und Klugheit begabt, zeichnete er sich überall vortheilhaft aus. Endlich des Krieges müde, verheirathete er sich, ließ sich zu Ramsdorf häuslich nieder und trieb die Schankwirthschaft. Hier erwachte in ihm wieder die alte Liebe zu den Wissenschaften. Er studirte mit Eifer den Theophrastus Paracelsus und andere Bücher über die Chemie, sammelte Recepte und erwarb sich wirklich einige Kenntniß von Krankheiten und ihrer Heilung. Auch prakticirte er hie und da bei Freunden, die ihn mit dem Doctortitel beehrten. Aber der Betrieb der Schankwirthschaft wurde sein Verderben. Er konnte nicht lauter ehrliche Leute beherbergen und machte die verführerische Bekanntschaft verschiedener schon berühmter Gaudiebe. Sein Verdienst warf ihm nicht die Kronenthaler und Dukaten ab, mit denen diese spielten. Ein ehemaliger Student aus Oesterreich und ein abgedankter Wachtmeister waren seine Verführer. Sie beredeten ihn zur Theilnahme am Einbruch bei einer Frau von Tettau unweit Plauen, wobei 5000 Thaler gewonnen wurden, und auf seinen Theil 1200 Thaler fielen. Von nun an war er verstrickt und konnte doch seines Geldes nicht froh werden. Ein Anderer, der um diese That gewußt und sie nicht angegeben, forderte seinen Antheil für die Verschwiegenheit. Da er die Andern nicht fassen konnte, hielt er den im Lande angesessenen Schenkwirth für solidarisch verpflichtet. List mußte zahlen; aber wie viel er auch zahlte, er konnte die Wissenschaft der schlimmen Gesellen und seine Schuld nicht zurückkaufen. Sie überfielen, als er fort war, sein Haus zu Sieben und lagerten sich als Executoren sieben Tage ein. Sein Weib mußte alles geben, was im Keller und Kammer war, viel Geld dem eigentlichen Gläubiger und Gebühren den andern Executoren. Es scheint auch nicht, daß sie als eine andere Penelope wenigstens das Einzige für sich behielt, was diese für ihren Gatten aufbewahrte. Zum zweiten Male ward sein Haus Nachts überfallen; dießmal

waren darunter der Student aus Oesterreich, und Lists späterer Gesell, der schreckliche Christian Müller. Schon damals galt List für einen ganz besonderen Mann, denn Christian Müller lud beim Hintritt zur Einlagerung in seine Pistolen einen silbernen Knopf, weil es verlautete, daß List und seine Leute fest seien.

Sie nahmen ihm bei diesem zweiten Besuch mehrere hundert Thaler und seine Pferde, seiner Frau Kleider und die türkischen Münzen, die er aus Ungarn als werthvolle Reliquien seiner Kriegsdienste mitgebracht hatte. List, voll Verdruß über diese Plackereien, verließ Ramsdorf und kaufte mit dem Wenigen, was ihm geblieben war, das Wirthshaus zu Beutha, im Hartensteinischen, um zu versuchen ob er hier endlich Ruhe finde. Aber die Gaudiebe fanden ihn auch hier auf, und was schlimmer war, seine Frau hatte durch die oftmaligen Einlagerungen der fremden Gesellen Geschmack an ihnen gefunden. Sie brachte ihm durch ihr üppiges Leben noch den Rest seines Vermögens durch.

Da faßte er in der Verzweiflung einen raschen Entschluß: um sich vor den Dieben zu retten, ging er unter die Diebe. Er war ein willkommener Recrut, ein Mann von Ruf, von Klugheit und bewährter Tapferkeit, der schon als Dilettant mit dem Brecheisen im Keller der Frau von Tettau sein Probestück abgelegt hatte; also erschwerte man ihm nicht die Aufnahme, und bald that er sich unter den Ersten hervor durch den Scharfsinn seiner Plane und die große Geschicklichkeit, Schnelle und den Muth in der Ausführung. Namentlich lernte er bei den Juden, die zur Verbindung gehörten, die Kunst, Schlüssel in Wachs abzudrücken und sie später auszufeilen; bald übertraf er seine Meister. Weil man nicht immer einem Schmied die Arbeit anvertrauen durfte, mußte er auch das Löthen erlernen. Er erfand dazu einen eigenen Handgriff, und führte stets eine kleine Maschine und einen Blasbalg bei sich, die er in den Wirthshäusern in der verschlossenen Stube gebrauchte. So hoch schätzte er dieses Kunststück, daß er später auch seinen vertrautesten

Freund und Diener nicht zusehen ließ, wenn er in der Arbeit war. In der Kunst Vorhängschlösser jeder Art in Geschwindigkeit und fast ohne alle Instrumente zu öffnen, leistete er Dinge, die in jenen Zeiten ihm den Ruf eines Zauberers verschaffen mußten.

In seiner neuen Eigenschaft zog er zuerst unter dem Titel eines Pferdehändlers im Lande umher. Seinen ersten, größern Einbruch — dießmal nur durch Einsteigen in ein Fenster — verübte er 1694 im November auf dem Schlosse des Reichshofraths Freiherrn von Meusebach zwischen Gera und Schleiz. Die Namen seiner damaligen Conplicen verschwinden vor den berühmten Namen der spätern. Sein Antheil waren acht Pfund Silber, die er à Pfund 13 Thaler an die Juden verkaufte. Aber sein Name, als Gaudieb und Räuber, wurde bald berühmt, seine Schenke zu Beutha ward zum Diebesnest.

Die schönburgischen Gerichte beschlossen, sich des gefährlichen Mannes zu versichern. Um Ostern 1696 rückte der Landrichter mit 22 Mann vor das Wirthshaus zu Beutha. Nickel war kaum aus dem Schlafe nach einer völlerischen mit seinen Kumpanen durchschwärmten Nacht aufgewacht, als er die drohende Gefahr, und an ihrer Spitze den ihm verhaßten Landrichter in sein Haus dringen sieht. Noch wüst und verstört reißt er die Pistolen von der Wand. Der Landschöppe zu Hartenstein, Christian Kneuffler sieht seinen Vorsatz, er will ihm in den Arm greifen, es zu verhindern, aber dabei geht die Pistole los und die Kugel ihm tödtlich durch den Leib. Nickel ergriff nun die andere Pistole und wollte, bloß um die Andern zu schrecken, ins Blinde hinausschießen. Eine zweite, nicht vorhergesehene Wirkung, auch die Kugel dieser zweiten Pistole fährt einem Unschuldigen, dem Hofschlächter Gottfried Locardt, durch den Hals.

Nachdem die Arrestation zwei blutige Opfer gekostet hatte, ohne daß 22 Mann einen Einzigen aus dem Schlafe erwachenden in ihre Gewalt bekommen, ergriffen die übrigen 20, von panischem Schrecken gejagt, mit Bequemlichkeit die Flucht, und — Nickel List konnte nun auch fliehen. Die Umwohner von Beutha,

die er vielleicht, der Diebsmaxime entgegen, nicht geschont hatte, stürmten auf sein verlassenes Haus los, brachen es ab und machten es der Erde gleich, um durch nichts mehr an den verruchten Räuber erinnert zu werden.

Er selbst, von nun an unstät und flüchtig, hatte seine Heimath nur noch in fremden Herbergen unter fremdem Namen. Er war durchaus auf den Erwerb durch Raub und Diebstahl angewiesen; aber der Volksglaube, der schon dem ehemaligen Kriegsmann galt, ging nun auch auf alle seine Genossen über, daß er eisenhart und kugelfest sei.

Nickel trieb jetzt meist um Leipzig sein Wesen, wo die jährlichen Messen reiche Nahrung boten. Sein Hauptquartier schlug er in der Regel in der berüchtigten Herberge zu Stedten, an der Grenze des Weimarischen auf, wo er den Wirthssohn Hans Ernst Bittelstedt verführt und zur Bande angeworben hatte. Unter dieser finden wir als Hauptheldeu den Christian Müller, den kleinen und großen Leopold, den langen Hans, den Kesselpeter, den Gottfried Müller aus Dresden, den Hahntoffel, den Hirtentoffel, Schilling, den Corporal Barthel, den (Cornet) Lorenz Schön und Andere. Alle scheinen beritten gewesen zu seyn, aber nicht zu Straßenanfällen, sondern zu nächtlichen Einbrüchen. Pistole, Messer und Degen an ihrer Seite war immer bereit zur Nothwehr, aber selten oder nie zum Angriff. Dazu diente das Brecheisen, welches in Nickels Hand unwiderstehlich war. Die Pferde dienten, um die Bande in nächtlicher Weile schnell nach dem einsamen Hofe zu bringen oder an die alte Mauer, wo sie unter guter Obacht blieben, bis sie, nach vollbrachter That, zum schleunigen Rückzuge dienten. Zuweilen ward auch ein Leiterwagen mitgebracht, wenn schwereres und umfangreicheres Gepäck aufzuladen war. Denn immer wurden diese Einbrüche mit gutem Vorbedacht und erst nach genauen Erkundigungen, ob es sich auch lohne, und nachdem die ganze Gelegenheit erspäht und wo möglich die Schlüssel in Wachs abgedrückt waren, ausgeführt.

Selten geschah etwas als ein augenblickliches Wagstück. Vielmehr trat Einer oder der Andere als sogenannter Angeber auf, d. h. er zeigte den Verbundenen an, daß da und dort etwas liege, was sich der Mühe großer Vorbereitungen lohne. In der Regel schlich sich alsdann ein Mitglied der Bande in's Haus als Häustrer, Gast oder heimlich über oder unter der Mauer, um den Schlüssel der Thüre in Wachs abzudrücken. Nach der Probe wurden Nachschlüssel gearbeitet, eine Arbeit, über die oft mehrere Wochen vergingen. Wenn Thüren und Gewölbe erbrochen waren und der Schatz in den Händen der Räuber, wurde Alles fortgeschleppt, was man der Mühe für werth hielt. Ließ sich nicht Alles in einer Nacht fortbringen, so kam man in der nächsten wieder, nachdem man alle Spuren entfernt hatte, welche die erste Anwesenheit verrathen konnten. Die geräuschlose Art, mit der viele dieser Einbrüche ausgeführt wurden, gab dem Glauben, daß List mit übernatürlichen Kräften begabt sei, immer mehr Nahrung. So brach er in Arnstadt durch die Mauern in eines Krämers Haus und öffnete mit einem Brecheisen die Geldkasten, ohne daß der Krämer und seine Frau, die dicht am Gewölbe schliefen, ein Nachtlicht brennen und sonst keinen festen Schlaf hatten, etwas davon hörten. Die Leiterwände des mitgebrachten Wagens wurden gebraucht, um über die Stadtmauern oder in die Fenster zu klettern. Getheilt wurde erst in der nächsten sicheren Schenke, und wie die Raben und Krähen über der Theilung des Wildes nach altem Jagdrecht umherflattern, um ihren Antheil zu erhalten, so fanden sich hier jedesmal auch sogleich die Juden ein, nur daß sie nicht wie jene mit dem Wegwurf sich begnügten, sondern durch den Ankauf der Pretiosen um geringe Preise den besten Theil der Beute für sich schluckten.

In der Regel war die Vorausberechnung so geschickt, daß man nur mit Luft und Mauern zu kämpfen hatte. Wenn später auch Gewalt gegen Personen hinzukam, so waren dieß nur Ausnahmsfälle; sie zeigen aber, mit welcher Entschlossenheit die Gesellen zu Werke gingen, und sich dabei nicht so leicht abbrin-

gen ließen. In einer Nacht vor dem Christfest 1696 brachen Nickel List und Etliche in die Pfarre zu Schlettau bei Halle. Mit Degen, Pistolen und Brecheisen drangen sie in des Pfarrers Schlafgemach. Während List die Kasten aufbrach, hielten die Andern den Pfarrer, seine Frau und die Magd in ihren Betten: Trotz der Drohung, man werde ihren Mann hängen, schrie die Pfarrersfrau aus allen Kräften und zwei vorübergehende Bauern liefen, um Lärm zu machen, ins Dorf. Andreas Luci, der Drachenstüber genannt, einer der gefährlichsten Diebe, welcher draußen bei den Pferden Wache hielt, meldete es sogleich. Aber die Beute war zu lockend. Erst als der Drachenstüber zum andern Male hineinschrie: „Die Bauern kommen!" ergriff man die Flucht. Einer der Gesellen gab auf die Angreifenden Feuer, was diese zerstreute, und sie ritten mit der vollen Beute bis in die Gegend von Eckartsberge, wo sie noch in derselben Nacht diese theilten.

In einer andern Nacht, als sie zu einem Abenteuer im Magdeburgischen ausgeritten waren, wurden sie auf der Streu in der Schenke vom Voigt und einigen Bauern angehalten. Es war außer Nickel List, Lorenz Schöne (der Cornet), der kleine Leopold, Gottfried Müller von Dresden und der Drachenstüber. Sich ergeben war nicht ihre Sache. Munter geworden unter den Schlägen der Bauern, setzten sie sich zur Wehr; ein blutiges Gefecht entspann sich beim Scheine der Laterne. Von drei Schüssen fiel der Voigt, und die Mehrzahl der Räuber erreichte ihre Pferde. Nur der Drachenstüber war aus Angst unter den Tisch gekrochen, aber auch er entkam, wenn gleich ohne Hosen. Bei der Flucht commandirte Nickel, sie sollten zugleich auf den Angriff bedacht seyn, da dieß, besonders gegen Bauern, der sicherste Rückzug wäre.

Im August 1697, als Nickel in der erwähnten Diebsherberge zu Stedten von seinen Thaten ausruhte, traf er daselbst einen schönen jungen Menschen, der, um eines Todtschlags willen flüchtig, auf der Flucht seinen Fuß verrenkt hatte, und sich hier in der vertrauten Stille curiren ließ. Es war An-

dreas Schwarz, aus Weimar. Mit seinem richtigen Blick erkannte er in ihm den Mann, den er brauchte, vielleicht auch den, den er lieben konnte. Andreas, ein Jüngling von rühriger Thätigkeit und Löwenmuthe, ward unter dem Namen Moriz Richter sein Diener, Jäger und unzertrennlicher Begleiter und Freund. Ein genauer Contract wurde stipulirt. Andreas, ein freies Mitglied der Bande, trat nur für seine Person in Nickel's Dienste, und für die glänzende Jägerlivree, gute Kost und den Unterhalt seines Pferdes cedirte er seinem Herrn die jedesmalige Hälfte seines Beuteantheils. Von jetzt an bildete er sich einen herrschaftlichen Hausstaat und nannte sich Johann Rudolph von der Mosel.

Auch zwei Leipziger Studenten, Brückner und Melsius, fanden sich zur Bande. Sie schienen es aber nicht weit gebracht zu haben und ihre Namen verschwinden wieder. Ihr Rath, beim Professor Pfautz Haussuchung zu halten, bewährte sich nicht. Obwohl Nickel List sich dazu bequemte, mit den Studenten ein Collegium des Professors zu hören, fand man außer Briefen und Scripturen so wenig, daß es sich ungewöhnlichen Anstrengungen nicht verlohnte. Besser war ihr Rath, bei einem Herrn Fleischer in Leipzig einzubrechen, wo Erkleckliches gewonnen wurde; noch mehr bei einem Einbruch, den gleichfalls beide Studenten angegeben, in der Paulinerkirche daselbst. Die darauf verwandten Unkosten waren aber so groß, daß auf jeden Theilnehmer nur 20 Thaler kamen. Melsius ging auch für die Bande bei den Predigern auf dem Lande umher, um die Gelegenheit auszuforschen; doch hatten die darauf folgenden Einbrüche nur geringe Resultate.

Der Einbruch in den Dom von Naumburg brachte verhältnißmäßig auch nicht genug, um seinen neuen Stand aufrecht zu erhalten; reichere Ausbeute lieferte ein sehr berühmter Einbruch auf dem Gute des Herrn von Minckwitz. Lindenau, wo, nach Abzug von 300 Thalern für den Angeber (zwei Wirthe und ein Müller aus der Gegend!), jeder Theilnehmer 800 Tha-

ler erhielt. Jetzt aber bereitete sich seine glänzende Thätigkeit im nördlichen Deutschland vor.

Sein Ruf, besonders Schlüssel anzufertigen und die künstlichsten Schlösser zu öffnen, war weit durch das ganze Deutschland verbreitet. Juden in Hamburg hatten durch einen getauften Juden, den nachmaligen Stadtsoldaten Vinzenz, ermittelt, daß in das Domgewölbe ein ungeheurer Schatz, eine Tonne Goldes werth, getragen worden. Vergebens hatten sie schon zwei Jahre ihre eigene Kunst versucht; ihre Schlüssel reichten nicht aus, um die Thüren zu eröffnen. Auch der berüchtigte Christian Müller, der früher selbst den Nickel List gebrandschatzt, war von ihnen dazu berufen worden und hatte es nicht zu Stande gebracht. Sie wandten sich daher an den berühmten Nickel List nach Süddeutschland, ob er sich dem Unternehmen unterziehen und es dirigiren wolle? Nickel List stand keinen Augenblick an, diesem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten. Er schied von seinen andern Genossen, die er vielleicht nicht für geschickt genug hielt, um in einem fremden Lande mit Vorsicht und Geschick zu operiren, ordnete seine Reiseangelegenheit, nahm 200 Dukaten Reisegeld mit und begab sich, als Herr Heinrich Rudolph von der Mosel, nur von seinem treuen Jäger begleitet, nach Hamburg.

Die Sache dort kam bald in Richtigkeit, und was Andern unmöglich schien, gelang dem Herrn von der Mosel nach einer geringen Anstrengung. Die Compagnie, in deren Auftrag er gekommen, bestand aus den Juden Moses Hoschenack, Schimeku, dem großen und kleinen Leopold und einem Liepmann. Dazu fand sich noch Lorenz Schöne und seine Frau und Gottfried Müller aus Dresden. Leipzig war die große Börse, wo das Unternehmen schon längst unter den Kunstverständigen besprochen war; man darf sich daher nicht wundern, daß auch Freiwillige sich einfanden. Nickel List fragte nicht nach der Möglichkeit, er, der schon oft darin Getäuschte, fragte, ob die That sich lohne? Ernsthaft wurde der Stadtsoldat Vinzenz, der mitgeholfen, die Kostbarkeiten in den Dom zu tra-

gen, auf Schwanke's Saal, dessen Besitzer selbst dabei betheiligt war, nach ihrem Werthe inquirirt. Er setzte seine Ehre und seine Seligkeit ein, daß sie an eine Tonne Goldes werth seien. Durch dieses Zeugniß beruhigt, ging Herr von der Mosel an die Arbeit.

Einige Schlüssel löthete ein Schmied in Altona, andere feilte er selbst mit den Juden aus, und der Einbruch geschah ohne erhebliche Schwierigkeit. Dennoch fand sich Nickel List getäuscht. Der Goldeswerth alles Geraubten, Tages darauf den Juden verkauft, betrug keine Tonne Goldes. Er ging überdieß in neun Theile, und außer 60 Dukaten Reisediäten, die ihm die Compagnie auszahlte, betrug sein Antheil nur 30 Thaler, die 15 Thaler hinzugerechnet, welche er als die Hälfte des Antheils seines Jägers einzog, war also sein ganzer Erwerb nur 45 Thaler! Das verlohnte nicht die Reise nach Hamburg, und die große Versäumniß an Verdienst im südlichen Deutschland. Um sich einigermaßen zu entschädigen, unternahm er in einer nächsten Nacht auf eigene Hand, ohne daß Jemand darum wußte und nur von seinem treuen Andreas begleitet, einen zweiten Einbruch im Dom, gewann aber dabei nur Wäsche und Garderobestücke.

Obgleich die Expedition nach Hamburg noch nicht der Culminationspunkt seines Ruhmes war, war sie doch mit der Grund seines Unterganges. Auf Schwankens Saal hatte er Anna von Sien kennen gelernt und Beide hatten sich von einander angezogen gefunden. Die schöne Frau verließ ihren letzten Galan, den Juden Liepmann, und zog von nun an mit dem Herrn von der Mosel, als dessen Ehegattin, umher. Seine Neigung zu ihr und ihre Ueppigkeit und Verschwendung forderten immer neue Opfer und neue Anstrengungen, Geld zu schaffen. Der nächste bedeutende Einbruch erfolgte im Gewölbe der Katharinenkirche zu Braunschweig. Dort stand in verschiedenen Koffern verschlossen, der äußerst werthvolle Nachlaß der verstorbenen Generalin von Ehmin. Die Fenster des Gewölbes waren mit doppeltem eisernen Gitter versehen und noch

dazu inwendig mit einem eisernen Brete und zweien eisernen Hinterriegeln; die Thür, durch die man ins Gewölbe ging, von dichten eichenen Bretern, in der Mitte, wo das Schloß liegt, war verdoppelt. Das blinde Schloß war mit sechs Reifen, wozu ein Schlüssel, fast eine halbe Elle lang. Auswendig hing noch ein Vorhängeschloß, ein Meisterstück des Schlossers, das nur mit zwei Schlüsseln geöffnet werden konnte. Dieser starken Verwahrung ungeachtet fanden sich eines Morgens von den zehn Koffern acht rein ausgeplündert und zwei waren ganz verschwunden, also von den Dieben fortgetragen. Und doch bemerkte man weder am blinden Schlosse und Vorhängeschloß, noch an der Thür und dem Gitterwerk das geringste Zeichen von Gewalt.

Am meisten Aufsehen jedoch erregte der Raub der sogenannten güldenen Tafel im Kloster St. Michael zu Lüneburg. Es war diese Tafel ein Prachtstück alter Kunst, eine Platte, in der Mitte des Altars angebracht, 7 Fuß 7 Zoll lang und 3 Fuß 8 Zoll hoch, aus arabischem Goldblech, auf welchem in 18 Feldern Bilder aus der heiligen Geschichte künstlich eingetrieben waren. In den stark vergoldeten Fächern ringsum befanden sich die kostbarsten Reliquien, Monstranzen, Kelche, Meßbücher. Sowohl in diesen Gegenständen als im Bilde selbst waren die werthvollsten Edelsteine eingelassen. Die Tafel ward nach mittelalterlicher Art durch zwei Flügelthüren, auf deren innern Seiten gleichfalls auf starkem Goldgrunde 20 Heiligenbilder gemalt und geschnitzt waren, eingeschlossen. Der Ursprung der Tafel war nicht mit historischer Gewißheit zu ermitteln. Die Sage nennt es eine Votivtafel Kaiser Otto's II., der dieß reiche Prachtstück aus dem Golde fertigen ließ, welches er nach einer in Italien gegen die Sarazenen gewonnenen Schlacht den Ungläubigen abgenommen. Andere wollten es erst Heinrich dem Löwen zuschreiben. Wie dem sei, sein Ruf war von Alters her groß. Von allen Seiten strömten die Fremden herbei, um den wunderbaren Schrein sich aufschließen zu lassen, welcher das älteste Kunstdocument des ganzen Her-

zogthums bewahrte. Am Sonntage Esto mihi, den 6. März 1698, waren die Flügel noch geöffnet gewesen und die Andächtigen hatten es von fern hinter dem Eisengitter gesehen. Am Mittwoch, den 9., als der Küster einige Fremde, welche die Tafel sehen wollten, in die Kirche führte, wollte das Schloß der äußern Flügel nicht schließen, und als er es endlich mit Gewalt eröffnete, fiel ihm etwas entgegen. Die inneren Flügel waren zu seinem noch größeren Schreck nicht verschlossen, und als er sie aufriß, fand er die vollkommenste Bestätigung seiner Furcht. Die goldene Tafel war zerstört und so gut wie geraubt. Das Gold war fast ganz abgerissen, die Edelsteine ausgebrochen, besonders ein großer, kostbarer, in Silber gefaßter Onyxstein. Von den Kelchen und Kostbarkeiten in den Fächern fehlte das Meiste.

Die Bestürzung in Lüneburg war unaussprechlich. Die Stadt war ihrer hauptsächlichsten Zierde beraubt, eines Schatzes, an den selbst in den schweren Kriegszeiten nie eine frevlerische Hand sich gewagt. Aber auch abgesehen von dem Werthe und der Heiligkeit des beraubten Schatzes, erregte die Art, wie Diebe es möglich gemacht, in einer wohlgehüteten Stadt in die fest verschlossene Kirche einzubrechen, ohne Entdeckung das schwierige Geschäft zu Ende zu bringen und darauf zu verschwinden, ohne daß man die geringsten Spuren auffinden konnte, allgemeines Entsetzen. Wenn das einem Gotteshause begegnet war, welcher Schutz blieb dem Einzelnen; wenn in Städten mit Wachthäusern und Mauern das geschehen, welches Schloß verwahrte das Eigenthum der Bewohner des flachen Landes? Die Beute war sehr groß, obgleich beim Raube selbst durch die Gier, mit welcher die Räuber Edelsteine, Perlen und Goldblech theils mit den Händen, theils mit Eisen von der Tafel heruntergerissen, viel verloren ging, und der Gewinn überdies durch Prellerei der betheiligten Juden geschmälert wurde.

Nickel List spielte damals den gnädigen Herrn auf eine Weise, daß Niemand auch nur von ferne daran dachte, in seiner Person den gefürchteten Räuber zu vermuthen. Seine

Kleidung — so hatte man ihn in Braunschweig gesehen — strotzte von Silber und Gold, die Ducaten lagen gehäuft auf dem Tische und kostbare Brillanten glänzten an seinem Finger. Seine s. g. Gemahlin hatte eine Kammerfrau, er selbst einen Jäger in prächtiger Livree, einen Cassirer und Kammerdiener.

Wie glänzend übrigens seine Thaten in Niedersachsen auch waren und ihm in der Gaunerwelt unsterblichen Ruhm verschafften, so war dort doch nicht sein Boden. Die vornehme Rolle, die er spielen mußte, kostete einen Aufwand, der mit dem Ertrage in keinem Verhältnisse stand; auch mußte er zu vielen vornehmen und fern stehenden Helfershelfern abgeben, und das Erübrigte den dort sehr gewitzigten Juden zu unverhältnißmäßig geringen Preisen ablassen. Der eigentliche Boden seiner Thätigkeit war Sachsen; hier kannte er Land und Leute, und konnte minder glänzend, aber sicherer auftreten.

Nach jenen brillanten Gastrollen in Niedersachsen, ging er daher über Lübeck, Mecklenburg und Berlin an seine gewohnte Thätigkeit und brach, ohne große Vorbereitungen und ohne zu große Gefahr, mit seinen Vertrauten — als da sind jetzt sein Andreas Schwarz, der kleine Leopold, der kleine Franz, der alte Hahntoffel, der Hornnickel (Hans Krause, später in Hof gehängt), der Schöne, der Fähndrich Schmidt und der Scharfrichter Vieritz (eine neue Figur) — bei Krämern, Gastwirthen, Predigerwittwen nächtlich ein. Aber auch an Kircheneinbruch hatte er seit Hamburg, Braunschweig und Lüneburg Geschmack bekommen. Es wird ihm als das gottloseste Vergehen angerechnet, daß er „seine diebischen Klauen" auch an die Kirche von Waldenburg, seine eigene Heimath legte. Als er in die Kirche von Wunsiedel brach, wurde Hans Krause auf einem alten Thurme in der Nähe als Wächter aufgestellt. Der Diebstahl (in der Nacht vom 14. Juli 1698) gelang und die Räuber erreichten mit ihrer Beute glücklich wieder ihre Pferde und Büsche, aber sie genossen nicht die Früchte ihrer Arbeit. Nickel List's Maß war voll und der Erwerb aus Wunsiedel kam wieder an die beraubte Kirche zurück.

„Länger konnte nun der gerechte Gott," sagt ein Berichterstatter aus jener Zeit, „solchem fast nie erhörten Kirchenräuber und Erzdiebe nicht mehr zusehen. Endlich hatte er seinen Bogen gespannt und zielte, und hatte darauf geleget tödtliche Geschosse. Seine Pfeile waren zugerichtet zum Verderben, mit welchen er den in allen Jahrbüchern mit schwarzer Kohle anzuzeichnenden schwarzen Nickel List mitten in seinem Lauf traf, und anhielt, und ihm gleichsam zurief: Bis hieher sollst Du kommen und nicht weiter."

Als die Genossen von Wunsiedel fortritten, meldete ihnen ein Zuträger, daß, wenn sie bei Hof durchs Wasser könnten, sie auf leichte Weise die Kasse des Markgräflichen Umgeldsadjuncten Schmidt erbrechen könnten. Sie gingen darauf ein und machten sich von Roßbach aus auf den Weg. Es war Nickel List, Hans Buttelstädt, der Hornnickel (Hans Krause), der kleine Leopold und noch Einer. Nickel List ließ das Wasser von Zweien, die er vom Roß steigen und zu Fuß vorausgehen hieß, untersuchen. Sie fanden es nicht gangbar, und machten deßhalb in der nächsten Nacht einen offenen Angriff von der festern Landseite aus. Felsenmauer und Eisengitter waren für Nickels Geschicklichkeit nur schwache Schranken. Sie brachen unentdeckt ein und beraubten mit aller Bequemlichkeit die Kasse und die andern dort aufbewahrten Schätze. Eben so ungehindert schafften sie ihre Beute auf die Rosse und ritten damit nach der neuen Schenke, wo jene sofort getheilt und alle Beutel und Papiere verbrannt wurden, welche zur Entdeckung hätten führen können.

Aber die Natur foderte, nach so langer Kraftanstrengung, ihr Recht. Sie hatten zwei Nächte nicht geschlafen und Nickel legte sich mit Leopold und dem Andern im obern Zimmer auf die Streu; Hornnickel und Buttelstädt warfen sich im gegenüberstehenden Heuboden ins Heu. Noch lagen sie in süßer Ruhe, als des Morgens bewaffnete Reiter an das Hofthor pochten. Sie fragten nach fünf Reitern, welche, mit Päcken hinter sich, gestern Abend hier eingekehrt seyn müßten. Der Wirth läug-

nete anfangs, von solchen Leuten etwas zu wissen, aber als man ihm, die Pistole auf der Brust, die frischen Hufspuren, die nach dem Stalle führten, zeigte, wies er erschrocken nach dem Stalle und dem obern Zimmer. In Stille ward vor jenen eine Kette gelegt. Doch versäumte man, den Wirth selbst sofort festzunehmen. Es gelang ihm, List und seinen beiden Schlafgenossen einen Wink zu geben. Alle Drei sprangen augenblicklich von der Streu auf und schickten sich zur Flucht an. Inzwischen waren den ersten Reitern noch viele Bewaffnete aus Hof gefolgt, unter ihnen der Adjunct Schmidt selbst, welche das ganze Gehöft umzingelten, während die Erstern in das obere Zimmer drangen. Hier entspann sich ein Gefecht, und wären auch Buttelstädt und der Hornnickel hier gewesen, so läßt sich bei der Verwegenheit der Räuber erwarten, daß es ein blutiges und trotz der Uebermacht der Gegner ein zweifelhaftes geworden wäre. Der kleine Leopold und der Andere gaben augenblicklich mit ihren Pistolen Feuer auf die Angreifer und der Adjunct Schmidt hatte, außer dem Unglück, beraubt zu seyn, noch das, durch zwei Kugeln gefährlich getroffen zu werden. Die eine mußte ihm nachher am Rückgrat herausgeschnitten werden, die andere behielt er zeitlebens im Leibe. Eine traurige Zugabe der Bürgerpflicht älterer Zeit, die ihn ehrte und ihm das Recht gab, für sich selbst zu wachen und sich selbst Polizei zu seyn.

In der Verwirrung, welche Schmidt's Fall und die verzweifelte Gegenwehr der Räuber verursachte, gelang es dem kleinen Leopold und dem Andern, zu entfliehen. Sie retteten dabei noch 400 Thaler.

Hier zum ersten Male war es, wo dem immer den Augenblick nutzenden Nickel List seine Besonnenheit verließ, oder war es die Schlaftrunkenheit nach langer Ermüdung, die ihn verwirrte. Statt sich aus dem Fenster oder auf die Angreifer zu stürzen, wollte er zuerst seinen Rock anziehen. Darüber faßten ihn die von Hof. Noch versuchte er, seiner Behendigkeit und Stärke vertrauend, sich ihnen zu entwinden, und hatte schon

seine Waffen wieder in der Hand. Ein Mann, Johann Stempel ergriff ihn noch einmal mit eigener Lebensgefahr. List drückte die Pistole auf ihn los, verwundete ihn an der Hand und schoß ihn mit Pulver in die Augen. Wieder schien er gerettet und feuerte noch verzweifelt auf seine Verfolger, als ein anderer starker Mann, Hans Wolf, mit einem Prügel ihn drei Mal zu Boden schlug, worauf die Andern über ihn herfielen. Aber noch während dieses Balgens auf der Erde, lief die Gerechtigkeit Gefahr, daß ihre lang gesuchte Beute ihr entging. Zwar mußte Nickel List die Hoffnung aufgeben, sowohl zu siegen als zu entfliehen, aber er machte seinen Arm frei und griff in die Brusttasche. Hier führte er beständig mit sich, in der einen ein scharfes Brodmesser, in der andern ein Rasirmessre. Er wollte nach jenem greifen, um sich durch einen Todesstich in den eigenen Hals auf ewig von seinen Verfolgern frei zu machen, griff in die falsche Tasche und faßte nur das zu diesem Zwecke unzulängliche Rasirmesser. Zwar gelang es ihm damit sich einen gefährlichen Schnitt in die Gurgel zu thun aber der Schnitt war nicht tödtlich. Er litt noch lange daran im Gefängniß, indem alle Speise eine Zeit lang aus dem Munde wieder fortging und seine sonst kräftige Sprache in Folge dessen fast sanft und leise ward. Die beiden Cumpane, welche auf dem Heuboden geschlafen, der Hornnickel und Buttelstädt, waren dort ohne großen Widerstand gefangen worden und starben später in Hof unter Henkers Händen.

Nickel List's Name war im Volksglauben dermassen mit einem Nimbus des Wunderbaren umgeben, daß auch die Richter jener Zeit daran zu glauben sich für berechtigt hielten, und darauf mit die Untersuchung richteten. Namentlich glaubte man, daß er bei seinen Einbrüchen, um die Leute im Schlafe zu erhalten, sich gewisser Zauberlichter bedient habe. Man fand in seiner Hose etwas Moos eingenäht nebst einem Zettel, worauf Christi Worte am Kreuz in verdorbenem Latein geschrieben standen: Domine in manus tuii committo spiritus mei. Man hielt dieß für ein Amulett. Er schüttelte lächelnd den Kopf. Dieses

Moos sei von ihm allerdings von den Mauern und Pfählen alter Galgen gepflückt, wo Missethäter verendet, weil, wie ihm glaubhaft versichert worden, solches Moos von diesen Orten, in die Kleider eingenäht, das Ungeziefer abhalte. Aber Zauberei sei nicht dabei; auch wisse er von Zauberdingen nichts.

Hoch und theuer schwor er, daß er sich solcher Mittel nie bedient, weil er nie derselben bedurft. Wunder und Zauberstückchen gehörten nur für Solche, die in der Kunst nur Stümper wären, da geübte und erfahrene Diebe keine andern Zauberlichter hätten, als List, Kunst, Behendigkeit, herzhaften Muth, Behutsamkeit und Erfahrung, welche Dinge ihnen Lichts genug wären.

Aber die Geschichten, wie er sich oft aus Gefahren und Gefangenschaft gerettet, waren so wunderbar, daß man auch den gelehrten Richtern jener Tage einen bescheidenen Zweifel an dem natürlichen Hergang zu Gute halten muß. Einst saß Nickel List an einem Orte in Haft. Er lag in Ketten auf seiner Streu, als der Schließer ihm seine Speise brachte. Krank und erbärmlich seit mehreren Tagen, bat der Gefangene denselben, ihn aufzurichten, damit er die Speise zu sich nehmen könne. Doch im Augenblick, wo der Schließer herantritt, öffnet sich der Boden unter ihm, und er stürzt über Hals und Kopf hinunter. Nickel List aber richtet sich auf, streift die Ketten wie Handkrausen von den Armen, und geht ruhig zur offengelassenen Thüre hinaus.

Der Gefangene gab dafür freilich folgende natürliche Erklärung: Beim Liegen auf dem Boden habe er bemerkt, daß unter seinem noch ein anderes Gefängniß war, und daß der Boden zwischen ihm und dem Behältniß unter ihm nicht dick sei. Er habe also im Verlaufe der Zeit mit seinen Ketten und Eisenstangen ein gehöriges Loch hineingebohrt und dasselbe mit einer alten Thüre, die zufällig in seinem Gefängnisse stand, nothdürftig zugedeckt, nach Art einer Fallthüre, welche beim starken Treten darauf einbricht. Ueber das Ganze schüttete er das Stroh von seiner Lagerstätte, daß man beim ersten Anblick nichts davon bemerken konnte. Die Ketten aber hatte er durch seine

bekannte Kunstfertigkeit längst vorher von den Händen abgelös't und nur mit Bindfaden an einander gebunden, dergestalt, daß, nachdem er den Schließer über das Loch gelockt und ihn fallen lassen, er nur die Fäden zu zerreißen brauchte, um fessellos und frei zur Thüre hinauszugehen.

Inzwischen hatte man sich auch in Lüneburg gerüttelt, die Regierung in Zelle nahm die Sache auf sich; man fand in Hamburg, Lübeck, Hannover, in Brandenburg und Sachsen, in Franken, Thüringen, ja auch in Schlesien denselben Eifer und die bereiteste Hülfe, die gefährlichsten Bösewichter aufzuspüren, zu jagen und zu fangen. Schon saßen mehrere in gefänglicher Haft und mittels der Tortur war auch bald ein Bekenntniß erpreßt, auf welches hin die gerichtliche Verfolgung sichern Gang gewann. Die Mehrzahl der anderwärts verhafteten Verbrecher wurden auf Requisition der Gerichte in Celle zur weitern Untersuchung daselbst zur Abholung gestellt. Theils waren die Verbrecher, um deren willen sie an andern Orten gefangen saßen, im Vergleich zu denen, die sie in Lüneburg und Braunschweig begangen, geringfügig, theils waren die betreffenden Orte und Gerichte froh, sie los zu werden, da man nicht recht wußte, was mit ihnen anfangen, indem Anschuldigungen, Zeugen und andere Beweismittel, die man zur Hand hatte, gegen Personen von so umfassender Wirksamkeit, um ihre ganze verbrecherische Thätigkeit aufzudecken, nicht ausreichten.

Anders verhielt sich die Sache mit Nickel List; er saß gewissermaßen im Mittelpunkte seiner Thaten. Da er im Baireuthischen gefangen war, glaubte das markgräflich brandenburgbaireuthische Hofgericht vollkommen befugt zu seyn, über ihn zu richten. Und in der That, was er hier geraubt, gestohlen, auch gemordet, qualificirte ihn vollkommen, von den Landesgerichten Urtel und Recht zu empfangen. Allein die Untersuchung in Celle wäre nicht viel mehr geworden als sie war, d. h. Stückwerk, wenn man nicht die Seele der großen Räuberverbindung in Händen hatte; den, welcher über alle ihre Verzweigungen Auskunft geben konnte, und bereits in Hof außer zahllosen klei-

neren Diebstählen, auch seine Mitwirkung beim Einbruch im Dom zu Hamburg, beim Kirchendiebstahl zu Braunschweig und beim Raube der güldenen Tafel eingestanden hatte. Also wurden diplomatische Vermittelungen versucht, und der Markgraf von Brandenburg entschloß sich, seinen Räuber, der ihm mit allen Rechten zustand, des großen Zweckes wegen der herzoglichen Regierung in Zelle verabfolgen zu lassen.

Am 4. December 1698 ging die auserwählte Mannschaft von eilf Gefreiten, fünf Unteroffizieren und einem Lieutenant mit zwei sechsspännigen Wagen von Zelle ab, um aus dem Voigtlande die gefährlichen Verbrecher abzuholen. Ein tüchtiger Schließer ward mitgeschickt und es wird hinzugefügt, daß jene Mannschaft, die wackersten Kerle aus allen Truppen und von Kopf bis Fuß gewaffnet, wohl, wenn es darauf angekommen, gegen 50 Mann Stand gehalten hätte.

Am vierten Adventsonntage ward ihnen, nachdem sie in der Vorstadt von Hof gelagert, Nickel List überliefert. Er schien munter und freimüthig; als ihn aber der Lieutenant stärker schließen, auf den Wagen setzen und festmachen ließ, entfärbte er sich und ward traurig. Er fing bitterlich an zu weinen und wollte in den ersten Tagen nichts genießen, als etwas Brod und Branntwein.

Der Transport erschien auch einer so bewaffneten Mannschaft nicht ohne Gefahr, es wurde daher die größte Vorsicht beobachtet. Zwei Soldaten saßen auf dem Wagen vor List, einer mit gespannter Pistole, der andere mit blankem Degen, jeder zwischen den Knieen eine geladene Muskete. Die andern gingen mit ihren Gewehren zu beiden Seiten des Wagens. Es gab mehr oder minder gefährliche Passagen, wo man einen Angriff seiner Bande fürchtete. An diesen, und oft ganze Tage lang, ließ der Offizier den Gefangenen länglings auf den Wagen niederlegen, mit seinem Mantel bedecken und mit Stroh verstopfen. Ja man war in solcher Besorgniß, daß, wenn kein offener Angriff zu seiner Befreiung, doch ein Versuch gemacht werden dürfte, ihn zu erschießen. Um seine Freunde irre

zu führen, auf welchen Wagen sie schießen sollten, ward deßhalb auch der andere in gleicher Art mit Stroh ausgestopft und begleitet. In den dicken Wäldern und den zerrissenen hohen Gebirgen wurden Patrouillen vorausgeschickt und Bewaffnete mußten, wenn sie Hohlwege passirten, die Höhen zu beiden Seiten ersteigen und so die Fuhrwerke begleiten. In den Wirthshäusern ward vor der Einkehr die Stube für den Gefangenen genau besichtigt und gekehrt, damit später jede Communication vermieden werde. Außer den Wachen um das Haus mußte ein Gefreiter, den Degen in der Hand, und zwei Pistolen im Gürtel, vor dem Lager stehen und nie das Auge von ihm lassen, damit er sich kein Leid anthue. Als sie durch die reußischen Lande zogen, erzeugte ihnen der regierende Graf die Ehre, ins Posthaus zu kommen und selbst den Gefangenen in Augenschein zu nehmen. Außerdem erhielten sie noch Truppenverstärkung.

So schwer nach unsern heutigen Vorstellungen uns solche Aengstlichkeit und Vorsicht Seiten eines so bewaffneten Trupps bei einem Zuge durch die volkreichste und cultivirteste Gegend Deutschlands dünkt, erhielten sie doch viele Warnungen, auf ihrer Hut zu seyn. Vor Gera benachrichtigte sie ein Edelmann, daß in der neuen Schenke verschiedene verdächtige Leute sich nach der Marschroute der Lüneburgischen erkundigt hätten. Auch habe man in Erfahrung gebracht, daß ein Trupp Gaudiebe sich verschworen, der Nickel dürfe wenigstens nicht bis Leipzig kommen, wo man sein Zeugniß gegen und die Confrontation mit den dort im Gefängniß Sitzenden fürchtete. Als sie daher in den großen Tannenwald kamen und von dem Berge, auf welchem Auma liegt, in den Grund hinabstiegen und nunmehr in den dicksten Wald kamen, wo ein Hügel auf den andern folgt und die Fahrt jezuweilen unter den Gipfeln der Gebirge in dem tiefsten Thale fortgeht, berief der Lieutenant seine Leute und ermahnte sie, gleichwie vor einer Schlacht, bei Allem, was ihnen zustoßen möchte, das Ihre nach Pflicht und Schuldigkeit zu thun; ja er ertheilte ihnen Ordres auch für den Fall,

daß ein Schuß ihn selbst treffe und sein Commando damit aufhöre. Alle schworen ihre Schuldigkeit zu thun. — Solche Wald- und Gebirgsdefiléen hatte Deutschland vor 150 Jahren und solche ernsthafte Sache war der Transport eines Gefangenen durch dieselben.

Nickel List lächelte wehmüthig, als er es hörte, und versicherte, sie könnten ohne Sorge reisen, da seine Leute keinen Anführer hätten. „Ja, wäre ich dabei, leuchtete sein Auge auf, und mein Schwarz und mein Fähnrich Schmid, dann solltet ihr mit Recht fürchten."

Endlich erreichte man Leipzig und die Escorte schöpfte Athem. Die gefährlichsten Gegenden, wo Nickels Anhang am mächtigsten war, waren hier passirt. In der Vorstadt ward gelagert und man empfing daselbst die Leipziger Verhafteten und den Commissarius, der den Andreas Schwarz unter ähnlicher Bedeckung und Vorsichtsmaaßregeln aus Weimar dahin transportirt hatte. Ein ergreifender Auftritt fand hier statt. Der kecke, jugendlichmuthige Andreas Schwarz hatte bis auf diesen Augenblick Alles geleugnet. Als er in seinen Ketten vom Wagen sprang, ließ er seinen Bruder in Weimar grüßen und ihm sagen, er solle nur getrosten Muthes seyn, er werde bald loskommen. „Kennst du den Nickel List nicht?" fragte ihn der Commissär. „Nein, ich habe nie von dem Kerl gehört," antwortete er. In dem Augenblicke traten die Musketiere, die vor dem Angeschmiedeten gestanden, auf den Wink des Offiziers zurück. List sah traurig seinen getreuen Jäger an. Schwarz erschrack zuerst, entfärbte sich, nahm sich aber schnell zusammen und sprach: „Nein, den Mann kenne ich gar nicht. Er mag ein ehrlicher Kerl, er kann aber auch ein Schelm seyn." List schüttelte wehmüthig den Kopf: „Ach du guter Kerl, wenn du erst die blauen Daumen bekommen hast, wie gut wirst du mich kennen!"

Der weitere Transport lief ohne merkwürdige Zwischenvorfälle ab. Die Escorte hatte in diesen Gegenden nicht mehr vor Angriffen auf der Hut zu seyn, wohl aber vor der Zu-

dringlichkeit des neugierigen Volks. Meilenweit strömten sie aus den Städten dem Zuge entgegen, um den großen Nickel List von Augen zu sehen. Besonders als er sich dem Orte seiner Bestimmung näherte, war die halbe Bürgerschaft auf den Beinen, den Mann, der mit Federhut und bordirtem Rocke, mit goldenen Ringen und kostbaren Edelgesteinen vor Kurzem das Erstaunen der Aermern war, jetzt statt der goldenen mit eisernen Ringen, um die Hände gespannte Armbänder, schweren Fesseln an den Füßen, und statt der goldstrotzenden Lakaien mit finstern Schergen einziehen zu sehen.

Der Schlüssel zu dem furchtbaren Getriebe der ganzen Bande war mit Nickel List's Geständniß gefunden. Er leugnete und widerrief nicht mehr, nachdem er sich einmal vor der sittlichen Macht gebeugt hatte. Auch suchte er nicht wie die andern gemeinen Verbrecher durch Winkelzüge und neuen Trotz zurückzuspringen. Wie er ein vollkommener Verbrecher gewesen, war er nun ein vollkommener Reuiger, der mit Offenheit, soweit sein Gedächtniß reichte, dem Richter Alles bekannte.

Gegen vierzig namhafte Complicen traten heraus. Der Genannte erschöpfte nicht die Zahl aller Betheiligten, von denen viele wieder verschwinden, ehe ihr wahrer Name den Gerichten bekannt wurde. Die meisten, wenigstens die Haupthelden, führten außer ihren Geburts- noch Bundesnamen und Ehrentitel, durch welche sie unter den zerstreuten Banden in ganz Deutschland berühmt waren; als: der Corporal, Cornet, Wachtmeister, und die schreckenerregenden Bezeichnungen von Schinder, Teufel, Nickel u. s. w. Eine ansehnliche Zahl Juden befanden sich darunter, doch waren sie unter den eigentlichen Matadoren, der mit Arm und Leib angreifenden Helden, nur in der Minderzahl; diese gingen größtentheils aus den Reihen der entlassenen und entlaufenen Soldaten hervor und brachten den Muth und die List ihres frühern Gewerbes als Parteigänger in das neue Metier. Diese Erscheinung ist keine einzeln dastehende. Seit mit dem Verfall des Lehensverbandes die Schaaren der Landsknechte und stehenden Heere aufkamen, liefer-

ten die ausgezahlten Söldlinge und entlassenen Heere in ganz Europa den Kern der Räuberbanden. Aber auch einzelne Studenten finden wir noch darunter, wie zu und vor den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Nickel List ist unbezweifelt die hervorragendste Persönlichkeit unter allen seinen Genossen. Ueber seine großen Anlagen, seinen Scharfblick und sein Feldherrntalent in allen Unternehmungen ist nur eine Stimme. Sein Ruhm war so strahlend als von kurzer Dauer. In fünf Jahren ward er aus einem ehrlichen Manne ein Räuber, der berühmte Stern der deutschen Gaunerwelt, ohne den kein großes Werk vollführt werden konnte, in gewissem Sinne der Held des Volks und der Sage, und noch innerhalb dieser fünf Jahre büßte er seinen Ruhm auf dem Hochgerichte.

Eine der interessantesten Persönlichkeiten ist die seines Jägers Andreas Schwarz, genannt Moritz Richter. Schlank, wohlgebildet, mit einem feurigen Auge, freiem Sinn und der vollen Kraft der Jugend gewann er sich leicht die Herzen der Frauen wie der Männer. Er verstand seine Zunge wohl zu brauchen, wußte im Redefluß eben so zu überzeugen als er geschickt, schnell und behende in der Ausführung rascher Entschlüsse war. Gern wollte man ihm, um dieser Eigenschaften willen, eine hohe Abkunft andichten. Früher ein muthiger Soldat, ergab er sich dem Spiel, entlief, gerieth mit einem Handwerksburschen in Rauferei. Der Handwerker ward erschlagen, er entfloh und sein Unglück wollte, daß er in der Diebesherberge zu Stedten auf Nickel List traf. Er widerstand nicht dem gewaltigen Manne und der verlockenden Lust, in Herrlichkeit und Freuden wie er zu leben, und der bekannte Bund zwischen ihnen ward geschlossen. Sein Glück und seine Schönheit erregten die Eifersucht anderer Räuber, namentlich des neidischen Lorenz Schöne (der Cornet), welcher ihn in einem Briefe an den Magistrat zu Leipzig denuncirte. Er ward in Weimar verhaftet gerade im Augenblick, wo, wie er später bekannte, er in sich gegangen war und ein Gelübde gethan hatte, von seinem

gottlosen Wandel zu lassen. Zu spät für ihn! Standhaft und keck benahm er sich vor den Gerichten und leugnete trotz der Confrontation mit seinen längst geständigen Complicen. Vergeblich redete ihm List beweglich zu, Gott die Ehre zu geben und frei wie er zu bekennen. Andreas überstand die Qualen des sogenannten mecklenburgischen Instruments, mit dem ihm die beiden Daumen und die beiden großen Zehen zusammengequetscht wurden. Erst im Foltergewölbe erblaßte er und bekannte. Man glaubte, es sei der Anblick des Martertisches gewesen, Andreas aber sah das große Feuer, das im Kamin brannte, für ein neues Marterwerkzeug an, und nicht die Angst vor den Schrauben, sondern vor dem Gebratenwerden erpreßte ihm das Geständniß, bei dem er von da ab auch blieb.

Das Gegenstück zu dem jugendlichen Andreas Schwarz war Christian Müller, ein Bösewicht von der raffinirtesten Verderbtheit und Scheußlichkeit. Aus Stolpe im Meißner Oberlande gebürtig hatte er in seiner Jugend als Soldat im kaiserlichen und sächsischen Heere gedient, war oft desertirt und hatte seinen Körper durch Ausschweifungen früh verwüstet. Seine Diebstähle, Einbrüche, Feueranlegungen ließen sich, selbst bei der genauern Untersuchung, nicht zählen; er selbst entsann sich derselben nicht, und wenn er darauf gebracht wurde, trug ihn seine Phantasie vom hundertsten ins tausendste. An die Tortur, die er in aller Herren Ländern überstanden hatte, war er so gewöhnt, daß er sowohl vor als nachher aus derselben eine Kurzweil machte und sich wie einer geberdete, der etwa vom Fechtboden kömmt und nach der Motion nur noch größern Appetit zum Essen erhält. Nachdem er im Gewölbe zu Celle die äußersten Qualen erduldet, schrie er den Wächter an, daß er ihm schnell zu essen bringe, ihn hungere sehr.

Im halsstarrigen Läugnen wetteiferten bei der Untersuchung der Regimentsquartiermeister Peermann, Sohn eines Generallieutenants, der, nachdem er 33 Jahre mit Ehren im Kriege gedient hatte, zuletzt ein Gut bewirthschaftete, dann der Jude Jonas Meyer. Erst als die schärferen Grade der

Folter gegen sie angewandt wurden, bekannten sie. Peermanns Bekenntnisse waren auch nach der Folter nur Bruchstücke. Als er sich aber in Ketten in die dumpfen Löcher der Erde, gleich den andern Gefangenen, geworfen und angeschlossen sah, fing seine Verzweiflung und Zerknirschung an, die nun ebenso das äußerste Maß erreichte, als früher sein Stolz in der wildesten Frechheit sich an den Tag gelegt hatte. Angst, Klagen, Jammergeschrei und Thränen fand sein Beichtvater, welche die Steine der Kerkermauern zu erweichen drohten. Weniger seine Verbrechen als daß er den Namen Gottes so mißbraucht,*) quälten ihn, und er flehte um die Gnade, daß man ihn in Ketten in die Kirche schleppen und vor das Angesicht der Gemeinde stellen möchte, damit er öffentlich Gott und ihr das Aergerniß abbitten könne.

Den geistlichen Zuspruch bei den Gefangenen hatte der Magister Hosmann, Consistorial- und Stadtprediger in Zelle, übernommen, der auch die ganze Prozeßgeschichte in unübertroffener Weitschweifigkeit der Nachwelt überliefert hat. Bei den Versuchen zur Bekehrung fand der Geistliche Niemanden besser vorbereitet als Nickel List. Schon als er aus Hamburg auf neue Einbrüche abreiste, hatte er sich eine Bibel gekauft. Geistliche Trostbücher waren im Gefängniß seine Herzensstärkung. Er war während seiner ganzen Gefangenschaft voll Zerknirschung, und besonders drückte ihn die Blutschuld aus seinem frühern Leben. In der Wissenschaft der nöthigen Dinge, sagt ein Beichtvater, hatte er des Unterrichts wenig nöthig.

Auch Andreas Schwarz und selbst der ruchlose Christian Müller zeigten sich, dem äußern Scheine nach, unterwürfig. Dagegen klirrte der rohe Gardereiter Pante voll Wuth mit seinen Ketten, als der Geistliche eintrat. Er fragte: Wer ihn geheißen zu kommen; er hätte ohnedem Qual genug. Hingehen solle er zu den großen Dieben, die von unrechtem Gute banquettirten und Paläste bauten. Wenn er die bekehrt, möge er zu ihm kommen, er wäre nur ein kleiner Dieb. Erst später ging Pante in sich, ließ den Geistlichen wieder rufen und zeigte über sein sündliches Leben Reue.

Mit besonderm Eifer machte sich der Geistliche daran, die jüdischen Mitglieder zu bekehren. Seine Arbeit war nur bei den wenigsten belohnend. Einige waren bereits mehrmals auf dem

*) z. B. die Daumenstöcke in der Folterkammer erpreßten ihm einige Bekenntnisse, die er nachher widerrief. Er fiel auf die Kniee und schrie: „Der Herr Jesus möge alle Teufel, die er aus den Besessenen getrieben, in ihn fahren lassen, wo er nicht Alles, was er bekannt, nur aus Angst gesagt."

Wege gewesen, Christen zu werden; sie folgten jeder Stimmung, die ihnen Vortheil, Linderung oder Aufschub versprach. Ihre Zerknirschung war nicht die eines Peermann, ihre Bekehrung nicht die eines List. Einen andern Juden, der wirklich bußfertig war, hatte schon ein katholischer Geistlicher gewonnen. Aber unüberwindlich, ja unangreifbar war der, auf dessen Bekehrung es dem Geistlichen vor Allem ankam, Jonas Meyer aus Wunstorf. Nicht das allein, in seinem unerschütterlichen Judenthum wandte Jonas die Angriffswaffen gegen den Angreifer und Magister Hosmann mußte immer fürchten, daß er bei den andern Gefangenen durch seine Ueberredungskünste und den fürchterlichen Hohn, der ihm eigen war, die Früchte seiner Arbeit wieder vernichte.

Dem war indessen nicht so. Seine Bemühungen waren gesegnet. Nachdem er die Einzelnen vorbereitet unter Beistand noch anderer Geistlichen, theilte er sie in zwei Haufen, die abwechselnd seine religiösen Tröstungen anhörten. Vor Ausbruch und Flucht war gesorgt; dagegen fürchtete man, daß einige der Gefangenen Mittel finden könnten, der Hinrichtung durch Selbstmord zu entgehen. Die Furcht war nicht ohne Grund. Aber Hosmanns Beredtsamkeit, mit der er das Verbrechen des Selbstmordes ihnen vormalte, überwältigte die Gemüther. Freunde von außen hatten mehrern Verbrechern Gift verschafft; sie warfen es nach Hosmanns Predigt in den Abtritt. Ein anderer wünschte unter vier Augen mit ihm zu sprechen. Zu des Geistlichen Entsetzen knüpfte er den Rock auf und zog einen Stahl hervor. „Hier ist," sprach er, „das Werkzeug, das ich, ungeachtet aller sorgfältigen Durchsuchung meiner Kleider, im Hute verwahrt habe. Der böse Feind hetzte mich mehrmals an, mir damit das Leben zu nehmen. Gott sei gedankt, daß ich widerstanden und es nicht gethan." Er bat den Geistlichen, das Instrument an sich zu nehmen, es aber bis nach seinem Tode nicht zu zeigen und auch dann aus gewissen Gründen seinen Namen Niemanden zu nennen. Wie wichtig es nach der Verbrechermoral erschien, durch Selbstmord der Hinrichtung zuvorzukommen, beweis't ein Umstand. Ein Freund und Mitverbrecher Schwanke's versuchte auf eigene Gefahr, Nachts sich an die innern Kerkermauern zu schleichen. Nicht um den Gefangenen zu erretten, sondern nur um einen langen Degen durch die Mauer zu pressen, in dessen Spitze Schwanke seine Brust treiben könne. Schwanke widerstand der Versuchung.

Die ganze Untersuchung war noch nicht beendet, als die Regierung sich entschloß, an einigen der Delinquenten, die man bei der Inquisition nicht mehr nöthig hatte, vorläufig das Todesurtheil zu vollstrecken. Es wurden auserwählt Christian

Schwanke, der zuerst verhaftete Complice, durch den man den andern auf die Spur kam, ein Seefahrer aus Hamburg; dann Andreas Schwarz, dessen Lebenslauf und Straffälligkeit klar vorlag; der Regimentsquartiermeister Peermann, der Gardereiter Christoph Pante und Christoph Kramer, ebenfalls Gardereiter, der mehr ein Verführter und von sanfterer Gemüthsart als Pante dennoch sein Leben vielfach verwirkt hatte; endlich der Jude Jonas Meyer.

Alle diese, mit Ausnahme Jonas Meyer's, erkannten die Gerechtigkeit ihrer Strafe an, und empfingen, unter allen Zeichen der Bußfertigkeit und Zerknirschung, das Abendmahl. Am Vorabend ihres Todes wurde den Verheiratheten unter ihnen gestattet, mit ihren Frauen die letzte Mahlzeit einzunehmen.

Am 21. März 1699 wurden die genannten Verbrecher zur Abbüßung ihrer Strafe vor das Thor geführt. Es war ein heiterer Frühlingstag und der Zug zur Execution und diese selbst ging in großer Ordnung und im Angesicht zahlloser Zuschauer von statten. Schwanke ging neben dem Magister Hosmann mit einer Freudigkeit, welche diesen in Erstaunen setzte. Er stimmte fromme Gesänge an, ermahnte selbst seinen geistlichen Freund, als er ihn traurig sah, zur Heiterkeit. Kein Schatten von Todesfurcht war an ihm wahrzunehmen. Ganz anders benahm sich Andreas Schwarz. Zwar zeigte auch er keine Todesfurcht, gerieth aber bei Ablesung seines Urtheils, einiger geringfügigen Aeußerungen wegen, in die äußerste Wuth; widersprach und protestirte. Es gab einen ärgerlichen Auftritt, als man ihm bedeuten mußte, daß es bei der Masse seiner eingestandenen Verbrechen nicht darauf ankäme, ob er bei diesem und jenem Diebstahle selbst mit Hand angelegt und mehr oder weniger als die andern Thäter erhalten habe. Auch auf dem Karren noch, wo er neben Schwanken saß, brummte und fluchte er und konnte sich nicht zufrieden geben, daß seine Glieder durch eiserne Keulen sollten zerschmettert werden: solches gehöre für Hunde und er sei doch ein Christ! Pante und Peermann verhielten sich ruhig; Jonas Meyer dagegen erhob auf seinem Wagen ein so furchtbares Geschrei, daß er den neben ihm sitzenden Peermann in seinen Todesbetrachtungen störte und auf einen andern Wagen gebracht werden mußte, wo er gegen den zu ihm gesetzten Geistlichen die lästerlichsten Dinge wider Christus und sein Evangelium ausschüttete. Noch weniger konnte sich Andreas Schwarz zur Ruhe geben, dessen Gemüth im Aufruhr der Leidenschaften brannte. Doch auch er starb zuletzt bußfertig wie die andern. Unter dem Schaffot angekommen, verwandelte sich Andreas Toben in vollkommene Ruhe. Oben bat er den Geistlichen, das Gebet des Herrn mit ihm zu sprechen, und der noch kaum wie

ein wildes Thier an seinen Stäben gerüttelt, hielt plötzlich, wider alles Erwarten, aus eigenem Triebe an die Zuschauer eine Rede: sich an ihm zu spiegeln, der Sünde zu widerstehen, Gott vor Augen zu haben und für sein seliges Ende zu beten. Die Kraft und der Ausdruck seiner Worte, von dem jugendlich schönen Verbrecher gesprochen, erschütterten die Tausende, welche es hörten. Ohne irgend ein Zeichen von Furcht ließ er sich auf sein letztes furchtbares Lager binden, und obgleich er mit eisernen Keulen von unten (statt des Rades) zerschmettert ward, stieß er von jetzt an keine Schmerzenslaute aus, sondern duldete mit vollkommener Ruhe. — Schwanke ward nach ihm ebenfalls mit eisernen Keulen, aber von oben, zerschmettert. — Peermann, zum Strange verurtheilt, stieg die Leiter mit vollkommener Ruhe hinauf. Seine letzten Worte am Strick waren. „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" — Pante war zum Strange verurtheilt, aus besonderer Gnade und in Erwägung seiner frühern wackern Kriegsdienste indessen war die Strafe in Enthauptung verwandelt. Der erste Hieb des Scharfrichters war zwar tödtlich, traf aber nur das Gehirn; ein zweiter mußte vom Leichnam den Kopf trennen. Beim Gardereiter Kramer war Urtheil und Milderung dieselbe. Er wollte sich als Soldat nicht die Augen verbinden lassen, fügte sich aber doch der Ordnung und während er betend kniete, trennte ein Schlag Haupt und Körper.

Anders starb Jonas Meyer. Sein Tod und die Vorfälle dabei waren ein Ereigniß, das durch alle christliche Länder mit Entsetzen wieder erzählt wurde, und — wenn nicht das achtzehnte Jahrhundert vor der Schwelle gestanden — leicht zu einer neuen Judenverfolgung Anlaß gegeben hätte. Jonas hatte, wie gesagt, allen Bekehrungsversuchen bis auf den letzten Augenblick widerstanden. Todeswürdiger Verbrechen war er geständig; aber doch fühlte er sich im Rechte, der christlichen Obrigkeit gegenüber. Von ihr wollte er keine Ermahnung, keine Strafe hinnehmen; er fügte sich nur der Gewalt, Grimm und Wuth im Herzen. Noch unter dem Galgen wurde ein Versuch gemacht, ihn zu bekehren. Er wies ihn entschieden ab. Wie er nun hinaufgewunden ward, und nunmehr meinte, er wäre aller Gefahr und absonderlichen Bestrafung, in die ihn seine lästernde Zunge stürzen könnte, entrückt, rief er überlaut: „Ich lebe ein Jude und ich sterbe ein Jude — verflucht seien alle die, in deren Herzen eine Ader ist, die an Jesum glaubt!" — So starb Jonas Meyer zum Entsetzen aller Zuschauer, die sich eben an dem bußfertigen Tode der andern Verbrecher erbaut hatten. —

Endlich schritt man zur Execution der noch übrigen Verhafteten, deren Zahl sich inzwischen vermehrt hatte, indem endlich

auch der kühne Dieb, Michael Kaiser, und der Jude Hoscheneck ergriffen und nach Zelle abgeliefert worden waren. Am 23. Mai 1699, am Dienstag vor Pfingsten, wurden hingerichtet Nickel List, Christian Müller, Michael Kaiser, Andreas Luci, Moses Hoscheneck und Samuel Löbel. Obgleich gegen List schon zu Hof auf Schleifung zur Richtstätte und lebendig Verbranntwerden erkannt worden, wurde er in Celle in Erwägung seines „treuen und offenherzigen" Bekenntnisses ohne Tortur nur zur Zerschmetterung der Glieder, und zwar anstatt des Rades mit eisernen Keulen von unten auf verurtheilt. Christian Müller ward zu der nämlichen Strafe verurtheilt. Den andern vier war der Strang zuerkannt.

Nickel List legte auf dem Schaffot, zur Rührung aller Zuschauer, seine Beichte ab. Nachdem ihm schon beide Beine und Arme zerschmettert waren, rief er noch den Namen Jesu an. Nachdem ihn die letzten Brustschläge getödtet, ward der zerschmetterte Leichnam umgedreht und mit dem Beil das Haupt vom Rumpfe getrennt und beide auf die Erde geworfen. Christian Müller geberdete sich, bei der Execution in der desparaten Art, die man an ihm gewohnt war; doch betete und sang er fleißig und starb unter Anrufung des Erlösers. — Kaiser's und Luci's Erwürgung geschah etwas langsam und schwer, da ihnen der Strick zu nahe unter das Kinn trat. Auch sie flehten noch unter dem Querbalken Gott um ein seliges Ende an. Hoscheneck und Samuel Löbel starben, mit Entschiedenheit den Trost des Evangeliums von sich weisend. Die Verbrennung des List'schen Körpers schloß die Execution. Sein Kopf ward auf seinen Pfahl gesteckt, der das Hochgericht und den Galgen überragte.

Aus anderweitigen Gründen wurde die Hinrichtung der beiden Juden, des Alexander Saladin und des Salomon David bis zum Juli 1700 verschoben. Sie starben am Strange, jener als guter katholischer Christ, wozu ihn sein katholischer Beichtvater bekehrt hatte. Von ihm sagt Magister Hosmann, „er habe auf Befragen ein herrlich Bekenntniß seiner Reue und des Glaubens an den Herrn Jesum abgelegt und sei darauf mit großem Trost vieler tausend Zuschauer selig gestorben, welche immer vermeint, er werde doch noch vor seinem Ende abfallen."

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Bekehrung von Sünden der Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens.

Seite

I. Bekehrung von Sünden der Fleischeslust.

1. Eudoxia 7
2. Angela von Foligni 14
3. Abälard und Heloise 18
4. Späte Reue 21

II. Bekehrung von Sünden der Augenlust.

1. Fahre hin, schnöder Gewinn 23
2. Geschichte eines Spielers 27
3. Ein anderer Spieler 36
4. Bekenntnisse eines englischen Wegelagerers 39
5. König Richards Ende 56

III. Bekehrung von der Hoffart des Lebens.

1. Der heilige Romuald 59
2. Graf von Rougemont 71
3. Und dann? 73
4. Die ungleichen Schwestern 74
5. Eine ungenannte, tief gefallene und sehr begnadigte Person 80

Zweite Abtheilung.

Bekehrung von verschiedenen anderen Sünden und Lastern.

I. Bekehrung von Zorn und Rachsucht.

1. Ein Edelmann in Mexico 91
2. Fulko 92
3. Landgraf Conrad 93
4. Der vermeintliche Freundesmörder 95
5. Von Besenval 104

II. Bekehrung von Haß und Neid.

1. Der neidische Prediger Antonius 108
2. Nathan und Mitranes 110
3. Ein ungenannter Jüngling 115

III. Bekehrung von der Trunkenheit.

1. Der Besuch im Kerker 120
2. Seltsame Heilung eines Trunkenboldes 127

Inhalt.

Seite

Dritte Abtheilung.

Besondere Veranlassungen und Vermittelungen zur Bekehrung.

I. Bekehrung im Anlasse unerwarteter oder wunderbarer Ereignisse.

1. Margarita von Cortona 129
2. Petrus Consalvi 134
3. Der Jüngling und der Wolf 135
4. Die Allerheiligen-Nacht 145

II. Bekehrung mittels des Predigtamtes.

1. Franziscus von Assisi 163
2. Antonius von Padua 167
3. Bernardino von Feltri 171
4. Reginald 175
5. Johann von Vicenza 180
6. Vincentius Ferrerius 182

III. Bekehrung durch Vermittlung der seligsten Jungfrau Maria.

Mittheilungen aus den Erlebnissen der Erzbruderschaft des heiligen unbefleckten Herzens Mariä 184
1. Ein Atheist 187
2. Ein Hauptmann, der in seinem vier und vierzigsten Lebensjahre noch nicht getauft war 190
3. Bekehrung eines Vaters durch sein Kind 194
4. Bekehrung zweier Juden und eines gottesräuberischen Heiligthumsschänders 201

Fünfte Abtheilung.*)

Bekehrung auf dem Krankenlager und dem Sterbebette.

1. Ein Gottesverächter und Wüstling auf dem Sterbebette . 218
2. Zweifache Seelenrettung 226

Sechste Abtheilung.*)

Bekehrung im Gefängnisse.

1. Hannikels Ende 244
2. Antoine Pin, der falsche Zeuge 258
3. Nickel List und seine Gesellen 281

*) Soll vierte und fünfte Abtheilung heißen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herbst, Ferdinand Ignaz, 1798-1863 [Herausgeber]

Katholisches Exempelbuch oder Die Lehre der Kirche in Beispielen ein Handbuch für Prediger, Katecheten u. Religionslehrer ; zugl. e. christl. Haus- u. Familienbuch
Bd.: [4]

Regensburg 1845

Dogm. 496 m-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10398313-3